Jahrbuch des Oberaargaus 1958

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

Jahrbuch des Oberaargaus 1958

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde

Erster Jahrgang
Herausgeber: Jahrbuchkomitee des Oberaargaus
Druck und Gestaltung: Merkur AG. Langenthal
Umschlag-Zeichnung: Wilhelm Liechti, Langenthal

VORWORT

Im Sommer 1955 befasste sich auf Einladung des Obmanns des oberaargauischen Heimatschutzes ein Kreis heimatkundlich interessierter Vertreter aus den Aemtern Aarwangen und Wangen und des oberen Langetentales eingehend mit der Frage, ob die Voraussetzung zur Herausgabe eines Heimatbuches für den Oberaargau gegeben sei. Der Wunsch, in unserem Landesteil die vielen Bemühungen um Geschichte und Heimatkunde zu fördern, zu koordinieren und vor allem die meist örtlich gebundenen Publikationen der oberaargauischen Bevölkerung zugänglich zu machen, kam deutlich zum Ausdruck. In der Folge einigte man sich auf die Herausgabe von Jahrbüchern, welche die vorhandenen Möglichkeiten besser ausschöpfen und die nötige Grundlage für die spätere Herausgabe eines Heimatbuches schaffen sollen.

Das Jahrbuchkomitee kann sich auf viele Arbeiten stützen, die bisher im Dienste unserer engeren Heimat geschrieben wurden. Die meisten dieser Publikationen sind vergriffen, daher den wenigsten zugänglich. Viele sind wissenschaftlich wohl fundiert, einiges bedarf aber der Korrektur und Ergänzung. Vieles liegt noch in den Archiven vergraben, das der Sichtung wert ist und mit den Jahren unsere historischen Kenntnisse im Oberaargau abrunden hilft.

Der heimatkundlich Beflissene wird sich aber auch für naturkundliche und wirtschaftliche Belange interessieren. Diese Sparte nicht zu vernachlässigen, wird ein besonderes Anliegen des Jahrbuchkomitees sein. Ferner hat der Oberaargau zu jeder Zeit Männer und Frauen hervorgebracht, die es verdienen, in kurzen Biographien gewürdigt zu werden.

Gross ist die Zahl der Mahner, die von Kulturzerfall, von Traditionsverlust sprechen. Zugegeben, vieles mag in Auflösung begriffen oder verschüttet sein. Die Bereitschaft zur Besinnung, das Suchen nach dauerhaften geistigen Werten scheinen uns nicht verloren gegangen zu sein. Helfen wir mit, den Zugang zu einer Neuorientierung zu erleichtern! Ohne Unterlagen kann vor allem der Jugend kein Wurzelgrund geschaffen werden. Mit dem Wissen wächst auch ihre Verpflichtung gegenüber der Heimat.

Ohne Mithilfe weitester Kreise wird das Jahrbuchkomitee seine Aufgabe nicht bewältigen können. Es lädt an dieser Stelle zur Mitarbeit ein und bittet Behörden, Institutionen und Private um die leider notwendige finanzielle Unterstützung.

Den Mitarbeitern, den Autoren, die alle ihre Beiträge prompt abgeliefert haben und nicht zuletzt der Buchdruckerei Merkur AG statte ich den gebührenden Dank ab. Möge das Jahrbuch vielen Lesern Freude bereiten und das Jahrbuchkomitee zu weitern Taten anspornen.

Wiedlisbach, 12. November 1958

Robert Obrecht

Redaktionskommission

Dr. Robert Obrecht, Wiedlisbach, Präsident
Valentin Binggeli, Langenthal
Karl H. Flatt, Wangen a. A.
Dr. Hans Freudiger, Bern
Werner Staub, Herzogenbuchsee

Geschäftsstelle: Rudolf Pfister, Langenthal
Paul Gygax, Langenthal

VON DER ENTSTEHUNG UND DEM WANDEL DES BEGRIFFS «OBERAARGAU»

Vorbemerkung. Es hält schwer, den Oberaargau zu definieren, seine Landschaft und Geschichte als Einheit und Eigenart darzustellen. Zwar ist die oft gehörte Behauptung, es gingen ihm beide, Einheit und Eigenart, ab, sicher gutteils sowohl ungenau wie unrichtig. Es wäre eben zu untersuchen, wo und wie weit sie vorhanden sind. Zur Klärung solcher Fragen beizutragen, steht nun gerade auch im Aufgabenkreis des Oberaargauer Jahrbuches.

Eine landschaftlich-räumliche Darstellung in diesem Sinne (der «geographische» Oberaargau), soll später hier folgen. Die vorliegende Studie geht andererseits der zeitlich-geschichtlichen Entwicklung auf den Grund (dem «geschichtlichen» Oberaargau). Sie erschien bereits in der Beilage zum «Langenthaler Tagblatt», «Sunndigspost» Nrn. 43 und 44 vom 3. und 10. November 1956, schien jedoch der Redaktion des Jahrbuchs unbedingt wertvoll genug, mit dem folgenden Nachdruck der zeitungsmässigen Tagesflüchtigkeit entrissen zu werden, als allgemein richtungweisende Gesamtschau das Jahrbuch 1958 einzuleiten. v. b.

Wir begnügen uns gewöhnlich damit, die Herkunft unserer Kantonsnamen Thurgau und Aargau wie die der vielen andern mit -gau zusammengesetzten Namen, denen wir in der Schweizergeschichte begegnen (z. B. Klettgau, Hegau, Zürichgau, Frickgau, Sundgau, Eisgau [= Ajoie], Buchsgau, Waldgau = Waadt usw.) von der Einteilung des Reiches Karls des Grossen in mächtige Verwaltungsbezirke abzuleiten. Der Name für einen solchen Reichsteil war comitatus, Grafschaft, oder auch pagus = Gau.

Es ist aber wohl möglich, dass in gewissen fränkischen Gauen keltische Gaue weiterlebten, die während der römischen Zeit ihre alten Grenzen beibehalten hatten. Nach Cäsar war das Helvetierland in vier Gaue gegliedert (wir kennen nur von zweien die Namen: Tiguriner und Verbigener). Der junge, viele bis dahin dunkel gebliebene Zusammenhänge hellsichtig durchschauende Aargauer Historiker Georges Gloor macht es uns wahrscheinlich (in der Festnummer des «Aargauer Tagblattes» vom 25. April 1953, be-

titelt «150 Jahre Aargau»), dass diese vier Gaue a. 71 n. Chr. Geb. von Kaiser Vespasian als ebenso viele Gerichtsbezirke der Hauptstadt Avenches zugewiesen wurden und dass eine dieser Regionen den Namen trug: Regio Arurensis = Aare-Region. Dieser Name ist auf dem in Muri bei Bern gefundenen Standbild einer keltischen Wassergöttin erhalten geblieben, und die Grenzen der uralten keltisch-römischen Aare-Region ergeben sich uns aus ihrem Weiterbestehen in der mittelalterlichen Kirchenverfassung, in der Dekanatseinteilung und -abgrenzung. Sie gingen «stracks dem Albis nach und bis zum Klausen, südwärts bis zur Grimsel, der Aare entlang westlich bis Lyss, nordwärts bis Windisch. Der letztgenannten Ortschaft gegenüber lag bereits die erste des Thurgaus (Turgi).» So Gloor. Vielleicht war dies der fränkische Gau zur Zeit Karls des Grossen. (Eine Urkunde von 762 enthält die Bezeichnung Argowe regio.)

Der Vertrag von Verdun 843 zerschnitt die mächtige Fläche des Reiches Karls des Grossen zu Händen der Söhne Ludwigs des Frommen, zu Händen also des brüderlichen Erbentrios Karl, Lothar und Ludwig, von Norden nach Süden in drei Stücke, West-, Mittel- und Ostfranken. Dabei setzte sich neben dem privatrechtlichen und auf das Flächenmässige gerichtete Denken der Karolinger doch auch eine andere Tendenz durch: Das Westreich wollte die romanischen, das Ostreich die germanischen Stämme in sich vereinigen, während das Mittelreich es mit beiden Elementen zu tun bekam.

Den Verwaltungsbezirk, den comitatus Aaregau, liess der Vertrag von Verdun als Ganzes weiterbestehen, fraglich ist nur, ob beim Mittel- oder beim Ostreich. Wurstemberger (Geschichte der alten Landschaft Bern I., S. 331 f.) glaubt, die Grenze zwischen beiden habe in unserem Lande die Reuss und erst von ihrer Mündung an die Aare gebildet. Dierauer hingegen hält dafür, dass der Aarelauf überhaupt die Grenzlinie gebildet habe. Und wirklich lag ja Langenthal gemäss dem Wortlaut der Urkunde von 861, die uns zum erstenmal seinen Namen nennt, im Machtbereich Ludwigs des Deutschen, also im Ostreich, was uns eine andere, vom König Arnulf von Kärnten a. 894 ausgestellte Urkunde bestätigt.

Aber die gleiche Urkunde von 861 bezeugt uns die Existenz eines abgesonderten Oberaargaus, also die vor 861 erfolgte Lostrennung dieses Teilstückes vom Gesamt-Aargau: Langatun liegt in superiori pago Aragaugin(en)se. Die Urkunde von 894 sagt: in superiore Aragouve in comitatu Hebarhardi. Wir dürfen annehmen, dass 894 Gau und Grafschaft identisch waren, und vermuten, dass dies schon 861 so war.

Wie aber ist es zur Entstehung dieses Oberaargaus gekommen?

Wir müssen zweierlei in Betracht ziehen. Erstens: Im Räume zwischen Reuss und Aare waren schon bei der ersten germanischen Besiedelung die einwandernden Burgunder und die Allemannen aufeinandergestossen, und hier schoben sie sich wahrscheinlich lange hin und her. Drangen dabei die Allemannen noch so weit gegen die Aare vor, so behauptete sich hier, im nordwestlichen Teile der alten Aare-Region, doch ein starker burgundischer Einschlag, und damit war hier, im Grenzland, der natürliche Zusammenhang mit dem grossgrafschaftlichen Verwaltungsgebiet des germanischen Ostreiches bald nicht mehr sehr stark. Zweitens: Das Mittelreich war infolge seiner Zwischenlage und seiner allzusehr in die Länge gezogenen Gestalt — es erstreckte sich von der Rheinmündung bis weit nach Italien hinein — von Anfang an zur weitern Zerstückelung sozusagen voraus bestimmt, verurteilt. Als der Kaiser König Lothar a. 855 starb, war wieder ein Erbentrio, wieder mit den Namen Karl, Lothar und Ludwig, vorhanden. Und für diese drei Brüder wurde nun das Gesamt-Mittelreich, wie eine allzulange Stange, in drei Stücke zersägt. Den nördlichen Teil, aber dabei doch auch noch gewisse Teile von Burgund, bekam Lothar II., nach dem dann sein Land Lotharingen benannt wurde. Burgund zur Hauptsache, Dauphiné und Provence fielen an Karl, Ludwig II. wurde (oder besser: blieb) König von Italien und römischer Kaiser. Starb einer der drei, so war von vornherein zu erwarten, dass mit Erbansprüchen nicht nur die beiden andern Brüder sich meldeten, sondern auch die Oheime Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, diese vielleicht, indem sie sich, um das blosse Machtzuwachsgelüste zu verhüllen, auf die Stammeszugehörigkeit gewisser Bevölkerungsteile des Mittelreiches zu ihren eigenen Völkern beriefen. Um 860 soll Lothar II., der sich von Karl dem Kahlen bedroht fühlte, seinem kaiserlichen Bruder Ludwig beträchtliche Stücke burgundischen Gebietes östlich des Juras abgetreten haben. Wurstemberger bezweifelt diese Schenkung. Georges Gloor hingegen sagt klipp und klar, und meines Erachtens wohlüberlegt, a. 859 seien «die burgundischen Grafschaften (samt Oberaargau bis Murgenthal)» dem Königreich Italien zugeteilt worden. Ein weiteres Stück Burgund ging an den König von Italien über, als 863 König Karl gestorben war und Lothar und Ludwig ihn beerbten. A. 869 starb Lothar. Im Vertrag von Mersen 870 teilten die Oheime Karl und Ludwig das Land Lotharingen unter sich auf.

Es muss irgendwie mit den komplizierten Vorgängen, die sich zwischen 855 und 861 im Mittelreich abspielten, im Zusammenhang sein, dass der

Oberaargau als selbständige Grafschaft entstand. Es lässt sich sehr gut denken, dass Ludwig der Deutsche, um dem Zugriff des Kaisers Ludwig auf alle burgundischen Länder Einhalt zu gebieten, das von jeher dem burgundischen Einfluss ausgesetzte, von burgundischer Bevölkerung durchsetzte Gebiet westlich der Roth einem besondern Grafen unterstellte, der als eine Art Markgraf den Grenzschutz auszuüben und die Rechte des deutschen Königs möglichst gut zu wahren hatte.

Das Sterben der karolingischen Teilkönige setzte sich in dem auf den Vertrag von Mersen (870) folgenden Jahrzehnt in einer besonders engen Reihenfolge fort (875 Kaiser Ludwig II., 876 Ludwig der Deutsche, 877 Kaiser Karl der Kahle), und aus den dadurch in Uebung gehaltenen Zerstückelungskünsten der gierigen Erben ergab sich ein Zusammensetzspiel, dessen beiläufigen Sinn wir darin erblicken können, dass sich dabei Kräfte regten, welche die Völker nach ihrer sprachlichen Verwandtschaft zu staatlichen Gebilden vereinigen wollten. So entstand 879 aus der Provence und dem Dauphiné plus einem Streifen Languedoc und dem Dreieck Lyon, Châlon, Genf östlich der Saône das Königreich Niederburgund oder Arelat, und 888 aus den Gebieten der heutigen Westschweiz, Savoyens und des französischen Juras das Königreich Hochburgund, das seine Grenze zunächst bis an die Aare vorschob und Solothurn zur Hauptstadt machte. Damit war die burgundische Anziehungskraft auf den Oberaargau aus nächster Nähe wirksam geworden. Aus dieser Situation heraus müssen wir uns das Auftreten des für 894 und schon für 886 (FRB I., S. 229) bezeugten Grafen Hebarhard denken. Die Errichtung einer besondern Grafschaft Oberaargau würde uns als eine verständliche, ja notwendige Massnahme gerade dieser Zeit erscheinen, wenn wir nicht wüssten, dass der Oberaargau schon seit kurz vor 861 bestand und dann doch wohl bereits nichts anderes als eine besondere Grafschaft mit einem besonderen Grafen darstellte, weil, wie wir gesehen haben, die Verhältnisse das schon damals, seit 855, notwendig machten. Ob Hebarhard der erste Graf des Oberaargaus gewesen ist und also vielleicht schon seit 859 amtete oder ob er einen oder mehrere Vorgänger hatte, wissen wir nicht. Dass aber nach 888 der Anschluss des Oberaargaus an Burgund auf die Dauer nicht verhindert werden konnte, ist für uns um so weniger fraglich, als wir uns einerseits viel entschiedener als bisher die Bedeutung des burgundischen Elementes in unserem Landesteil als sehr weit zurückgehend und sehr lebenskräftig und keimfähig vorstellen müssen, und als wir anderseits sehen können, wie nach 888, dem Jahre, in dem Karl der Dicke, der das ganze Reich

Karls des Grossen noch einmal «zusammengeerbt» hatte, aus einem immer kranken ein toter Mann geworden war, der Zerfall des Ganzen von neuem einsetzte und sich durch das Wiederaufkommen der Stammesherzöge auch im deutschen Reiche bemerkbarer machte. So erscheint uns das Ereignis, das uns sonst als ein unerwartetes und zufälliges Geschehen überraschen müsste, vielmehr als das durchaus folgerichtige Ergebnis einer langen Entwicklung: Nach der Schlacht bei Winterthur 919 gab bekanntlich der Sieger, Herzog Burkart von Allemannien, dem Besiegten, König Rudolf II. von Burgund, seine Tochter Bertha zur Frau, und dazu trat er ihm den Oberaargau ab (vielleicht nicht sofort, aber doch im Sinne einer Mitgift; vielleicht nicht nur diesen, das Gebiet bis zur Rot-Murg, sondern, in seinem Entgegenkommen zu weit gehend, das Land bis zur Reuss). Diese Verständigung beweist schon an und für sich ein kluges, realpolitisches Denken der zunächst daran Beteiligten. Aber im Zusammenhang damit stehen sehr hohe Ziele und weitreichende Pläne europäischer Reichspolitik. Ein Chronist (Liutprand von Cremona) erzählt uns eine scheinbar ganz naive Geschichte: Der deutsche König Heinrich I. habe sich, aus Frömmigkeit, von König Rudolf von Burgund eine Reliquie, die sogenannte heilige Lanze, schenken lassen und ihm dafür ein Stück Schwaben abgetreten. Schon Prof. Karl Geiser vermutete, dass es sich bei dieser Landabtretung wahrscheinlich um die Anerkennung des von Herzog Burkart getanen Schrittes handelte. Aber erst in den letzten Jahren ist uns dank den Untersuchungen einiger deutscher Geschichtsforscher das volle Verständnis für den Grund der Abtretung aufgegangen: Sie war der angemessene Preis für den Wert der heiligen Lanze. Diese war nämlich nicht nur eine hochheilige Reliquie, sondern dazu noch «das Wahrzeichen der Königsmacht im Langobardenreich». Wenn Heinrich sie von Rudolf haben wollte, so bedeutete das, dass er, und nicht Rudolf, in Pavia zu herrschen begehrte, dass er gewillt war, an der Reichsidee Karls des Grossen soweit als möglich festzuhalten. Die heilige Lanze sollte ihn legitimieren als den berufenen Hüter der von Karl dem Grossen begründeten politischen Ordnung Europas. Sie gehörte seit 926 tatsächlich zu den Reichsinsignien.

Und der Oberaargau gehörte seit ungefähr dieser Zeit (vielleicht schon seit 920, vielleicht aber erst seit 935) zum Königreich Hochburgund (auch Neuburgund und Kleinburgund geheissen), und zwar bis zu dessen Uebergang an Deutschland zwischen 1032 und 1038, also rund hundert Jahre oder rund ein Jahrzehnt mehr. Das ist der augenfälligste politische Aus-

druck dafür, dass hier das burgundische Element von jeher eine gewisse, nicht zu unterschätzende Bedeutung gehabt haben muss. Was sich uns bei 861 als Erklärung für die Entstehung des Oberaargaus aufgedrängt hat, die Annahme, es habe sich um eine Gegenmassnahme gegen burgundischen Einfluss und mit Burgund beschäftigte Absichten gehandelt, das bewahrheitet sich jetzt von der erfolgreichen andern Seite her. Uebrigens diente 861 und seither dem gleichen Abwehrzwecke auch das im Oberaargau begüterte Kloster St. Gallen. Ludwig der Deutsche «gab seinem vertrauten Oberkanzler Grimoald die an Gütern und kriegerischer Mannschaft reiche Abtei St. Gallen und machte sie zu einer festen Stütze in noch unsicherem Stammesgebiet». (Teilenbach, Die Entstehung des deutschen Reiches, S. 64.)

Wir halten fest: Der Oberaargau wurde zwischen 855 und 861 vom Gesamtaargau losgelöst, damit er, grob gesagt, nicht burgundisch werde, aber von Anfang an und erst recht nach 888 strebte und von ca. 920 bis 1032 gehörte er zum Königreich Neuburgund.

Knapp nach dem Uebergang Burgunds an Deutschland taucht a. 1040 der Name comitatus Oberargewe noch einmal auf. Aber der Begriff der Grafschaft hatte inzwischen unter dem Einfluss des Lehenswesens eine schwer durchschaubare Wandlung durchgemacht. Der Graf war jetzt, wenn man verallgemeinernd redet, nicht mehr der höchste Beamte eines Verwaltungsbezirkes des Reiches, sondern eher ein kleiner Herrscher über ein Gebiet, in dem er ein grosser Grundherr war, und wo er seine Macht vererbte. Insofern er dabei doch noch oder doch wieder höchste staatliche Rechte im Namen der allzuoft freilich nur noch scheinbaren Zentralgewalt ausübte, wurde er Landgraf geheissen. Im Raume Oberaargau behaupteten sich im 11. Jahrhundert (mindestens von 1006 an), wir wissen nicht, in welchem Grade des Ueberganges von der einen Art zur andern, die Grafen von Oltingen. Auf sie folgten die Grafen von Hochburgund aus dem Hause Besançon (bis mindestens 1127), dann die Grafen von Buchegg (bis 1313). Für die Landgrafschaft hatte sich derweilen, in Erinnerung an die Zugehörigkeit zu Neuburgund, dessen Gebiet auch innerhalb des deutschen Reiches noch lange eine Art Sonderganzes darstellte, der schon für 1002 bezeugte Name Bugundia minor, Kleinburgund, durchgesetzt. (Minor bedeutete, wenn es für das Königreich Hochburgund wirklich gebraucht wurde, eher Neuburgund, jüngeres Burgund. Im Namen der Landgrafschaft ist die Kleinheit betont, aber etwas vom andern, von der stolzen Erinnerung an ein altes grösseres Burgund, klingt doch durch.)

Der Name Oberaargau war bald nach dem Jahre 1000 frei geworden, d. h. er war nun eine nichtoffizielle, unverbindliche Bezeichnung und begann sich von seiner weitern auf eine immer enger werdende Bedeutung zurückzuziehen. Dies sicher schon deswegen um so mehr, als eben auch die Landgrafschaft Kleinburgund zwischen 1252 und 1406 räumlich kleiner geworden war, nämlich um das Gebiet zwischen Justistal, Thunersee und Zulg.

A. 1406 ging diese Landgrafschaft Burgund von den Kyburgern (seit 1313) an Bern über. Und Bern liess unverzüglich im öffentlichen Verfahren die Grenzen des ihm zufallenden Gebietes feststellen.

Diese kennen zu lernen, ist für uns nützlich, weil sie uns auch etwas zu sagen haben über den Umfang der früheren, ja der ursprünglichen Grafschaft des Namens Oberaargau. Wurstemberger (II., S. 355) bucht das Ergebnis der bernischen Untersuchung so:

«Die Landgrafschaft Klein-Burgund begriff alles Land des rechten Aare-Ufers von der Ausmündung des Murgetenbaches aufwärts bis an den Thunersee, und längs diesem hinauf bis ungefähr an den Lauf des Justistalbaches, welche gebogene Linie die Nord- und Westgrenze der Landgrafschaft bezeichnete. Die östliche lief von der Murgetenmündung das Tal der Rot hinauf bis an den Kamm des Ahorniberges und von diesem bis an die Gebirgskette des Enziberges, wo sich die nachweisbare Spur bis an den Anschluss an die Südgrenze verliert. Diese — die Südgrenze — bezeichnete die Alpenkette, ohne bestimmte Kunde des Talgrundes oder Kammes; im 15. Jahrhundert hatte sich dieselbe bis an den Zullfluss (Zulg nördlich Thun) zurückgezogen, während die Landgrafschaft im 12. und 13. Jahrhundert noch die ganze Pfarrgemeinde Sigriswyl in sich schloss. Klein-Burgund umschloss demnach ziemlich genau das jetzige bernische Landesgebiet ostwärts der Aare und nordwärts des Alpenfusses bis an die gegenwärtige Luzernergrenze».

Von den bisherigen vier Landgerichten der Landgrafschaft wurde jedes je einem andern Statthalter der bernischen Landeshoheit zugewiesen. Konolfingen und Zollikofen wurden durch zwei der Venner enger mit der Stadt verbunden, Ranflüh kam unter den Vogt von Trachselwald und Murgeten an den von Wangen. Diese Verteilung wird wesentlich dazu beigetragen haben, dass der Name Oberaargau sich nun allmählich auf das Gebiet des früheren Landgerichtes Murgeten beschränkte.

In altbernischer Zeit war der Oberaargau wie die andern Landesteile oder Provinzen, wie man damals sagte, und vielleicht in ungefährer Anleh-

nung an einstige Kreise des landgräflichen Heerbannes, ein militärisches Aushebungsgebiet, ein Rekrutierungskreis. In diesem Sinne umfasste er die Aemter Wangen, Aarwangen und Burgdorf, dazu das Gebiet von Utzenstorf und Umgebung im Amt Fraubrunnen (nicht zufälligerweise. 1109 heisst einmal die Grafschaft, anstatt Oltingen und noch früher Oberaargau, comitatus Utzanestorf, d. h. die Dingstätte gab ihr den Namen), und schliesslich noch die heute aargauischen Ortschaften Zofingen, Aarburg, Oftringen, Niederwil, Brittnau, Strengelbach, Vordemwald und Ryken.

Hier wird der Name willkürlich für einen besonderen Zweck verwendet.

Wie umschreiben aber unsere Historiker den schlechthin allgemeingültigen (oder eben nicht gültigen) Begriff?

Die beiden *von Mülinen* (Vater Egbert Friedrich und Sohn Wolfgang Friedrich) in den «Beiträgen zur Heimathkunde des Kantons Bern»:

Seite IX: «Vor 1798 bestand der Oberaargau aus den Vogteien oder Aemtern Aarburg, Aarwangen, Bipp, Fraubrunnen (theilweise), Landshut, Wangen und dem Gebiete von Burgdorf (theilweise). Doch hat er nie ein abgeschlossenes politisches Ganzes gebildet.»

Seite 35: «Die Aemter Bipp, Wangen und Aarwangen bildeten mit Aarburg das bernische Oberaargau.»

Staatsarchivar *G. Kurz* («Ober- und Untersteckholz im Zeitraum von 1750—1850». Vortrag 1922):

«Bis 1798 verstand man unter dem Oberaargau das Gebiet der Landvogteien Burgdorf, Landshut, Bipp, Wangen, Aarwangen, Aarburg und der Munizipalstadt Zofingen.»

«Die jetzigen Amtsbezirke Aarwangen und Wangen fallen nicht ganz mit den alten Landvogteien gleichen Namens zusammen. Die Landvogtei Aarwangen umfasste die Kirchspiele: Aarwangen, Bleienbach, Madiswil, Melchnau, Roggwil, Wynau und Thunstetten. Die Landvogtei Wangen bestand aus den Kirchspielen: Wangen, Herzogenbuchsee, Langenthal, Lotzwil, Ursenbach, Rohrbach, Walterswil, Koppigen und Seeberg.»)

Helvetik und Mediation kannten einen Begriff «Oberaargau» offiziell überhaupt nicht. Nach 1815 war es gegeben, ihn in altbernischem Sinne, freilich mit den nötigen Abstrichen, zu verwenden.

Die politischen Ordnungsmacher von 1848 gaben unserm Wort einen neuen Sinn: den des Nationalratswahlkreises. Sie fanden es für gut, hier die Amtsbezirke Wangen, Aarwangen, Burgdorf und Fraubrunnen unterzubringen. Heute ist es mit dieser Wahlkreisgeometrie längst aus. Wahlkreis ist

der Kanton. Aber in der Organisation der Schützenvereine spielt der Oberaargau in diesem Sinne seine Rolle unentwegt weiter.

Was man a. 1890 als Oberaargau ansehen konnte: «Aarwangen, Wangen, der nördliche Teil des Amtes Burgdorf und der östliche Teil des Amtes Fraubrunnen.» (W. F. v. Mülinen.)

Christian Lerch bemerkt dazu in seiner Monographie über den Oberaargau: «Er (v. M.) liess also die Amtsgrenzen eigentlich ausser acht und betrachtete den Begriff Oberaargau als einen geographischen: Flachland oder Unterland — obschon auch bei dieser Einteilung hügeliges Gelände (Rohrbachgraben, Oeschenbach usw.) und Berghänge (Rumisberg, Wolfisberg, Farneren und der Enden) inbegriffen bleibt.»

Johannes Glur, der Verfasser der Roggwyler-Chronik, sieht den Amtsbezirk Aarwangen als «den eigentlichen Oberaargau» an. Er hat 1853 eine originelle «Medizinische Topographie» eben dieses Gebietes erscheinen lassen.

Emanuel Friedli stellt fest, unter Oberaargau verstehe man im weitesten Sinne die Amtsbezirke Aarwangen, Wangen, Burgdorf und Fraubrunnen, im engsten Sinne das Einzugsgebiet der Langeten.

Das Statistische Amt: Oberaargau = Aarwangen und Wangen.

«Man mag den Begriff Oberaargau fassen, wie man will, stets bleibt er Kompromiss.» (Chr. Lerch.)

Für uns und unsere lokalgeschichtlichen Bemühungen gilt (oder gelte) der Oberaargau des Statistikers, aber unabänderlich eben doch nur da, wo die Statistik ein fest umgrenztes Gebiet voraussetzt. Andernfalls gestatten wir uns allezeit einen Zusatz oder einen Abzug, wie unser Gefühl und unser Gegenwartsbewusstsein es verlangen. Als Gotthelf-Leser rechnen wir auch Utzenstorf und die ganze bernische Dörferwelt im Flachland der unteren Emme zum Oberaargau. Als Langenthaler sind wir geneigt, unter der Landschaft, als deren Metropole man unsere Ortschaft zu bezeichnen beliebt, in erster Linie all das zu verstehen, was mit ihr in lebendiger wirtschaftlicher und kultureller Verbindung steht, vor allem also das Tal der Langeten bis nach Huttwil hinauf mitsamt dem Hügelland zu beiden Seiten, von den Buchsibergen bis an die Aargauer- und die Luzernergrenze, wobei wir uns freilich wohl bewusst bleiben, dass dem Städtchen Huttwil, das übrigens schon zum Amte Trachselwald gehört, sowie Herzogenbuchsee und Wangen eine selbständige Stellung im oberaargauischen Zusammenhalt einzuräumen ist. Das müssen wir auch dem ganzen, erst a. 1803 mit dem Amtsbezirke

Wangen vereinigten Bipperamte gegenüber tun. Im 17. und 18. Jahrhundert bildete es zusammen mit Wangen und Aarwangen die Marktburgerschaft der drei Aemter, die von den Gnädigen Herren dem Marktplatze Langenthal zugeordnet war. Heute ist der Landesteil wirtschaftlich mehr auf Solothurn eingestellt. Aber die alte Verbundenheit mit dem Oberaargau zu erhalten, dazu ist überall der gute Wille da — und vielleicht lässt sich der Oberaargauer alle hundert oder sogar alle fünfzig Jahre einmal eine bescheidene geschichtliche Belehrung über sein Ländchen gefallen. —

Aber was soll nun schliesslich der allfällige auswärtige Leser, der nicht besonders auf historische Finessen erpicht ist, sich als Oberaargau einprägen? (Denn es liegt uns daran, dass dieser Name erhalten bleibe und nicht etwa durch die Bezeichnung «Bernisches Unterland» ersetzt werde.) Nur soviel: «Was zwischen Emmental und Jura liegt, und, topographisch gesehen, auch von diesen beiden ein gutes Stück, macht die oberaargauische Landschaft aus.» (Ernst Schürch.)

Dem auf der Karte sich orientierenden Beobachter brauchen wir nicht viel zu sagen. Er wird sicher zuerst den Lauf der Aare ins Auge fassen. An ihr liegen die beiden Hauptorte, Wangen und Aarwangen, die den zwei Amtsbezirken den Namen geben. Hat der Fluss einst den ursprünglichen Oberaargau gegen Norden begrenzt und behütet und sich unsern Vorfahren als Wasserweg angeboten, so durchquert er jetzt den um das Bipperländchen vermehrten Landesteil, um sich — warum sollten wir es nicht so ansehen und so sagen dürfen? — um sich ihm als mächtiger Spender elektrischer Energie zur Verfügung zu stellen.

Dahinter und darüber blaut der Jura, die von Solothurn nach Olten streichende Kette mit der Klus bei Oensingen.

Zwischen Jura und Aare dehnt sich breit hingelagert das flache linksufrige Gelände, flusswärts ein langes Band bewaldeten Gebietes, gegen den Berg zu eine weite, in unzählige Aecker- und Wiesenstreifen zerteilte, den Ortschaften am Bergfuss zugehörige Flur. Südlich der Aare ist es zunächst ein niedriges Hügelland mit geräumigen, vollständig ebenen Partien, das sich dem Flussufer anschmiegt. Der Rhonegletscher hat hier die Molasse bearbeitet und ihr seine Moränen aufgesetzt oder doch ergiebige Schotterbänke und zahlreiche Findlinge hinterlassen. Seine Schmelzwasser haben auch das Trockental geschaffen, das sich von Burgdorf über Wynigen, Thörigen bei Herzogenbuchsee und Bleienbach bis nach Langenthal hinunter quer durch das Gelände hindurch zieht und das heute eine Strecke weit von

Langeten und Roth auf der «Anonymen Bernerkarte» von 1749
Aufnahme: Valentin Binggeli, Langenthal

der Bahnlinie Olten—Bern benützt wird. Südlich der dem engern Oberaargau angehörigen Teilstrecke dieses Glazialtales, also südlich der Linie Hermiswil, Bollodingen, Thörigen, Bleienbach, Langenthal, beginnt schon, dem Napfgebiet vorgelagert, das oberaargauische Bergland. «Eine Vorplatte des Emmentaler Berglandes» heisst es Prof. Hermann Walser. Es ist, wie dieser Gelehrte hervorgehoben hat, das Land der Höfe, der Einzelsiedelungen, während wir es nördlich dieser Linie mit dem Dörferland zu tun haben, das nur im Langetental, soweit der flache Talgrund geht, in das Land der Höfe eindringt.

Eine kleine, aber wohnliche und liebenswerte Welt — unser Oberaargau! Eine durchwandernswerte Welt. Wer sie auf diese Weise, in geographischer und historischer, immer vom Gegenständlichen ausgehender Zusammenschau, will kennenlernen, der hat jetzt einen vortrefflichen Führer, einen kurzweiligen und zuverlässigen Berater am Berner Wanderbuch Nr. 14 von Fritz Ramseyer.

Ist dieser Oberaargau, fragen wir uns schliesslich, nicht auch ein literaturgeschichtlich markiertes und anziehendes Wandergebiet? Ist es nicht einfach das Land zu beiden Seiten der Strasse von Jeremias Gotthelf zu Albert Steffen ? Schön und bedeutsam, dass an seinem Rande gerade noch die beiden Orte liegen (Utzenstorf und Ober-Murgenthal), die mit ihren heimatlichen, die entscheidenden Jugendjahre so stark beeinflussenden ländlichen Bildungskräften so wesentlich beigetragen haben zu der Grösse und Stärke der beiden segensreichen Dichter.

J. R. Meyer

DER MITTELALTERLICHE DINGHOF HERZOGENBUCHSEE

«Das wohlgebaute Pfarrdorf Herzogenbuchsee ... eines der grössten und schönsten Dörfer des Kantons», wie Albert Jahn in seiner «Chronik des Kantons Bern» sagt, nahm zu allen Zeiten unter seinen Nachbardörfern einen besondern Rang ein. Diese Ausnahmestellung gründete sich, neben der günstigen Verkehrslage am Kreuzungspunkt verschiedener wichtiger Landstrassen, in frühern Jahrhunderten zu einem guten Teil auf das Bestehen des Dinghofs zu Herzogenbuchsee.

Unsere Zeit kann freilich mit dem Begriff Dinghof nicht mehr viel anfangen, und selbst die Gelehrten sind sich über seine Bedeutung nicht in allen Teilen einig. Herzuleiten ist er von dem mittelalterlichen Rechtsbegriff «Ding», der ganz allgemein eine Beziehung zu einer Herrschaft andeutet; Dinghof ist somit zunächst gleichbedeutend mit Herrenhof. Nicht jeder beliebige Herrenhof wurde indessen als Dinghof bezeichnet. Ein Blick auf die tatsächlich in Urkunden nachweisbaren Dinghöfe, deren es auch in unserer Gegend eine Anzahl gab (Deitingen-Subingen, Derendingen, Matzendorf, Pieterlen, Bözingen-Grenchen-Diessbach) lehrt, dass alle Dinghöfe einem geistlichen Herrn, einem Bischof, einem Kloster oder einem Stift, unterstanden. In den allermeisten Fällen war auch dieser geistliche Herr von seinem Dinghof ziemlich entfernt, so dass wir die Schaffung der Dinghöfe mit hoher Wahrscheinlichkeit auf das Bedürfnis der geistlichen Herrschaften, ihre entferntem Besitzungen irgendwie zu organisieren und ihre Verwaltung zu konzentrieren, zurückführen dürfen.

Es ist ja bekannt, dass vor allem im frühen Mittelalter der fromme Eifer der Gläubigen den kirchlichen Institutionen eine grosse Zahl von kleinern und grössern, mehr oder weniger zerstreuten Gütern vergabte, und dass, je berühmter ein Kloster war, sein Besitz sich um so weiter räumlich ausdehnte. Dabei wird man freilich den Verdacht nicht ganz los, dass bei solchen Schenkungen oft auch weniger fromme Gedanken mitspielten, indem mancher bussfertige weltliche Herr der Kirche doch lieber ihm selber entlegene und deshalb unbequem zu nutzende Besitzungen widmete, als die wohlgelegenen, arrondierten Güter in unmittelbarer Nähe seines Edelsitzes.

Von solchen fromm-schlauen Erwägungen scheint auch die Prinzessin Agnes, Tochter Graf Rudolfs von Rheinfelden, des unglücklichen Gegenkönigs des gebannten Kaisers Heinrich IV., nicht ganz frei gewesen zu sein, als sie im Jahre 1108 dem von ihrem Gemahl, Herzog Berchtold II. von Zähringen, gestifteten Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald (nordöstlich Freiburg im Breisgau) ihre verstreuten Güter im Oberaargau zum Geschenk machte.[1] Der genaue Umfang der Schenkung ist nicht bekannt, da einzelne Teile erst spät, im 15. und 16. Jahrhundert, genannt werden, und in den vier Jahrhunderten seit der Vergabung natürlich allerlei Veränderungen durch Verkauf, Kauf, Tausch, neue Schenkungen oder auch gewaltsame Verluste eingetreten sein können. In den grossen Zügen kann man ihn aber doch einigermassen rekonstruieren.

Das Kernstück bildete der Hof zu Herzogenbuchsee, offenbar ein grösserer Güterkomplex mit Aeckern, Matten, Allmenden, Wäldern und Fischenzen, vielleicht ein ehemaliges Königsgut der Könige von Burgund, von denen Graf Rudolf von Rheinfelden ja abstammte. Neben ihm nennt die Schenkungsurkunde als wichtigste Bestandteile die drei Kirchen zu Herzogenbuchsee, Seeberg und Huttwil. Darin eingeschlossen war das Recht, die Pfarrer einzusetzen und in gewissem Umfang über ihre Einkünfte zu verfügen, vor allem aber der Bezug der Zehnten, der sehr einträglich war, da alle drei Pfarreien sich räumlich recht weit ausdehnten: Zu Herzogenbuchsee gehörten Ober- und Niederönz, Wanzwil, Heimenhausen, Rötenbach, Graben-Berken, Inkwil, Bolken, Etziken, Aeschi, Burgäschi, Hermiswil, Bollodingen, Bettenhausen, Thörigen und Ochlenberg; zu Seeberg Steinhof, Winistorf und Heinrichswil; auch Huttwil erstreckte sich mit den umliegenden Höfen ziemlich weit. Bedeutend war auch die Zahl der Zinsgüter und Eigenleute, ursprünglich vermutlich noch wesentlich bedeutender als im 16. Jahrhundert, wo sie nach einem Urbar des Klosters St. Peter immer noch 120 betrug.[2] Die Zinsträger gruppierten sich in der Hauptsache um die beiden Zentren Herzogenbuchsee und Huttwil (Herzogenbuchsee, Heimenhausen, Ober- und Niederönz, Graben-Berken, Rötenbach, Inkwil und Bolken zusammen 62, Huttwil 31); verstreute Zinsgüter lagen aber auch in Aeschi, Etziken, Subingen, Walliswil, Wiedlisbach, Niederbipp, Bleienbach, Leimiswil und Oeschenbach. Diese Eigenleute hatten dem Kloster einen Hofzins zu entrichten, der allerdings mit der Entwertung des Geldes immer geringfügiger wurde (um das Jahr 1100 hatten die rund 45 Pfund, die an Hofzinsen jährlich eingingen, einen Wert von mindestens 60 000 heutigen

Franken, um 1500 noch einen solchen von 4500 Franken!). Bei jedem Todesfall war zudem der sogenannte Todfall zu entrichten, bei Handänderungen des Lehengutes der Ehrschatz.

Als Kirchengut besassen die Klostergüter auch eigene Gerichtsbarkeit und waren sowohl aus der Gewalt des Landgrafen wie aus der niedern Gerichtsbarkeit der benachbarten weltlichen Herren ausgenommen. Diese sogenannte Immunität war allerdings für die meisten Klöster ein zweischneidiges Geschenk, was auch St. Peter erfahren sollte. Die hohe Gerichtsbarkeit stand wohl in der Theorie dem Kloster zu, durfte aber nach Kirchenrecht nicht von einem Geistlichen ausgeübt werden, da man es als unvereinbar mit dem geistlichen Amte betrachtete, wenn ein Kirchenmann Blutturteile ausfällte. Jedes Kloster musste deshalb einen weltlichen Vogt annehmen, Kastvogt geheissen, der gegen eine gewisse Entschädigung in seinem Namen die Blutgerichtsbarkeit ausübte. Wie bedeutend die damit verbundenen Einkünfte waren, ergibt sich daraus, dass der Kastvogt des Hofes Herzogenbuchsee vom Kloster zunächst jährlich 55 Malter Korn, halb in Dinkel, halb in Hafer, bezog, was rund 70 q Dinkel und 45 q Hafer, nach heutigen Preisen rund 6000 Franken in Geld ausmacht, dazu von allen am Gericht gefällten kleinem Bussen einen Drittel, zahlreiche höhere Bussen sogar ganz einziehen konnte; für diese Bezüge hatte der Vogt jährlich zweimal Gericht zu halten und die, wie wir noch sehen werden, recht problematische Verpflichtung zu übernehmen, das Klostergut zu schirmen und vor Beeinträchtigung zu schützen.

Obwohl genauere urkundliche Nachrichten hierüber fehlen, ist entsprechend der Entwicklung anderer Dinghöfe anzunehmen, dass mit der Schenkung der Agnes von Rheinfelden nicht sogleich auch der Dinghof Herzogenbuchsee geschaffen wurde. Ihm voraus ging die Errichtung der Propstei Herzogenbuchsee, indem das Kloster St. Peter einen seiner Klosterbrüder nach Herzogenbuchsee entsandte, wo er unter dem Titel Propst die Verwaltung der oberaargauischen Klostergüter übernahm, anfangs offenbar unter Mithilfe einer Anzahl weiterer Mönche. Die Umstände und Gründe, wie es überhaupt zur Entstehung von Dinghöfen kam, sind wegen der Seltenheit von urkundlichen Zeugnissen aus jenen frühen Jahrhunderten nur vermutungsweise zu erfassen; der Begriff Dinghof tritt jedenfalls in den Urkunden vor dem 13. Jahrhundert nirgends auf, in unserer Gegend sogar erst im 14. Jahrhundert. Fest steht, dass ein Hauptmerkmal der Dinghöfe das Dinghofgericht war. Zu diesem Hofgericht, das jährlich zweimal, im

Frühling und im Herbst, stattfand, mussten alle Zinsleute des Hofes, wie weit entfernt sie auch gesessen waren, bei Strafe persönlich erscheinen. Es kann deshalb angenommen werden, dass ein wichtiger Zweck der Dinghöfe war, den lockern Zusammenhang des weit verstreuten Klosterbesitzes zu stärken und seiner Auflösung entgegenzuwirken, die ja gerade bei den abgelegenern Klosterhöfen im Laufe der Jahre leicht eintreten konnte, wenn man die Zinsleute nicht immer wieder an ihre Zugehörigkeit erinnerte.

Jeder Dinghof hatte eine Art Verfassung, die die gegenseitigen Rechte und Pflichten des Hofherrn, des Kastvogtes und der Hofleute genau regelte. Sie wurde im hohen Mittelalter durch mündliche Tradition von Generation zu Generation weitergegeben. Schriftliche Fixierung dieser Hofrechte in den sogenannten Dinghofrödeln finden wir erst seit dem 14. Jahrhundert, zu einer Zeit, da sich die Dinghöfe vielerorts schon aufzulösen begannen; der Kostspieligkeit der schriftlichen Ausfertigung wegen beschränkten sie sich auch häufig nur auf besonders umstrittene Punkte, während unbestrittene oder schon aus der Uebung gekommene Teile des ursprünglichen Hofrechts auch jetzt nicht aufgezeichnet wurden. Dies trifft auch auf den Dinghof Herzogenbuchsee zu. Wir besitzen über ihn einzig ein im Jahre 1407 auf Veranlassung der Stadt Bern aufgenommenes Weistum über die gerichtlichen Kompetenzen des Kastvogtes[3]; über das Verhältnis zwischen dem Kloster und seinen Hofleuten dagegen wurde kein schriftlicher Rodel aufgenommen, so dass wir hierüber nur durch gelegentliche Bemerkungen in andern Quellen einigen Aufschluss erhalten, der sich durch Vergleiche mit andern Dinghöfen etwas ergänzen lässt. Vor allem ist hier zu erwähnen eine im Jahre 1438 auf Begehren des Abtes zu St. Peter aufgenommene Kundschaft über das Recht des Meierhofes Huttwil, die insbesondere das Recht des Klosters auf seine Zinsgüter, Ehrschatz und Todfall festhält.[4]

Der Dinghof Herzogenbuchsee bildete insofern einen Ausnahmefall, als an seiner Spitze nicht ein aus der Mitte der Hofleute gewählter Hofmeier stand, sondern ein geistlicher Propst. Ihm unterstand auch der den dortigen Klosterleuten vorgesetzte und mit einem eigenen Meierhof ausgestattete Hofmeier zu Huttwil. Die ständige Anwesenheit eines Klostervertreters erübrigte den auf andern Dinghöfen üblichen Besuch der Hofgerichte durch den eigentlichen Hofherrn, den Abt von St. Peter, was den Hofleuten beträchtliche Kosten ersparte. Die Stellung der Hofleute unterschied sich nicht wesentlich von derjenigen anderer Eigenleute; wie überall reduzierte sich die ursprüngliche strenge Gebundenheit (Verbot, das Zinsgut zu verlassen;

Verbot der Ehe mit Angehörigen anderer Herrschaften usw.) gegen Ende des Mittelalters auf die Pflicht der Bezahlung des bescheidenen Hofzinses, des Besuchs der Hofgerichte und der Entrichtung von Todfall und Ehrschatz. Der Propst bezog die Hofzinse, die Zehnten, Todfälle, Ehrschätze, seinen Teil der Gerichtsbussen und andere Einkünfte; er führte den Vorsitz im Hofgericht, soweit er den Stab nicht an den Kastvogt abzutreten hatte; er musste an den Gerichtstagen nicht nur den Vogt, sondern auch die Hofleute mit Brot und Fleisch bewirten; er sorgte für die Innehaltung des Hofrechts und hatte die Aufsicht über die Wälder und Allmenden des Klosters; er ernannte seine Unterbeamten: den Meier in Huttwil, die Bannwarte und Weibel; ihm oblag schliesslich auch die Bewirtschaftung des eigentlichen engern Hofgutes zu Herzogenbuchsee. Die Bedeutung dieser vielfältigen und ausgebreiteten Tätigkeit wurde dadurch unterstrichen, dass sein Wohnsitz, der eigentliche Dinghof, burgartig mit festen Mauern bewehrt war; es ist der aus dem Guglerkrieg und dann wieder aus dem Bauernkrieg von 1653 bekannte «Kirchhof» von Herzogenbuchsee, innerhalb dessen Mauern, vor der Marienkapelle, auch das Dinghofgericht tagte. Huttwil besass ein eigenes Meiergericht für die dortigen Hofleute, von dem aber an das Hofgericht zu Herzogenbuchsee appelliert werden konnte.

Die Grösse und Bedeutung des Dinghofs Herzogenbuchsee war indessen nicht ganz ohne Gefahr, da seine reichen Einkünfte die Begehrlichkeit seiner Nachbarn locken konnten und vor allem die Kastvögte leicht zu Uebertretung ihrer Befugnisse auf Kosten des Klosters verleiteten. Erste Kastvögte waren die Klostergründer, die Herzöge von Zähringen, selber; unter ihrem mächtigen Schirm konnte sich der Klosterbesitz zunächst sicher fühlen. Nach ihrem Aussterben übernahmen ihre Erben, die Grafen von Kiburg, auch die Vogtei über den Hof Herzogenbuchsee.[5] Die Schwierigkeiten begannen mit den unsicheren Verhältnissen unter dem Hause Neu-Kiburg, mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts; vielleicht dürfen wir in diese Zeit die Begründung des eigentlichen Dinghofs setzen. Diese jüngern Kiburger steckten bekanntlich schon fast von Anfang an in ständigen Geldschwierigkeiten und sahen sich immer wieder zu Verpfändungen ihrer Güter und Rechte gezwungen. Darunter befand sich auch die Vogtei über den Dinghof Herzogenbuchsee, die wir bereits 1331 als Pfand in der Hand des Ritters Johann von Aarwangen finden.[6] Um in ihren Nöten einen bessern Rückhalt zu gewinnen, unterstellten sich die Kiburger schon 1313 dem Schutze des mächtigen Oesterreich, indem sie diesem alle ihre Rechte formell übergaben

und sie dann als Lehen wieder zurückempfingen; so wurde auch die Vogtei über den Dinghof Herzogenbuchsee österreichisches Lehen[7]; bei einer Erneuerung des Lehenseides im Jahre 1363 erscheint übrigens erstmals der Ausdruck «der dingkhof ze Hertzogenbuchse».

Erschwert wurde der Abtei St. Peter und ihrem Dinghof die Behauptung ihrer Rechte dadurch, dass die Kiburger in Herzogenbuchsee und Umgebung auch andere, eigene Rechte besassen: Gerichtskompetenzen, Eigenleute, Güter usw., die sie als Amt Herzogenbuchsee zusammenfassten, und dazu die Landgrafschaft über Kleinburgund, wie der Oberaargau damals genannt wurde. Diese kiburgischen Rechte kreuzten und überschnitten sich vielfach mit dem Besitze des Dinghofs, und aus praktischen Gründen fassten die Grafen manche ihrer Kompetenzen ohne Rücksicht auf ihren rechtlichen Ursprung zusammen; so scheinen sie ihre niedergerichtlichen Rechte zu Herzogenbuchsee, Ober- und Niederönz, Rötenbach, Heimenhausen und Wanzwil einfach mit dem Dinghofgericht zusammengelegt zu haben. Mit der Zeit verwischten sich so die Grenzen zwischen den Rechten der Propstei und den Rechten der Kiburger in verschiedener Hinsicht, mit dem Ergebnis, dass allmählich die faktische Macht massgebender wurde als der ursprüngliche Rechtszustand. Zum Teil kam diese Verwischung der Rechtslage allerdings auch dem Propst zugute; die Twing- und Banngewalt des Propstes, die sich ursprünglich nur auf die Dinghofleute und -güter erstreckte, wurde auf die ganze Gemeinde Herzogenbuchsee ausgedehnt, und obwohl es im Dorfe neben den Klostergütern auch andern Besitz gab, unterstellte sich die ganze Dorfgemeinde dem Propste und übertrug diesem das Recht, ihre Vierer, also ihre Dorfvorsteher zu wählen.

Die Kiburger hatten auch Rechtsempfinden genug, um zuerst ihre eigenen Besitzungen um Herzogenbuchsee und Wangen zu versetzen, bevor sie, um dem unaufhaltsam wachsenden Berg ihrer Schulden zu begegnen, auch auf ihre Vogteirechte über den Dinghof Herzogenbuchsee griffen. 1376 verpfändeten sie dieselben an Frau Jonata von Blauenstein, Gemahlin des Edelknechts Hans von Neuenstein; schon zwei Jahre darauf erfolgte eine zweite Verpfändung an Frau Verena von Hallwil, Gattin des Ritters Johann Grimme von Grünenberg.[8] Ein Vetter des letztern, Petermann von Grünenberg, war durch seine Gattin Margarete von Kien ungefähr zur selben Zeit Pfandinhaber des eigenen kiburgischen Amtes Herzogenbuchsee geworden.

Um seine Rechte besser zu schützen, hatte sich das Kloster St. Peter be-

reits 1350 ins Burgrecht der seinem Dinghof zunächst liegenden Stadt, Solothurn, aufnehmen lassen.[9] Dabei wurden zwar die Vogteirechte der Kiburger vorbehalten, aber ausdrücklich der Fall vorgesehen, dass die Grafen dem Kloster seine Rechte schmälern oder entreissen wollten, für welchen Fall sich Solothurn zur Beschützung des Dinghofs verpflichtete. Aber sehr bald sollte eine gefährlichere Bedrohung des Klosterbesitzes eintreten, als sie die Kiburger dargestellt hatten. Mit dem unglücklichen Burgdorferkrieg war die Kraft des Hauses Kiburg gebrochen; was noch folgte, war nur noch ein Ausverkauf ihrer restlichen Besitzungen. 1406 kam auch die Vogtei über den Dinghof Herzogenbuchsee an die Reihe; sie, das heisst das Recht, sie von den Pfandinhabern wieder einzulösen, wurde der Stadt Bern verkauft, zugleich mit den übrigen kiburgischen Rechten zu Wangen und Herzogenbuchsee[10]. Bern zögerte nicht lange, die unklaren Rechtsverhältnisse um Herzogenbuchsee zu bereinigen. Unter seinem mehr oder weniger sanften Druck musste sich Rudolf von Neuenstein, der Sohn der Jonata von Blauenstein, von Johann Grimme dem Jüngern von Grünenberg aus der Pfandschaft auf den Dinghof auskaufen lassen; im folgenden Jahre 1407 verkauften Henmann und Wilhelm von Grünenberg, Petermanns Sohn und Enkel, ihre Pfandschaft auf das kiburgische Amt Herzogenbuchsee direkt an Bern; 1416 trat auch Johann Grimme seine Pfandschaften auf die Vogtei des Dinghofes an die Stadt ab. Die letzte Urkunde scheint allerdings verloren zu sein, doch bezog sich Bern später ausdrücklich auf einen Kauf in diesem Jahre; zudem wird er auch bestätigt dadurch, dass der Abt zu St. Peter sich beeilte, noch im selben Jahre 1416 auch in Bern Burgrecht zu nehmen, um einer gewaltsamen Enteignung zuvorzukommen.[11]

Mit dieser stillschweigenden Anerkennung seiner Oberhoheit zufrieden, liess Bern den Propst und den Dinghof zu Herzogenbuchsee zunächst im Genusse ihrer Sonderstellung weithin unbehelligt. Nur die Zuständigkeit des Dinghofgerichts wurde ausdrücklich auf Streitigkeiten beschränkt, die die Dinghofgüter betrafen; die hohe Gerichtsbarkeit wurde dem Hofgericht dagegen gänzlich entzogen; sie war fortan ausschliessliche Sache des bernischen Vogtes zu Wangen, der im Namen der Stadt die Funktion des Kastvogtes übernahm. Im übrigen liessen die bernischen Räte die Zeit für sich arbeiten, die den alten Dinghöfen in vielfacher Hinsicht feindlich war. Ihre verstreut unter der Masse der gewöhnlichen städtischen Untertanen sitzenden Hofleute sahen die ehemaligen Vorzüge ihrer Sonderstellung mehr und mehr schwinden, da die straffe städtische Herrschaft jedermann Sicherheit und

Rechtsschutz gewährte. Um so widerstrebender leisteten sie ihre Pflichten gegenüber dem Propst zu Herzogenbuchsee, so dass dieser und der Abt zu St. Peter selber ständige Prozesse gegen widerstrebende Hofleute zu führen hatten. Zum Teil resignierten sie, indem sie besonders umstrittene und schwer einzutreibende Rechte verkauften, so 1443 das Meiertum zu Huttwil mit den zugehörigen Waldungen an das «Städtli» Huttwil, das fortan den Meier wählte, der allerdings die Hofzinse, Fälle und Ehrschätze immer noch dem Probst zu Herzogenbuchsee abzuliefern hatte.[12] Aber der Unwille der Hofleute wuchs je länger je mehr, da ringsum, von den Städten gefördert, der Loskauf von der Leibeigenschaft immer breitere Schichten erfasste. Endlich trieben die Bauernunruhen von 1525 die Eigenleute des Dinghofs Herzogenbuchsee zu offener Auflehnung. Auf ihre Klage musste sich der Abt von St. Peter 1526 unter bernischem Drucke bereitfinden, sich von den Hofleuten die Hofzinse, Todfälle, Ehrschätze und die Pflicht des Besuchs der Hofgerichte um die relativ bescheidene Summe von 220 Gulden abkaufen zu lassen.[13]

Der eigentliche Dinghof war mit dem Eingehen des Hofgerichts und der Befreiung der Hofleute von allen Lasten aufgelöst. Noch blieben aber dem Kloster und seinem Propst das Hofgut zu Herzogenbuchsee, die Kirchensätze und Zehnten daselbst und zu Seeberg und Huttwil, und das Recht, zu Herzogenbuchsee Vierer und Bannwarte zu setzen. Schon zwei Jahre darauf stürzte indessen die Reformation auch diese Regelung um. Bern erklärte den Besitz der Propstei Herzogenbuchsee, wie alles Kirchengut, zum Staatsgut. Der letzte Propst trat selber zur Reformation über; die drei Kirchen der Propstei wurden von der Stadt mit reformierten Prädikanten besetzt. Noch ehe der Uebergang der Herrschaftsrechte vollzogen war, verkaufte aber der Abt von St. Peter die acht im solothurnischen Gebiet liegenden Zehnten der Propstei an die Stadt Solothurn, ein Vorgehen, das die bernischen Räte um so mehr erbitterte, als sie dagegen nicht einschreiten konnten, ohne einen Konflikt mit der Nachbarstadt heraufzubeschwören, die sie gerade damals für die Reformation gewinnen wollten.[14] Aber auch mit der Säkularisierung seines Besitzes im Bernbiet fand sich der Abt nicht ab, sondern mobilisierte zuerst den Bischof von Konstanz, dann, als Bern dessen Zuständigkeit ablehnte, die vorderösterreichische Regierung in Ensisheim und sogar den Kaiser selber. Die Tagsatzung, die sich auf die kaiserliche Intervention hin bis 1549 mit der Angelegenheit beschäftigte, hielt indessen Bern aus allgemein eidgenössischem Interesse (prinzipielle Ablehnung aller ausländischen

Einmischungen in innerschweizerische Angelegenheiten) die Stange und verwies den Abt auf direkte Verhandlungen mit der Stadt Bern. Als er sich immer noch sträubte, liess Bern durch einen feierlichen Spruch des Landgerichts Wangen dem Kloster St. Peter alle Ansprüche auf die Propstei Herzogenbuchsee absprechen, wobei sich die Richter die Klage Berns zu eigen machten, dass der Abt durch den Verkauf jener Zehnten an Solothurn seine Pflicht gegen den Kastvogt verletzt und das Treueverhältnis zwischen Vogt und Kloster zerstört habe. Jetzt erst fand sich der Abt mit der Aussichtslosigkeit eines weitern Widerstandes ab und ging 1557 auf Berns Angebot ein, gegen eine Zahlung von 500 Gulden auf die Propstei Herzogenbuchsee mit den zugehörigen Kirchen und Zehnten zu verzichten. Damit verschwand der letzte Ueberrest des alten Dinghofes Herzogenbuchsee aus der Geschichte.

Hans Sigrist

Anmerkungen

[1] Fontes Rerum Bernensium (FRB), Bd. I, S. 362.
[2] Rechtsquellen des Kantons Bern (RQB) Stadtrecht Bd. IV, S. 774.
[3] RQB Stadtrecht III, S. 402 ff.
[4] Nyffeler, Heimatkunde von Huttwil, S. 51 ff.
Zu erwähnen ist, dass hier noch Eigenleute des Klosters zu Eriswil erscheinen, die im 16. Jahrhundert dem Hofe offenbar schon entfremdet waren — ein Hinweis auf die vermuteten weitern Verluste seit der Gründung.
[5] FRB II, S. 373, 536.
[6] FRB V, S. 833.
[7] FRB IV, S. 556; VIII, S. 505.
[8] FRB IX, S. 517, 609.
[9] Rechtsquellen des Kantons Solothurn I, S. 91 ff.
[10] RQB Stadtrecht III, S. 393 ff.
[11] RQB Stadtrecht IV, S. 7 ff.
[12] Nyffeler, a. a. O, S. 58 ff.
[13] RQB Stadtrecht IV, S. 13.
[14] RQB Stadtrecht IV, S. 765 ff.

DAS RESERVAT LEHNFLUH

Dem Ausserberg vorgelagert, aber von diesem durch das tiefeingeschnittene «Leuenthal» getrennt, erhebt sich hoch über den Bergwald von Niederbipp eine fast senkrecht stehende, grauweisse Felswand, die *«Lehnfluh»*. Auf ihrem höchsten Punkt erhob sich einst die kühn angelegte Feste *Erlinsburg*, von der aus der ganze Verkehr auf der dem Jurafuss entlang führenden Strasse kontrolliert werden konnte. Im Guglerkrieg wurde die Erlinsburg zerstört und nicht wieder aufgebaut. Zerfallende Mauerreste und das Burgverliess sind alles, was von der stolzen Burg übrig geblieben ist.

Die unbehinderte Südexposition und der Verwitterungsschutt der Erlinsburg schufen besonders günstige Lebensbedingungen für eine reiche, zum Teil xerotherme Flora. Auf kleinstem Raum — das Reservat umfasst nur 13 373 Quadratmeter — ist hier gewissermassen die ganze Jura-Pflanzenwelt zusammengedrängt. Leider wurden gerade die seltensten und schönsten Arten vom Untergang bedroht, da unverständige Besucher die Pflanzen nicht nur massenhaft pflückten, sondern auch ausgruben. Hier musste der Naturschutz eingreifen, ehe es zu spät war.

Die prächtige Aussicht auf die waldumkränzte Aareebene und die Voralpen, bei hellem Wetter auch auf die Alpenkette, vom Säntis bis zum Moléson, lockte zu allen Zeiten begeisterte Berggänger auf die Erlinsburg.

Der Aufstieg von Niederbipp her ist freilich sehr steil. Leichter geht es über die Waldenalp, doch verlangt das letzte Stück Vorsicht und Schwindelfreiheit.

Auf Antrag der Naturschutzkommission Oberaargau und nach einem informatorischen Augenschein durch die kantonale Naturschutzkommission, konnten die Vorarbeiten für die Unterschutzstellung der ganzen Felspartie vorgenommen werden. Erfreulicherweise zeigten die neun Besitzer der in Betracht kommenden Wald- und Felspartien volles Verständnis für unsere Bestrebungen. So stand der Unterschutzstellung nichts mehr im Wege. Durch Beschluss des bernischen Regierungsrates vom 5. Mai 1950 wurde die Lehnfluh als Reservat erklärt und in das Verzeichnis der geschützten Naturdenkmäler aufgenommen.

Eine weitausdehnende Weidbuche, die ebenfalls unter Schutz gestellt wurde und ein eisernes Drehkreuz markieren den Einstieg zum Reservat. Treppenstufen, die in den anstehenden Fels — oberes und mittleres Sequan — eingehauen wurden, erleichtern den Aufstieg zur Ruine Erlinsburg. Der Botaniker entdeckt schon hier einige bei uns selten vorkommende Pflanzen, wie den Haselwurz (Asarum europaeum L.) mit seinen nierenförmigen, glänzenden Blättern und den altertümlichen, rotbraunen Blüten. Von schwer zugänglichen Felsvorsprüngen grüssen die lichtroten «Steinfriesli» (Dianthus gratianopolitanus Vill.), und aus Verwitterungsschutt erhebt das Turmkraut (Turritis glabra) seine hohen Blütenkerzen. An den Schmuck unserer Trockenmauern im Steingarten erinnern Arabis turitta und Arabis alpina L. Aus Felsenritzen recken sich Felsenmispel (Amelanchier ovalis Medicus) und die Fluhbirne (Cotoneaster integerrima) dem Lichte entgegen, und die nickende Silene (Silene nutans) begrüsst uns mit nickendem Köpfchen. Dickblattpflanzen, wie scharfer Mauerpfeffer (Sedum acre L.), gelbes und weisses Fettkraut (Sedum mite Gilib) und album L. mit ihren gelben und weissen Blütensternen und den wasserspeichernden Blättern beweisen ihre Anpassungsfähigkeit an extrem trockene Standorte. Vier verschiedene Steinbrecharten (Saxifragaceen) ergänzen diese kalkholde Pflanzengemeinschaft.

Von den 23 vorkommenden Rosenblütlern seien nur der Eisbeerbaum (Sorbus terminalis L.), der Mehl- und der Vogelbeerbaum (Sorbus aria L. und aucuparia L.) erwähnt.

19 verschiedene Schmetterlingsblütler, darunter die Spargelerbse (Tetragonolobus siliquosus Roth) und die Bärenschote (Astragalus glyciphyllus L.) zieren die sonnigen Felszinnen oder ducken sich in feuchte Nischen.

Thymian und Dost verbreiten feinen Duft, aber auch die klebrige Salbei mit ihren gelben Blüten und der schmucke Gamander verströmen süssen Wohlgeruch.

Aestige Graslilie, Türkenbund, Salomonssiegel, quirlblättriger und vielblütiger Weisswurz vertreten in prächtigen Exemplaren die Liliengewächse.

Es würde zu weit führen, all die Farne, die Gräser, die Simsen und Seggen, die Hahnenfussgewächse, die Kompositen, die Glockenblütenarten und Doldenblütler sowie die eigenartigen Orchideen anzuführen.

Der Wald schicket seine Pioniere unter den Sträuchern und Bäumen bis auf die obersten Felszinnen. Die genügsame Föhre und der rote Holunder beweisen, wie selbst aus dürftigstem Boden noch blühendes Leben zu spriessen vermag.

Die Flora der Lehnfluh und ihrer nächsten Umgebung wurde vom Schreibenden und seinem, leider viel zu früh verstorbenen, Schüler Walter Känzig, Wiedlisbach, dann aber mit aller Gründlichkeit vom leider seither auch verstorbenen prominenten Botaniker Paul Knoblauch, Bern, erforscht und ein möglichst vollzähliges Verzeichnis aufgenommen.

So wurden im Gebiet des Reservates und seiner nächsten Umgebung die ansehnliche Zahl von 270 Arten festgestellt, die 64 verschiedenen Familien angehören. Freilich ist zu bedenken, dass der Bestand an Pflanzen in einem Gebiet nicht konstant, sondern veränderlich ist. Neue Arten werden durch Wind, Wasser, Tiere und Menschen eingeschleppt, während gleichzeitig andere Arten verschwinden, wenn sich ihre Lebensbedingungen (Licht- und Feuchtigkeitsverhältnisse) ungünstig verändern. So wurde durch P. Knoblauch festgestellt, dass zwischen den Jahren 1950 und 1954 das grosse Wollkraut (Verbascum thapsiforme) aus dem Gebiet verschwunden ist, während Trifolium hybridum und Trifolium agrarium neu auftraten.

Dem Besucher des Reservates Lehnfluh werden an schönen Sommertagen auch die zahlreichen Insekten auffallen, welche summend und zirpend um die sonnenwarmen Felsen und ihre duftenden Blüten schwärmen. Seltene Schmetterlinge, wie Schwalbenschwanz, Segelfalter und selbst der Apollo gaukeln von Blume zu Blume oder wiegen sich im milden Aufwind.

An sonnigen Frühlingstagen vollführen rostbraune Rüttelfalken ihre Liebesspiele um die klippenartig zerrissenen, zur Klus von Balsthal abfallenden Felszacken und entzücken mit ihren Sturzflügen und Evolutionen den Beobachter. Von den Flaumeichen der Erlinsburg ertönt der Ruf des Kuckucks, bevor er über das Leuenthal hinüberschwebt, um im Ausserbergwald unterzutauchen.

Wer der Natur aufgeschlossen ist, dem wird ein Besuch des Lehnfluhreservates ein eindrucksvolles, unvergessliches Erlebnis. E. Bütikofer

VON DER ÄLTESTEN SCHWEIZERISCHEN PFERDEHAARSPINNEREI

Dieser alte oberaargauische Industriezweig ist herausgewachsen aus den bernischen Verhältnissen vor dem Uebergang von 1798. Das kleine Unternehmen wurde in der Folge von manchem beeinflusst, was in den zwei Jahrhunderten seines Bestehens an politischen Ereignissen, an technischen Entwicklungen und sozialen Umwälzungen über die Schweiz gekommen ist. Es hat sich darin behauptet, sich aber auch nicht wie andere Unternehmen zu einer Grossindustrie entwickelt. Das liegt wohl schon daran, dass Matratzen, welche aus dem gesponnenen Rosshaar angefertigt werden, gewöhnlich im Leben eine einmalige Anschaffung sind und nicht wie Kleider mit den Jahreszeiten gewechselt werden. Das mag aber auch bedingt sein durch die Wesensart der Fabrikanten und deren vielseitigen Interessen, neben der Industrie, für Landwirtschafts-, Ingenieur-, Militär- und Gemeindewesen.

Wenn sich das Unternehmen trotzdem durch sieben Generationen, vom Vater auf den Sohn, bis in die Neuzeit erhalten konnte und heute alle Anstrengungen macht, dem Altbewährten neue, zeitgemässe Möglichkeiten anzugliedern, so darf man, besonders wenn es von dritter Seite gewünscht wird, die Geschichte der Pferdehaarspinnerei Roth & Cie und der sie leitenden Familie Roth in Kürze überblicken. Neben den Namen der Inhaber sollen dabei auch Namen und Herkunft der Frauen Roth erwähnt werden, sind sie es doch, die den roten Faden spinnen (sei es bei Talg-, Kerzenlicht, der Petroleumlampe oder dem elektrischen Licht), der das Gestrige mit dem Heutigen verbindet, die Kinder miterziehen, Trübungen beseitigen und wissen, dass «der Mensch denkt und Gott lenkt».

Wenn bei den Leitern der Firma ab und zu ihr militärischer Grad angegeben wird, so geschieht das, weil es nicht ganz ohne Einfluss auf das Geschäft war, helfend und zeitraubend. Politiker im heutigen Sinne sind nicht aus der Familie Roth hervorgegangen, wenn die Roth in Räten sassen, so geschah es, weil ihre praktische, zuverlässige Art von ihren Mitbürgern anerkannt wurde.

Laut der Festschrift der 200-Jahr-Feier der Gründung von Roth & Cie. war *Johannes Roth (1715—1778)*, verheiratet mit Verena Jäggi aus Madis-

wil, der Erbauer des heutigen Stammhauses in der Gass zu Wangen. Er wird erstmals als Haarsieder genannt. Das will sagen, dass er gesammelte Pferde-, Ochsen- und Kuhhaare waschen, hecheln und auf Spinnböcken (von einem Arbeiter gedreht) spinnen liess, und zwar nicht nur für den eigenen Bedarf, wie es viele Landwirte damals taten, sondern, um damit Handel zu treiben. Ob die nahe Ambassadorenstadt Solothurn, der bernische landvögtliche Haushalt im Schlosse zu Wangen, wo französische Stilmöbel gepolstert mit Pferdehaaren schon früh Einzug hielten, ihn auf den Gedanken brachten, mit solchem Polstermaterial einen Handel zu beginnen und damit seiner Landwirtschaft einen weiteren Erwerbszweig anzugliedern?

Sein Sohn *Joh. Jacob Roth-Strasser (1746—1818)* verehelichte sich mit einer Tochter aus der Wangener Familie Strasser und hat laut einer Eintragung in den Gemeindebüchern seit 1771 Haare gesotten und gesponnen. «Er arbeitet mit drei bis sechs Mann, wenn er sie nicht zur Landwirtschaft braucht, wo dann in der Arbeitsstube nicht gearbeitet wird», wie wir in den Dokumentarbüchern der Burgergemeinde Wangen lesen.

Im alten Bern war der Staatshaushalt wohl geordnet, und auf dem Lande entwickelte sich eine glückliche Verbindung von Landwirtschaft und Hausindustrie. Handel und Gewerbe waren frei. So mag es Jacob Roth-Strasser bereits zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben, wovon die grosse Scheune zeugt, die er 1797 an das ältere Stammhaus anbauen liess. Die fertigen Rosshaare führte er in Ballen im eigenen Fuhrwerk zu den Kunden, oder er übergab sie in Herzogenbuchsee, Solothurn, Wiedlisbach auf den grossen Landstrassen den Fuhrleuten. Auch der Wasserweg wurde benutzt, sei es Aare auf- oder abwärts. Längs dem Ufer bestand ein Reckweg, auf welchem die Fahrzeuge durch Pferde oder Schiffmänner den Fluss hinauf gezogen wurden.

Aus dem Hauptbuch von Jacob Roth-Strasser erfahren wir, dass er am 26. September 1798 durch die «Schifflüth» Waren gesandt habe und ein anderes Mal, dass er dem Fuhrmann Liechti Waren übergeben. 1784 hat er den Herren Pettavel & Co. in Neuenburg einen Ballen Rosshaar geschickt, «ist gezeichnet J. R. Nr. 1, wiegt 566 Pfund, zu 5 Batzen, 2 Kreutzer, thut 124 Kronen und 14 Batzen», heute ca. Fr. 445.— oder per Kilo Fr. 1.60. Aus der Schweinsblase oder der ledernen Geldkatze legte der Kunde gewöhnlich das Geld bar auf den Tisch.

Auf Joh. Jacob Roth-Strasser folgte sein jüngster Sohn *Joh. Jacob Roth-Rikli (1780—1846)*. Laut altbernischem Brauch war er als Jüngster des Va-

ters Nachfolger auf dem Hofe und in diesem Falle auch im Geschäft. Er war verheiratet mit Catharina Rikli, Tochter des Salzfaktors Rikli-Senn in Wangen. Die Firmenbezeichnung «Jacob Roth», die auf seinen Vater zurückgeht, wurde zum Begriff für Rosshaar landauf, landab, war es doch bis 1826 das einzige Geschäft dieser Art in der Schweiz. 1893 wurde die Firma in Jacob Roth & Cie., und 1934 in Roth & Cie. umgeändert.

Jacob Roth-Rikli und seine beiden älteren Brüder Johannes[1] und Franz Roth[2] waren noch Zeitgenossen der grossen französischen Revolution, Jacob und Franz des Untergangs des alten Bern, der Helvetik, der napoleonischen Mediationsverfassung, der Restaurationszeit, und nach der Pariser Juli-Revolution der Regenerationszeit von 1830—1840, welche die Gleichheit der Rechte zu Stadt und Land brachte.

Im Jahre 1821, als zur Zeit der Restauration die patrizischen Verhältnisse teilweise wieder hergestellt waren, kam Rudolf Emanuel Effinger von Wildegg (1771—1847), damals Oberbefehlshaber aller bernischen Streitkräfte, als bernischer Oberamtmann nach Wangen. Jeremias Gotthelf, der seit 1824 als Vikar in Herzogenbuchsee weilte und mit kritischem Sinn und warmem Herzen in seine Umwelt schaute, schildert Effinger «als Bauer, Soldat, Aristokrat, Ratsherr, schön und stark von Gesicht und Gestalt, in Gesetzen und Theorien nicht sonderlich bewandert, aber praktisch durch und durch, ein Berner von reinstem Korn». (Käserei in der Vehfreude.) Effinger hatte als Gutsbesitzer in Kiesen die erste Talkäserei gegründet (1815). In Wangen veranlasste er den energischen Jacob Roth-Rikli, in der vom Staate Bern gepachteten Küherscheune eine zweite Talkäserei einzurichten (1822), wo ein angestellter Käser Käse herstellte, der von Jacob Roth-Rikli vertrieben wurde. Dieser scheint überhaupt eine baufreudige Persönlichkeit gewesen zu sein. Er errichtete die grosse Scheune mit Doppelstallungen (1826) und den aus Solothurnerstein massiv gebauten Wohnstock um 1838, in dessen Erdgeschoss vorübergehend die Käserei verlegt wurde. Aus seinem Haarhaus machte er, durch Einbau einer Dampfmaschine, einen richtigen kleinen Fabrikbetrieb.

Die Restaurationszeit von 1814—1830 war politisch gespalten in konservative Elemente, welche die altbernischen Verhältnisse zum Teil erhalten wollten, und in liberale Elemente, die einen Verfassungsrat wünschten, der liberale Verhältnisse herbeiführen sollte. In einem Brief an Burkhalter (4. Februar 1831) schreibt Gotthelf, dass Franz Roth in den Verfassungsrat gewählt werde. Warm kämpfte der Lützelflüher Pfarrherr als Seelsorger und

Fürsprecher der Armen und Inspektor der Schule für die liberalen Ideen der Zeit.

Gegen die zu radikale Partei des Fortschritts wehrte er sich aber später unabhängig und energisch, wenn diese an alten Sitten und an der Religion rüttelte. Die Worte Pestalozzis: «Vaterland, es ist heute ordentlich darum zu tun, dass das alte Freiheits- und Rechtsgefühl der Schweizer im ganzen Umfang unserer Verhältnisse und im Wesen unseres Denkens, Fühlens und Handelns erneuert werde», fanden ihr Echo in Bitzius, dessen Wunsch es war, dass Gott helfen möchte, das zu erreichen. Die Regenerationszeit sandte (1831) Jacob Roth-Rikli als ihren Vertreter in den neuen bernischen Grossen Rat.

Der einzige Sohn von Jacob Roth-Rikli war *Jakob Roth-Moser (1809—1879)*.[3] Unter dem späteren General Dufour, der die Militärschule in Thun leitete, absolvierte er die Artillerie-Aspirantenschule gleichzeitig mit Louis Napoleon, der mit seiner Mutter Hortense im Schloss Arenenberg lebte. Jakob Roth-Moser heiratete in erster Ehe Nanette Moser, Tochter des Ratsherrn F. Moser Schmid in Herzogenbuchsee (Ratsherr nannte man zur Zeit der Restauration die bernischen Grossräte), in zweiter Ehe Nanette Bühlmann von Grosshöchstetten. Der gute Gang des Geschäftes erlaubte es ihm, seine Landwirtschaft in einen Musterbetrieb grösseren Umfanges auszubauen. Zu seinem bereits ansehnlichen Hofe kaufte er 1851 vom Staate Bern die 18 Jucharten grosse Schlossmatte zu Wangen mit der sogenannten Küherscheune, in die er nun wieder die Käserei verlegte, wo sie bis zur Gründung der Käsereigenossenschaft geblieben ist. Beliebt war in Wangen das harmonische Geläute seiner Kühe, wenn sie, halb der Simmenthaler, halb der Freiburger Rasse angehörend, durchs Städtchen auf die Herbstweide ins Moos getrieben wurden.

Unter dem Einfluss radikal gesinnter Staatsmänner wurden im Aargau die Klöster aufgehoben. Dieses ungesetzliche Vorgehen und die Berufung der Jesuiten an die höheren Lehranstalten in Luzern, schufen in der Eidgenossenschaft zwei sich befehdende Lager. Freischaren bildeten sich, um den bedrängten Freisinnigen in Luzern zu Hilfe zu eilen. Einem zürcherischen Freischarenzug gehörte Gottfried Keller an, die Teilnehmer kamen aber nicht über die Grenzen des Kantons Zürich hinaus. In Wangen holte Rudolf Rikli-Suter, Sohn des Abraham Friedrich Rikli-Moser, der 1817 die Rotfarb gegründet hatte, die Lärmkanone auf Schloss Bipp und zog mit seinen Freiwilligen gegen Malters, wo sie geschlagen und gefangen genommen wurden.

Die Tagsatzung von 1847 beschloss die Aufhebung des Sonderbundes der katholischen Orte. Den darauf ausgebrochenen Bürgerkrieg beendete General Dufour in 25 Tagen, und in Luzern dankte ihm sogar der päpstliche Nuntius für die gute Aufführung der eidgenössischen Truppen. Am Sonderbundsfeldzug nahm Artilleriemajor Jakob Roth-Moser als Hauptmann teil und brachte die durch seinen Vetter Rikli bei Malters verlorengegangene Bipperkanone mit nach Hause.

Nach dem Vorbild der 1776 geschaffenen Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika wurde 1848 die eidgenössische Bundesverfassung gebildet. Jakob Burckhardt nennt den Durchbruch der Demokratie die Ueberwältigung des Staates durch die Kultur. Jakob Roth-Moser wurde 1852 ordentliches Mitglied der Oekonomischen Gesellschaft des Kantons Bern. Dem bernischen Grossen Rate gehörte er von 1850 bis 1879 an.

In Wangen gingen damals Industrie und Landwirtschaft im Verein mit militärischen und gemeinnützigen Interessen patriarchalisch Hand in Hand. Die Arbeiter kamen zum z'Znüni und Zvieri noch ins Stammhaus und waren dankbar, ihre bäuerlichen Heimetli in Walliswil, Wangenried und drüben am Berg mit ihrem bescheidenen Lohne auszubauen, wie auch der Fabrikant mit seinem geschäftlichen Gewinn seine Landwirtschaft zu erweitern suchte. Unterdessen näherten sich die ersten Anzeichen der gewaltigen europäischen technischen und sozialen Evolution der Schweiz und auch dem Oberaargau.

In richtigem Verständnis für das angebrochene technische Zeitalter schickte Jakob Roth-Moser seinen ältesten Sohn *Jakob-Adolf Roth-Walther (1834—1893)* nach Absolvierung des Rauscherschen Institutes in Wangen an die Kantonsschule in Aarau und dann an die technische Hochschule nach Karlsruhe. Dort befreundete er sich mit Konrad Hirzel aus Winterthur (1843—1897). In der 1921 in Winterthur veröffentlichten Biographie Hirzels sieht man fröhliche Federzeichnungen, welche die zwei Studenten Hirzel und Roth fechtend und turnend darstellen. Begeistert von all diesen idealen, freiheitlichen und turnerischen Impulsen, wie sie damals an den deutschen Hochschulen blühten, gründete Jakob-Adolf Roth, nach Wangen zurückgekehrt, hier den ersten Turnverein, und einen Fechtkurs. Er begeisterte auch seine beiden jüngeren Brüder Julius-Robert und Karl-Alfred für die Turnerei. Die drei Brüder Roth machten sich an eidgenössischen Turnfesten gegenseitig die Preise streitig. Jakob-Adolf Roth arbeitete zuerst als Ingenieur am Bau der ostschweizerischen Eisenbahnen, bis ihn sein Vater heim ins Geschäft rief, als *Julius-Robert Roth-Gugelmann (1837—1867)* krank aus

England heimkehrte. Er war verheiratet mit seiner Cousine Emma Gugelmann, Tochter des Wiedlisbacher Arztes Emanuel Gugelmann-Moser.

Im Jahre 1870 brach der deutsch-französische Krieg aus, der die zwei Brüder Roth, Adolf als Artillerie- und Alfred als Scharfschützenoffizier unter General Herzog an die Grenze rief.

Jakob-Adolf Roth-Walther war verheiratet mit der Tochter des Dekans J. Walther-Geiser in Wangen, und als diese von acht Kindern wegstarb, in zweiter Ehe mit deren jüngeren Schwester, die ihm noch zwei Kinder schenkte. Um sich mehr seinen Kindern, dem Geschäft und der Gemeinde widmen zu können, zog sich der begeisterte Artillerieoberstleutnant Jakob-Adolf Roth, der 1872 noch mit Oberst Wieland in fremder Mission in Oesterreich weilte, freiwillig frühzeitig vom Militärdienst zurück. Grosse Verdienste erwarb er sich in der Folge (1876) um den Bau der Gäubahn und der Linienführung über Wangen. Während 30 Jahren stand er der Gemeinde als Präsident vor. Von 1878 bis 1893 war er bernischer Grossrat, von 1891 bis zu seinem Tode Nationalrat. Die Firma «Jacob Roth» führte er zusammen mit seinem Bruder *Karl Alfred Roth-Ramser (1838—1915)*, verheiratet mit Elise Ramser von Nennigkofen. Der kinderliebende Mann, dem eigene Kinder versagt waren, wurde nach dem Tode seines älteren Bruders (1893) der Vormund von dessen minderjährigen Kindern. Dem Grossen Rat gehörte er von 1893 bis 1915 an, im Militär bekleidete er den Rang eines Oberstbrigadiers. Die Firma Jacob Roth & Cie. führte er noch 1893 als Seniorchef mit seinen zwei Neffen *Paul Roth-Knuchel (1862—1900)*, Sohn von Robert Roth-Gugelmann und verheiratet mit Ida Knuchel von Wiedlisbach, und *Jakob Roth-Sommer (1865—1933)*, ältester Sohn von Adolf Roth-Walther, verheiratet mit Anna Sommer, Tochter des Käsehändlers August Sommer-Walther in Langenthal. Sowohl Paul wie Jakob Roth waren tüchtige, im In- und Ausland ausgebildete Kaufleute.

Nach Paul Roth-Knuchels frühzeitigem Tode (1900) nahmen Alfred Roth-Ramser und Jakob Roth-Sommer, des letzteren jüngerer Bruder, *Adolf Roth-Obrecht (1871—1952)* als Associé ins Geschäft auf. Adolf Roth war verheiratet mit Ida Obrecht, Tochter des Blusen- und Kleiderfabrikanten Friedrich Obrecht-Schwander in Wangen, in zweiter Ehe mit Berta Walser von Oberdorf, Baselland. Beide Brüder, Jakob und Adolf, verstanden es, die neuen Absatzgebiete für die Rosshaarmatratzen auszuwerten, die der zunehmende Fremdenverkehr, die Hotellerie, der Ausbau von Spitälern und Anstalten brachten. Sie bereisten selber emsig ihre Kundschaft in den Städten

und Fremdenorten der Schweiz. Das Rohmaterial für die Pferdehaarspinnerei wurde direkt aus Uebersee oder von den Händlern in Hamburg bezogen, 1901 kostete das billigste verarbeitete Polsterhaar per kg Fr. 1.50 und das beste Schweifhaar per kg Fr. 6.80.

Seitdem 1785 in England der erste Motor in ein Fabrikgetriebe gestellt wurde und England die massenhafte Verwendung von Steinkohle und Eisen eingeführt und damit die moderne Grossindustrie geschaffen hatte, nahmen die Maschinen, diese vertausendfachten Hände und Füsse, den Menschen viel Arbeit ab und brachten durch die Mehrproduktion wachsenden Wohlstand zu Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Das führte zur Vermehrung der Bevölkerung. In der Zeit von 1800 bis 1914 verdreifachte sich in Europa die Zahl der Menschen. Die Arbeiterschaft war gezwungen, sich zur Wahrung ihrer Interessen zu organisieren. Die Konkurrenz der modernen Länder untereinander brachten Zoll-, Absatz- und Handelsschwierigkeiten und das vermehrte Bedürfnis nach Kolonien zur Gewinnung von Rohprodukten und als Absatzgebiete. Die Lösung der sozialen Frage wurde zum Problem der Zeit. Das alles führte zu den Wirtschaftskrisen, den zwei grossen Weltkriegen von 1914/18 und 1939/45. Als 1914 die ersten Soldaten an die Grenze zogen, stand aufrecht und stramm der alte Oberst Alfred Roth-Ramser am Eingang des Städtchens Wangen und grüsste die jungen Soldaten als letzter Vertreter einer vergangenen Zeit, um bald darauf selber «zur grossen Armee» einzugehen (Januar 1915).

Die zwei Associés, die zwei Brüder *Jakob Roth-Sommer* und *Adolf Roth-Obrecht*, die nach dem Tode ihres Onkels Alfred Roth-Ramser die Firma Jacob Roth & Cie. durch die schwierigen Zeiten des ersten Weltkrieges führten, waren neben dem Geschäft auch militärisch in Anspruch genommen: Oberstleutnant Jakob Roth-Sommer als Platzkommandant von Wangen, Kavallerieoberstleutnant Adolf Roth-Obrecht als Pferdestellungsoffizier des Korpssammelplatzes Wangen.

Nach dem Tode von Jakob Roth-Sommer (1934) führte Adolf Roth als Seniorchef die Firma Roth & Cie. weiter mit den zwei jungen, tüchtig ausgebildeten Associés *Jakob Heinrich Roth (geb. 1905, Jakob Roth-Sommers Sohn)* und *Paul Roth (geb. 1905, Adolf Roth-Obrechts Sohn)*. Der Seniorchef Adolf Roth unternahm mit seinem Sohn Alfred Roth, Architekt (jetzt Professor an der ETH Zürich), planmässig den Umbau und Ausbau der Fabrik. Es war ihm noch beschieden, das Geschäft durch alle Wirren des zweiten Weltkrieges zu steuern, und 1948 hatte er die Freude, das 200jäh-

rige Jubiläum der Firma feiern zu können, wofür er die «Festschrift» verfasste.

Die Politik wird im Oberaargau, wie in der ganzen Schweiz seit Einführung des Proporzes von den verschiedenen Parteien bestimmt, die sich ihre Vertreter auswählen. Als Vertrauensmann der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei kam Adolf Roth von 1920 bis 1938 in den bernischen Grossen Rat. Mit Adolf Roth-Obrecht (gestorben 1952), der wie sein Onkel Alfred Roth-Ramser ursprünglich für die Landwirtschaft bestimmt war und erst durch die Umstände seine grosse initiative Kraft ganz dem Geschäft widmen konnte, ist die Verbindung von Landwirtschaft und Industrie in der Firma Roth zu Ende gegangen. Die von ihm vergrösserte Landwirtschaft übergab er seinem Sohne Adolf Roth-Etter, der leider schon 1949 starb, zwei Söhne, angehende Landwirte, hinterlassend.

Die heutigen Inhaber von Roth & Cie. seit dem Tode des Seniorchefs Adolf Roth sind die zwei Vetter *Jakob-Heinrich Roth* und *Paul Roth-Cottier.* Waren bis jetzt sämtliche Mütter der Rothschen Fabrikanten Oberaargauerinnen, oder doch als Bernerinnen im Oberaargau aufgewachsen, so brachte der zweite Weltkrieg mit seinen über die Grenzen schlagenden Wellen eine Aenderung. Jakob-Heinrich Roth heiratete die russische Emigrantin Hélène Galitzine, und Artillerie-Major Paul Roth holte sich einige Jahre vorher in Münsingen die Waadtländerin Margrit Cottier. Peter Roth, der Sohn von Paul Roth, weilt zurzeit in der Fremde, um sich für das väterliche Geschäft auszubilden.

Flugzeuge, Radio, Fernsehen machen die Erde immer kleiner, und auch das Schifflein der Pferdehaarspinnerei in Wangen wird mehr und mehr aus der oberaargauischen Bucht auf das bewegte Meer des internationalen Handels hinausgetrieben, wo Winde aus allen Weltteilen und Ströme der verschiedensten Rassen zusammenkommen. Seine Lenker müssen sich, wie die ganze Menschheit, auf die bleibenden Menschenrechte und Menschenpflichten neu besinnen und so verankert sich im modernen Konkurrenzkampf zu behaupten suchen.

Zu der alten Rosshaarspinnerei und Siederei war schon 1896 durch Jakob Roth-Sommer die Bürsten- und Pinselzurichterei gekommen; sein Sohn Heinrich Roth hat sie mit Maschinen eigener Konstruktion ausgebaut und die Fabrikation von umsponnenem Rosshaar (Haargarn) eingeführt. Gut entwickelt sich die Fabrikation des Formhaares, dessen Patent sich der Seniorchef Adolf Roth mit seinem Sohne Paul Roth in Dänemark geholt hatte. Es

ist zu hoffen, dass die Schwierigkeiten, die der Absatz des gesponnenen Haares momentan verursacht, herrührend von allen Ersatzartikeln, erfinderisch für neue zeitgemässe Fabrikationsartikel machen dürfte.

Das patriarchalische Verhältnis, das einst Meister und Knecht auf dem Hofe und in den Anfängen des industriellen Unternehmens verband, ging durch die Zeiten, wenn auch in veränderter Form, weiter. Es besteht heute eine vom Geschäft losgelöste Stiftung, deren Ertrag bedürftigen Arbeitern zugute kommt; eine Pensionskasse sorgt für die Angestellten. Solange gemeinsame harte Arbeit, mitfühlendes Verständnis und ein redliches Wohlwollen vorhanden sind, werden sich auch diese Probleme zeitgemäss weiterentwickeln.

Im Stammhaus der Familie Roth wohnt zurzeit *Walter Roth*, verheiratet mit Bertha von Fellenberg aus Bern. Er ist Ingenieur wie sein Vater, Jakob-Adolf Roth-Walther, dessen jüngster Sohn er ist, und seine zwei älteren Brüder, der 1957 in Wangen verstorbene Ing. Robert Roth und der noch in Bern lebende Ing. Max Roth-Schwarzer.

Alle Glieder der Familie Roth liebten es und lieben es, in ihrer Freizeit auf den Jura zu steigen und von dort auf den Oberaargau, die engere Heimat, hinabzuschauen, wo man im Winter beim Nebelmeer so gut sich vorstellen kann, wie hier einst alles Meer war, wie dann durch unterirdischen Druck die Gebirge sich auftürmten, die Wasser sich verliefen, wie auf eine tropische Vegetation die grossen Abkühlungen der Eiszeiten folgten, wie der Rhonegletscher in zwei Armen in das Land hinausfloss, wovon der eine in der letzten Eiszeit bis unterhalb Wangen reichte. Findlinge in den grünen Matten des Oberaargaus und zahlreiche Versteinerungen im gelben Jurakalk zeugen von diesen Zeiten. Wenn man die Geschichte der Natur in all diesen grandiosen Umwälzungen betrachtet, so scheint es recht überflüssig, über ein kleines Unternehmen, wie die Pferdehaarspinnerei von Wangen und eine einfache Landfamilie so viele Worte zu verlieren. Doch, solange es Menschen in dieser Gegend gegeben hat, waren sie getrieben, ihre körperliche Nahrung und Bekleidung und ihre Wohnung sich zu suchen, und anderseits wurden sie in ihrem Gewissen aufgerufen, das zu tun, was vor Gott und Menschen gut ist. Der Sinn jeder Geschichte, der kleinsten wie der grossen, ist, dass sie durch ihre Erfahrung, ihr Erkennen von Glück und Unglück und deren Ursachen der Gegenwart hilft, den rechten Weg zu finden. Es ist hier nicht der Ort, auf alle internen Schwierigkeiten der Rothschen Pferdehaarspinnerei, in Geschäft und Familie einzugehen und auf deren Ursachen hin-

zuweisen, sondern es gilt dankbar anzuerkennen, dass immer wieder ein guter einiger Geist in der Familie obsiegte. Gerade die Schwierigkeiten sind es, so man ihnen ins Auge schaut, welche lebendig erhalten und immer wieder die aufbauenden Eigenschaften einer schlichten, arbeitsfreudigen Gesinnung zu Hilfe rufen.

Gotthelf, der im Bernerland so mächtig ins Gewissen zu reden verstand, spricht in seinem Silvestertraum, den er auf die Jurahöhen oberhalb von Wiedlisbach verlegte, von den Banden und Brücken, die zwischen den Generationen bleiben, den glücklichen und den verhängnisvollen, und auf den Oberaargau hinunterblickend, findet er die schönen Worte:

«Vor mir lag das prächtige Aaarethal, durchströmt von der blauaugichten Aare, der schönen Berner Oberländerin ... hinter mir lag der heimelige Blaue Berg … An dessen Fuss, mir zur Rechten, lag das uralte Solothurn, aber nicht altersgrau, sondern heiter und jungblütig. Unter mir zur Linken, an des Berges Wange, hing der Pipine zerfallene Burg … der Berner kornreiches Gebiete, wo man so weite Beutel findet, wie selten oft im Lande und oft so enge Herzen, wie allenthalben anderwärts, und Wangens Türmlein und Aarwangens festes Schloss liessen mich raten, welcher Sinn der mächtigere gewesen in der Berner Gebiete, der, welcher Schlösser festigt, oder der, welcher Türme an die Kirchen baut. Das freundliche, üppige Gelände stieg allmählich empor und ward zu der hehren Terrasse, die Gottes selbsteigene Hand sich auferbaut im Schweizerlande, die von Stufe zu Stufe zu den riesigen Palästen führt, welche über die Wolken reichen ... Diese eigentümlichen Gotteshäuser (die Alpen) sind des Schweizers Himmelsleiter, auf denen auf- und niedersteigen die Engel des Friedens und des Vertrauens, auf denen er selbst emporsteigen soll zu dem, der ihm nicht nur Engel sendet, sondern mit selbsteigener Hand schützet und wahret.» (Ausgabe Hunziger, Seite 380 bis 382.)

Helene Roth

Anmerkungen

[1] Johannes Roth-Schwander (1772—1842) war Müller und Landwirt in Niederönz bei Herzogenbuchsee. Sein ältester Sohn Johann Jakob Roth-Pfister (1799—1872) hinterliess fünf Töchter. An dessen jüngste Tochter erinnert an der Kirchenmauer in Wynau eine Inschrift: Elisabeth Hunziger, geb. Roth, geboren in Niederönz: 24. April

1833, gestorben in Wynau: 14. Dezember 1866. Sie ist die Grossmutter von Frau Paula Freudiger-Probst in Bern.

[2] Franz Roth-Gugelmann (1774—1836) betrieb in seinem Hause im Städtchen Wangen a. A. einen Tuchhandel. Er war nebenbei der erste Kassier, den sich Oberamtmann von Effinger für seine (1824) in Wangen gegründete Ersparniskasse aussuchte. Zur Zeit der Regeneration wurde er der erste Regierungsstatthalter des Amtes Wangen (1831 — 1833). Die Nachkommen dieses Franz Roth-Gugelmann sind heute alle aus dem Oberaargau weggezogen. Sie arbeiten als Kaufleute, Gärtner, Ingenieure, Architekten in Bari, Mailand, Bern, Zürich, Heiligenschwendi, Vevey, Paris und in USA.

[3] Sein Sohn war der bekannte Arzt Doktor Gottlieb Roth-Gugelmann in Herzogenbuchsee, von welchem die Familien Gottlieb Roth-Schwander in Bari, Hans Roth-Pestalozzi in Bern und Emil und Gottlieb Roth in Zürich abstammen.

AUS DER URWELT DES OBERAARGAUS

Geologisches, Klima, Pflanzen und Tiere

Der Boden des Oberaargaus, wenn wir von seinem Anteil am Jura absehen, zeigt verschiedene Ablagerungstypen, nämlich:

1. Jungzeitliche *Flussanschwemmungen*, die in den Tälern noch fortwährend in Bildung begriffen sind.

2. *Moränen* aus den zwei letzten Gletscherzeiten, besonders auffallend die Wallmoränen aus der letzten Gletscherzeit (Würm) im Raume Oberbipp-Bützberg. Südwestlich der letztgenannten Ortschaft treten die Moränen in gescharten, ovalen Hügeln auf, sogenannte Drumlins, wie sie auch zwischen Inkwil und Deitingen (Solothurn) zu sehen sind.

Der südliche Teil des Oberaargaus liegt ausserhalb der einstigen Würmvergletscherung, wie es für Langenthal schon aus der geologischen Karte von Dr. J. Kopp hervorgeht. — In den Wäldern östlich, westlich und südöstlich von Langenthal bis Melchnau und Huttwil offenbart sich durch eine typische Tannen-Strauch- und Moosassoziation die alte, risseiszeitliche Unterlage, wie Peter Meyer dies in einer forstwissenschaftlichen Arbeit vorzüglich dargestellt hat. — Auch die grossen und kleinen Findlinge, die über das ganze Gebiet zerstreut liegen, können ihre Walliser Heimat nicht verleugnen. Wir erinnern an das Vallorcinekonglomeratstück auf der Schorenhöhe, den Montblanc-Granit beim Talhof in Langenthal, den Casanna-Schieferblock beim Bad Gutenburg, den prächtigen Gabbrostein an der Lohhalde bei Rohrbach, die Arollagneisplatte im Hirserenwald bei Madiswil und das 80 kg wiegende Stück Vallorcinekonglomerat von dort, das in unserer Heimatstube liegt, die Arollagneise auf dem Adlihubel bei Reisiswil und in der Gmeinweid, die Fundstücke von Huttwil bis Ufhusen und viele andere, von denen Abschläge in unserer Heimatstube zu sehen sind. — Restliche Stücke Hochterrasse am Moosrain bei Langenthal, wie sie Dr. J. Kopp auf seiner Karte eingetragen hat, und eine in der Gleimatt bei Auswil von der Firma Lanz in Rohrbach angeschnittene Wallisermoräne mit dem charakteristischen

Smaragdit-Gabbro vom Allalinhorn geben Zeugnis von der Rissvergletscherung.

3. *Niederterrassen* als Abschwemmungsprodukte einstiger Moränen wurden während des Rückzuges des Rhone-Aaregletschers durch die Schmelzwasser abgelagert. Ausgedehnte Niederterrassen finden sich zwischen Bützberg und Roggwil, Herzogenbuchsee und Berken, Holzhäusern und Niederbipp. — Diese vorzüglichen Leiter von Grundwasserströmen sind vielerorts angeschnitten zur Aufbereitung von Kies.

4. *Sandstein*. Er wurde einst abgelagert im Molassemeer, das unser schweizerisches Mittelland in der Tertiärzeit bedeckte. Dieser Sandstein beginnt bei uns auf der Linie Thörigen, Lotzwil, Kleinroth und setzt sich südostwärts in zwei Stufen (Burdigalien, Helvetien) fort, bis er auf der Strecke Affoltern, Dürrenroth, Huttwil, Zell von der hier beginnenden oberen Süsswassermolasse (Napfgebiet) überlagert wird.

5. *Untere Süsswassermolasse* als älteste Ablagerung bei uns wurde von Flüssen in der früheren Tertiärzeit (Oligozän) angeschwemmt. Sie tritt in zwei Stufen (Stampien, Aquitanien) zutage:

Die ältere (Stampien) längs der Aare von oberhalb Berken weg über Aarwangen, Wynau usf. Die jüngere Stufe (Aquitanien) bildet den nordwestlichen Höhenzug des Wynigentälchens und zieht sich über Bollodingen, Thörigen, Bleienbach und Thunstetten und von da ostwärts bis über die Roth, zwischen Untersteckholz und Murgenthal, hin.

Das Stampien der Aare entlang wird mit dem Namen Aarwangerschichten bezeichnet, das Aquitanien nach unserem Fundplatz am Wischberg im Thunstettenwald als Wischbergschichten.

Unsere drei erstgenannten Ablagerungen gehören der jüngsten Erdzeit, dem Quartär, an mit einer Dauer von rund 600 000 Jahren, die zwei letztgenannten der Tertiärzeit, deren Dauer auf 60 Millionen Jahre berechnet wurde. Da unser hier zu besprechendes Fundmaterial der Tertiärzeit angehört, geben wir von dieser in einer Tabelle eine Uebersicht:

Tertiär	Pliozän	Verlandung			
	Miozän	Vindobonien	Sarmatien	Obere Süsswasser-molasse	
			Tortonien		
			Helvetien	Obere Meeresmolasse	
		Burdigalien			Ochlenberg, Madiswil Melchnau
	Oligozän	Aquitanien		Untere Süsswasser-molasse	Langenthal (Wischberg) St. Urban
		Stampien	Chattien		Wynau, Obermur-genthal, Murgenthal, Aarwangen
			Rupelien	Untere Meeresmolasse	
		Sannoisien			
	Eozän			Flysch, Hohgant-sandstein Numulithen-kalk	

Im Laufe der Entstehung der genannten Schichten wurden oft absterbende Pflanzen- und Tierreste der betreffenden Zeit zugedeckt und verhärteten mit dem Ablagerungsmaterial zu Versteinerungen. Wo nun heutzutage solcher Boden abgebaut wird, treten auch die einst miteingeschlossenen pflanzlichen und tierischen Ueberreste zu Tage. Gerade diese Einschlüsse geben uns willkommene Auskunft über die Art der Ablagerung und ermöglichen es, diese zeitlich in die Erdgeschichte einzureihen.

Ein solcher Abbau, den der Schreibende während mehr als zwanzig Jahren auf das Vorkommen organischer Einschlüsse überwachte, die zu Tage tretenden Petrefakten sammelte und von fachkundigen Gelehrten bestimmen und präparieren liess, vollzog sich am Wischberg bei Langenthal. Heute zieren die Funde unsere Heimatstube in Langenthal. Sie ermöglichen uns, einen Blick zu tun in unsere hiesigen Verhältnisse in jener fernen Tertiärzeit, ja, diese uns in fast greifbare Nähe zu rücken.

Unser Fundplatz, die einstige Materialgrube der Langenthaler Ziegelfabrik, zeigt einen deutlich abgegrenzten Schichtenaufbau. Weiches, mergeliges und härteres Material wechseln ab, und jede Schicht hat ihre ausgesprochene Färbung: rot, gelb, blau, grau, weshalb man dieses Ziegel-Rohmaterial als bunte Mergel bezeichnet. Geradezu malerisch tritt diese bunte Schichtung gegenwärtig in der Ziegeleigrube in St. Urban in Sicht, wo die gleiche Erdstufe abgebaut wird.

Die am Wischberg zu Tage getretenen Pflanzen und Tiere bezeugen unmissverständlich, dass in der Tertiärzeit bei uns ein südliches, ein subtropisches Klima herrschte, und das führt uns dazu, vorerst einen Blick zu werfen auf Klimaveränderungen in verschiedenen Erdzeiten.

Die mannigfachen Mineral-, Pflanzen- und Tierfunde tropischer Art in Gegenden, die heute weit weg von den Tropen liegen, gaben den Forschern je und je Anlass zu Klimaforschungen. Schrittmacher auf diesem Gebiet wurden Wilhelm Koppen, Alfred Wegener und Milutin Milankowitch. Für uns steht Wegener im Vordergrund. Er ging in seiner Forschung von dem für die Erde unveränderlichen Gesetz der uns bekannten Klimazonen aus. — Nördlich und südlich des Aequators wird die Erde von der heissen Zone umgürtet. Sie geht im Norden und Süden je in einen Trockenstreifen über, dem sich die nördliche respektive südlich gemässigte Zone anschliesst, um dann auf der Breite von 66½ Grad die nördliche respektive südliche Polarkappe zu erreichen. — Jede dieser Zonen hat entspechend dem Klima ihre besonders charakteristischen Mineralien. Die heisse Zone zeichnet sich durch mächtige Kohlenbildung aus. In den Trockenstreifen finden sich Salz, Gips und Wüstensandstein. Die gemässigten Zonen haben ihr Merkmal auch in der Kohlenbildung. Die Polarkappen weisen sich durch Blocklehm, sogenannten Tillit, aus. (Auch Pflanzen und Tierwelt haben in diesen Zonen ihre charakteristischen Vertreter.)

Nun forschte Wegener in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Gesteinsformationen nach diesen Klimazonen und konnte sie vom Karbon weg in jeder Erdstufe nachweisen. Ihre Anordnung fand er stets unverändert, aber — die Unterlage, also die Erdoberfläche, verschob sich, indem die Erde im Zeitenlauf ihre Stellung zur Sonne veränderte und damit auch die Lage der Pole, weshalb Koppen und Wegener von einer Polverschiebung sprechen. Sie bringt natürlich auch das Verlagern der unveränderlichen Klimagürtel mit sich. Nach den Belegen aus den verschiedensten Erdzeiten ist die Polwanderung nach den eigenen Worten dieser Forscher keine Hypothese

mehr, sondern eine Erfahrungstatsache, denn die zonenförmige, unveränderte Verteilung von trockenen und feuchten Gebieten in den verschiedenen Erdzeiten schliesst eine andere Erklärung aus.

Die Lage der Pole und damit auch diejenige der Klimazonen in den verschiedenen Erdzeiten hat Wegener errechnet und die jeweiligen Breitegrade für bestimmte Orte zusammengestellt.

In der Karbonzeit lief der Aequator durch den heute 51. Grad nördlicher Breite, also durch Leipzig, und dementsprechend umschlang der Tropengürtel die Erde. In diesem bildeten sich die grössten Kohlenlager der Welt: in Pennsylvanien, im Saar- und Ruhrbecken, in Oberschlesien und in China. H. Potoniés, der beste Kenner der Karbonflora, wies nach, dass tatsächlich die kohlenbildenden Pflanzen dieser Gegenden in den Tropen wuchsen.

Weil im Karbon der Tropengürtel so weit nach Norden rückte, erfuhren damals Südamerika und Südafrika eine Vereisung, deren Spuren längst erkannt wurden, aber erst durch Alfred Wegeners Klimaforschung eine ausreichende Erklärung fanden. Der Südpol lag dazumal auf 30 Grad südlicher Breite, 40 Grad östlicher Länge, also auf der Breite von Durban in Südafrika.

Aber greifen wir eine viel spätere Erdzeit heraus, in die schliesslich auch unsere Funde am Wischberg einzureihen sind: die Tertiärzeit. Hier stellt Wegener für die Eozänzeit fest, dass wir es wieder mit einer Verlagerung der heissfeuchten Tropenzone nach Norden zu tun haben. Der Aequator lag auf der Breite von Madrid. Durch Leipzig und Südengland zog der 15. Grad nördlicher Breite. Dementsprechend müssen in Europa für diese Zeit Klimazeugen in der Pflanzen- und Tierwelt aufgeführt werden können, und wirklich gibt es deren viele.

Heute liegen Nordkanada, Grinnelland, Grönland und Spitzbergen unter Eis und Schnee mit einer mittleren Jahrestemperatur von minus 20 Grad. Nicht so in der Tertiärzeit: keine Eisdecke, sondern reicher Pflanzenwuchs. Es enthalten dortige Tertiärschichten eine grosse Zahl pflanzlicher Petrefakten. In Grönland sind 282 Pflanzenarten und in Spitzbergen deren 179 gefunden worden. Bäume, Sträucher und Kräuter weisen auf ein Klima hin, das der nördlich gemässigten Zone entspricht. In dem weiter herabreichenden Südgrönland gab es Edelkastanien, Reben und immergrüne Magnolien, so dass sein damaliges Klima dem von Montreux gleichgesetzt wird mit einem Jahresmittel von 10½ Grad.

Bereits eine Tropenlandschaft offenbart der frühtertiäre Fundplatz in der Gegend der Themsemündung. Hier standen damals tropische Wälder, vergleichbar mit denen des Sunda-Archipels. Und drüben an der Ostsee entfaltete sich die subtropische Bernsteinflora.

Und nun der oligozäne Fundplatz am Wischberg und gleichaltrige Aufschlüsse ringsherum, was zeigen sie uns? — Sie lassen erkennen, dass im späteren Frühtertiär, wohin sie zeitlich gehören, der Aequator wieder südwärts gerückt war, so dass wir uns hier in der subtropischen Zone befanden. Da gedieh die Fächerpalme, von der wir zwei prächtige Blattversteinerungen besitzen, eine vom Wischberg, die andere aus der gleichen Erdstufe der Roggwiler Ziegeleigrube bei St. Urban, während die Sabalpalme aus den Aarwangerschichten bezeugt ist. In unserem Lande gab es aber in jener Zeit noch zehn weitere Palmenarten. Diese Gewächse vermögen uns schon jenen südlichen Charakter unserer Gegend zu veranschaulichen, die hier als Gesteinsunterlage die «untere Süsswassermolasse» hatte und darüber noch keine von den einleitend erwähnten Ablagerungen, denn das Molassemeer war noch nicht eingebrochen, geschweige denn die Eiszeiten. Auch sah man noch keinen unserer Alpengipfel, vielleicht aber in der Ferne die Höhen eines nun verschwundenen Gebirges, von dem wir Ueberreste in unseren exotischen Graniten erkennen. — Am Wischberg wurden pollenanalytisch auch zwei Föhrenarten, ferner Rot- und Weisstanne und Erle festgestellt. Eine Durchsicht der tertiären Pflanzen, die ich vornahm, liess erkennen, dass die drei genannten Nadelhölzer bis weit in den Norden verbreitet waren. Aber ebenso wuchsen in unserem Lande Sagobäume und in grosser Zahl Taxodiaceen, Sumpfzypressen, der mächtige Mammutbaum, Amberbäume, dem Ahorn verwandt, Platanen, Eichenarten, Brotfruchtbäume, Ulmen, Birken, Zimmer- und Kampherbäume, der fürstliche Lorbeer, Fenchel- und Sandelbäume, Seidelbastgewächse, Ebenholzbaum, Eschen, Tulpen- und Myrtenbäume, Reben, Linden, Ahornarten, Wallnussbäume, Haselarten, Kätzchenträger, Stechpalme, Mimosen, Akazien und Feigen.

Unter der grossen Menge der Kräuter ragten an Zahl die Hülsenfrüchte hervor. Nicht vergessen wollen wir die Menge der Farnkräuter, die Schachtelhalme und Bärlappgewächse. Sumpf- und Seepflanzen gab es in grosser Zahl wie Riedgräser, Schilfarten, Schwertlilien und Seerosen.

In den Wischbergschichten sind verschiedene Grasarten, Wermut, Kreuzblütler und Kompositen pollenanalytisch festgestellt worden.

Es muss aufgefallen sein, welches Durcheinander von Pflanzen fast aller

Zonen und Erdgegenden wir aufzählten. Oswald Heer hat die in unserem Lande wachsenden Tertiärpflanzen mit ihren Verwandten in der Jetztzeit verglichen. 83 Arten davon fand er in den nördlichen Vereinigten Staaten, 103 in den südlichen, 40 im tropischen Amerika, 6 in Chile. In Mitteleuropa fand er davon 58 Arten, in der Mittelmeerzone 79, in Asien 23 in der gemässigten, 45 in der warmen und 40 in der heissen Zone, 25 Arten auf den atlantischen Inseln, 26 in Afrika und 17 in Neuholland.

So enthüllt sich uns der ganz eigenartige Charakter der tertiären Flora: Pflanzen, die heute in der ganzen Welt herum zerstreut sind, finden sich da in schwesterlicher Gemeinschaft noch beisammen auf einem weiten Gebiet, so dass wir z. B. Platanenfunde von Mittelitalien bis hinauf nach Spitzbergen haben. Liegt hier nicht auch ein Beweis für Alfred Wegeners weitere Auffassung vor, dass einmal alle Länder der Erde zusammenhingen, bis dann eine Kontinentalverschiebung, also die Auflösung in einzelne Erdteile, stattfand?

Und noch ein Weiteres: Wenn wir Pflanzenbilder vom Karbon aufwärts bis unmittelbar vor der Tertiärzeit betrachten, so können wir feststellen, dass bis dahin die Gefässkryptogamen, Baumfarne, Baumschachtelhalme und unter den Bäumen die eigenartigen Siegelbaumarten die Herrschaft führten. — Im Tertiär dagegen stehen wir in einer Neuschöpfung von Pflanzen grossen Stils, ja, in einem wahren «Weltenfrühling», wie Oswald Heer sich ausdrückt.

Dieser Klassiker der botanischen Forschung schätzte die Pflanzenarten des Tertiärs auf 3000. Er selber untersuchte 930 Arten, und unter diesen fanden sich 533 holzartige, nämlich 291 Bäume, 242 Sträucher oder 76% (heutiger Baumbestand ca. 12%). — Die Zahl der immergrünen Bäume schätzte er auf 327, solche mit fallendem Laub auf 206. Eines fällt uns besonders auf, dass der Wald damals vorherrschte, wie es heute in feuchtwarmen Gebieten, wo die Kultur nicht hingelangte, noch ebenso ist. — Dass der Wald in der Tertiärzeit vorherrschte, bezeugt auch die grosse Zahl der untersuchten Insekten, die meistens der Waldfauna angehören. Immerhin sind auch viele dabei, die ausgesprochen ins Grasland gehören, wieder andere ins Sumpfland oder ins Wasser.

Mit Gewissheit ist anzunehmen, dass der üppige Pflanzenwuchs unserer Gegend inner- und ausserhalb der Wälder mit Laub und Gras und Früchten den Tisch reich deckte für die Tierwelt, unter der wir in jener Zeit Gattungen sehen, die frühere Weltalter noch gar nicht kannten. So befinden wir uns

auch hier inmitten eines Schöpfungstages, in der Zeit nämlich, da die Säugetiere sich entfalteten.

Unsere Funde am Wischberg geben Kunde von Tieren, die dem erwähnten Subtropenklima wohl angepasst waren. Wir stellen zunächst verschiedene Dickhäuter vor, die der Gruppe der Unpaarhufer zugehören und nennen an erster Stelle die Nashörner, deren Gattung wir heute noch im warmen Afrika, auf Sumatra, Java und in Indien finden.

Im Jahre 1931, als die Langenthaler Ziegelfabrik ihr Rohmaterial in der Gegend des Sängeliseeleins bezog, hob ein Arbeiter aus dem abgebauten Material mehrere grobe Knochen auf, die in Bern als dem hornlosen Nashorn (Aceratherium lemanense Pomel) zugehörig bestimmt wurden. Es ist die Urform der heute lebenden Nashörner und sollte eigentlich «Nichtnashorn» heissen, weil ihm das Nasenattribut noch fehlte. Eine Rekonstruktion nach Osborn zeigt uns ein mächtiges, unbewaffnetes, beinahe sanftes Wesen. Seine Art starb in der letzten Epoche des Tertiärs aus. In Lausanne und an der Hohen Rhone ist diese Tierart auch nachgewiesen worden und eine Abart davon an der Engehalde bei Bern.

Eine zweite Nashornart von unserem Fundplatz, das paarhörnige Nashorn (Diceratherium asphaltense) trug ein ganz kleines Hornpaar nicht hinter-, sondern nebeneinander auf der Nase. Die Ueberreste dieser Tierart gehören zu den schönsten Fundstücken vom Wischberg. Samstag, den 11. April 1936, überbrachte mir ein Schüler, der Sohn des Ziegeleidirektors, Bruchstücke eines linken Unterkiefers aus ihrer Grube. Gleich ging ich mit ihm ans Werk der Nachgrabung, und abends konnten wir den Oberschädel dieses Tieres herausheben, den Hinterkopf aber nur in kleinen Bruchstücken, die wir sorgfältig sammelten. Am Montag darauf kam mir Dr. Ed. Gerber vom Naturhistorischen Museum in Bern zu Hilfe, und nun gelang es, auch den prachtvollen, vollständig erhaltenen rechten Unterkiefer ans Tageslicht zu bringen: rötlichbrauner Kieferknochen, darin eine Reihe schwarzglänzender Backenzähne und nach einer Lücke vorne ein mehrere Zentimeter langer Stosszahn. Dieses Originalstück wanderte ins Museum nach Bern, wir bekamen einen getreuen Abguss. Erst später konnte der Name des Tieres, nämlich anhand der vollständig erhaltenen Nasenpartie des Oberschädels durch Dr. S. Schaub vom Naturhistorischen Museum in Basel festgestellt und die gesammelten Bruchstücke des Hinterkopfes zusammengefügt und angesetzt werden. Wir sind glücklich, dieses Unikum unseres Landes zu besitzen.

Am Wischberg konnten noch ansehnliche Teile einer dritten Nashorn-

art, kleiner als die obengenannten, geborgen werden, nämlich ein unvollständiger Schädel mit oberen Backen- und Vorbackenzähnen, auch Stücke des Unterkiefers mit zwei Molaren, dazu einige Gliederknochen. Dieses «kleine Nashorn» (Diceratherium pleuroceros Duvernoy) ist in Basel auch nur durch Belege aus dem untern Aquitanien von Paulhiac in Frankreich vertreten, so dass wir uns auch dieses Besitzes wohl freuen dürfen.

Die Nashörner gehören zu den Pflanzenfressern. Sie nähren sich auch heute von Gras, Schilfrohr und Buschwerk und lieben besonders Wurzeln. Urwald, Steppe, schlammige Tümpel und fliessendes Wasser gehören zu ihren Lebensbedingungen. Trotz ihrer Plumpheit sind die Tiere doch recht beweglich und wendig. Ihre Wechsel verraten einen wunderbaren Sinn für das Gelände.

Der Wischberg gab uns auch eine Anzahl Belege für weitere Vertreter aus der Gattung der Unpaarzeher. Es sind die Tapire, die heute zur typischen Tierwelt Südamerikas, Hinterindiens und des Sundaarchipels gehören; Pflanzenfresser, die sich besonders gern an Früchten und jungen Palmenblättern erlaben, aber auch andere Pflanzenkost nicht verschmähen. Diese scheuen Tiere des Urwaldes, die die stechende Sonne fliehen und sich erst in der Morgen- oder Abenddämmerung herauswagen, sind gute Schwimmer, die mit Leichtigkeit einen Fluss überqueren. Das kühle Wasser sagt ihnen besonders zu. Ihre Bewegungen auf dem Lande erinnern an die der Wildschweine und die Jungen mit der Längsstreifung auf dem Rücken an Frischlinge. Der kurze Rüssel dient ihnen als vorzügliches Tastwerkzeug.

Ueberreste von Tapiren am Wischberg lassen zwei Arten erkennen. Da sind zunächst glänzend schwarzbezahnte Unterkieferbruchstücke von zwei grossen Individuen des Tapirus intermedius und ein linker Unterkiefer derselben Art eines kleineren Tieres; sodann wurde am Wischberg eine bisher unbekannte Tapirart (in Basel als Tapirus Brönnimanni benannt) entdeckt, belegt durch rechte und linke Unterkieferfragmente und einen zerdrückten Schädel eines Tapirkälbchens. Von besonderem Wert ist es, dass hier das Milchgebiss und Bruchstücke des erwachsenen Gebisses vorliegen.

Tapire und Nashörner, dazu die artenreiche Palmenwelt, sind uns unmissverständliche Belege für ein subtropisches Klima, in welchem Urwald, Steppe und Wasser unserer Gegend das Gepräge gaben.

Der Aquitanschichtenabbau am Wischberg legte auch Ueberreste verschiedener Zweihufer frei. Ein Molar bezeugt das damalige Wildschwein (Paläochoerus Meissneri) und zierliche Wiederkäuermolaren den geweih-

losen Hirsch (Amphitragulus sp.), dem Moschustier vergleichbar. Die Hirscharten des Frühtertiärs trugen noch kein Geweih. Diese Schmuckwaffe erhielt das männliche Tier erst im Spät-Tertiär, als sie ihm wohl nötig geworden war.

Häufig traten Knöchelchen eines kleinen Zweihufers (Caenotherium laticurvatum) zu Tage. Diese Tierart wurde erstmals 1828 in frühtertiären Schichten in Frankreich von dem Forscher Bavard entdeckt. Und nunmehr hat Dr. Hürzeler in Basel eine Rekonstruktion des Tieres erstellt. Es hatte die Grösse eines Hasen, war aber bedeutend schlanker. Vermöge seiner verlängerten Hinterläufe konnte es kühne Sprünge ausführen. Sein Gebiss sagt uns, dass es sich von Pflanzen nährte. Ein Massenfund lässt darauf schliessen, dass das Tier in Rudeln auftrat.

Der Fund eines bezahnten, etwas zerdrückten Schädels und des dazugehörigen bezahnten Unterkiefers, welche einem weiteren Zweihufer von der Grösse einer Ziege zugehörten, überraschte die Gelehrten besonders, weil diese Stücke Antwort gaben auf gewisse Fragen. — Der Kleine Elomerix (Elomerix minor), wie der Name lautet, war vordem nur aus Stampienschichten, wie sie in Aarwangen zu Tage treten, bekannt und zwar unter dem Namen Elomerix borbonicus als Leitfossil.

Einen Fund desselben hatte man aber in Aquitanschichten Savoyens gemacht, und Fachleute glaubten, das Fundmaterial sei nur aus Unachtsamkeit der Sammler diesen Schichten zugeschrieben worden. Weil zudem diese Funde gewisse Sondermerkmale aufwiesen und kleiner waren als gewohnt, bildete der französische Forscher Depéret den Namen Kleiner Elomerix. — Einen ähnlichen Fund machte Prof. Regli von Appenzell in der Urnäsch, dort, wo sie durch Aquitanschichten fliesst. Die Funde blieben für die Gelehrten ein Rätsel, bis 1947 die Fundstücke von Langenthal bekannt wurden. Hier blieb nun über die Herkunft kein Zweifel mehr: Ein Kleiner Elomerix aus den Wischberg-Aquitanschichten, und der Fund stimmte mit dem aus Savoyen und dem aus der Urnäsch überein. Es handelt sich um eine neue Tierspezies, wie nun aus unseren Fundstücken festgestellt werden konnte. Der Name Kleiner Elomerix wurde zum Speziesnamen Elomerix minor. Darüber wurde von Dr. S. Schaub in Basel ein besonderer, wissenschaftlicher Bericht erstattet.

Schliesslich erwähnen wir einen weiteren Zweihufer, der in der Aquitanzeit noch lebte, aber am Wischberg nicht nachgewiesen werden konnte; wohl aber brachte mir eines Tages eine Schülerin einen Schneidezahn dieses

sonderbaren Tieres aus den Aarwangerschichten, den ich gleich als dem Kohlentier (Anthracotherium hippoideum) zugehörig erkannte. Ein Forscher hat eine Rekonstruktion dieses Säugers erstellt. Ein schweineähnlicher Vierbeiner war es, mit rüsselartiger Schnauze, der den Lorbeer-, Zimmet- und Eichenwald unserer Gegend belebte und wohl gerne durch Tümpel stapfte, wo er vielleicht gelegentlich dem in der Aarwangergegend bezeugten Krokodil zum Opfer fiel.

Am Wischberg hinterliessen uns auch zwei noch heute wohlbekannte, altehrwürdige Insektenfresser ihre spitzigen Zähnchen, nämlich Maulwurf (Talpidarum gen. indet.) und Igel («Erinaceus» priscus H. v. Meyer), die schon damals nicht bange sein mussten um ihre notwendige Fleischnahrung.

Die vielen Säugetierfunde in unserer Ziegeleigrube veranlassten die wissenschaftlichen Bearbeiter dieser Fauna, dem Fundplatz Besuche abzustatten, um noch erdstufenbestimmende Nagetierreste zu finden. Herrn Dr. Hürzeler gelang es, eine Schicht mit Kleinfossilmaterial zu entdecken. Das ihm zugesandte Material wurde minuziös und mit Erfolg untersucht. Nicht weniger als acht Arten kleiner Nager konnten festgestellt werden. Unterkieferfragmente, Einzelmolaren und Prämolaren fanden sich vom Pfeifhasen (Lagomorphum aff. Piezodus), dessen Nachfahren noch heute in Südsibirien und in der Mongolei, ähnlich den wilden Kaninchen, leben. Die Tiere haben kurze Ohren und sind schwanzlos.

Ferner lebten bei uns zwei Hamsterarten (Cricetodon collatus Schaub und Cricetodon cfr. hochheimensis Schaub), die nur die Grösse einer Maus hatten. Gerade diese Tierart hat die Gelehrten überzeugt, dass wir es am Wischberg mit der Stufe des untern Aquitan zu tun haben. Die Hamster sind hier Leitfossil.

Mit dem Hamster in Gesellschaft findet sich regelmässig — auch bei uns — ein kleines Streifmäuschen (Plesiosminthus myarion Schaub), dessen Zähnchen keinen Millimeter lang sind. Solch kleine, mäuseartige Säugetierchen wurden noch in vier Arten festgestellt, nämlich zwei Rhonemäuschen (Rhodanomys Schlosseri Dep. und Rhodanomys spec. nova), sodann Eomyidarum gen. novum und Gliridarum gen. novum. Die Zähnchen des Rhonemäuschens können nur unter dem Vergrösserungsglas als solche erkannt werden.

Es muss auffallen, dass sich kein einziges Raubtier nachweisen liess, und doch gab es zwei solche, ein hundeähnliches mit Bärenallüren und ein katzenartiges; aber Raubtiere im heutigen Sinn kannte jene Welt noch nicht.

Zu den 19 angeführten Säugetieren, die durch Ueberreste am Wischberg festgestellt werden konnten, gesellen sich noch Reptilfunde. Von 11 Schildkröten, die alle nach Dr. Bräms wissenschaftlicher Untersuchung zur gleichen Art (Ptychogaster reinachi) gehören, wurden Ueberreste gesammelt. Zwei sind gut erhalten, die andern nur bruchstückweise.

Aus der Molluskenwelt fanden wir eine Flussperlmuschel und eine Schneckenart.

Auf verhältnismässig so kleinem Raum, wie ihn unsere Grube bot, konnte eine solche Fülle von Lebewesen festgestellt werden, und wenn wir dazu an die grosse Zahl von Pflanzen und Tieren denken, die sich auch in den Aarwangerschichten feststellen liessen, dürfen wir wohl sagen, dass unsere Gegend in der Tertiärzeit ein wahres Paradies für Pflanzen und Tiere gewesen sein muss. Bedenken wir noch, welch geringer Prozentsatz von Ueberresten der damals lebenden Tiere durch allerlei glückliche Umstände konserviert blieb, so verstärkt sich unser Eindruck noch. Aber wie vieles bleibt uns von jener Zeit noch verborgen! Unser Wissen ist Stückwerk, aber dem Forschenden bieten sich dennoch viele Freuden. Er blickt immer tiefer in das Werden und Vergehen hinein und erkennt, wie alles weislich geordnet und gelenkt ist. «Jedermann», sagt der grosse Naturforscher Oswald Heer, «würde den für einfältig halten, der behaupten wollte, dass die Noten einer Symphonie aus zufällig auf das Papier gekommenen Punkten entstanden seien, und mir will scheinen, dass diejenigen nicht weniger unverständig urteilen, welche die unendlich viel wundervollere Harmonie der Schöpfung als ein Spiel des Zufalls betrachten. Erst der Glaube an einen allmächtigen und allweisen Schöpfer lässt uns die Geschichte unseres Landes, seine Pflanzen- und Tierwelt im rechten Lichte betrachten.» Friedrich Brönnimann

Anmerkung: Am Schlusse meines Berichtes spreche ich all denen einen warmen Dank aus, die ihre Hilfe mit in den Dienst der Erforschung dieses Aquitanfundplatzes gestellt haben, voran der Direktion der Ziegel- und Backsteinfabrik AG. Langenthal, Herrn Direktor Hämmerli und dessen Sohn, Dr. oec. Fritz Hämmerli, dessen Mitarbeit ich stets besonders schätzte. Ein treuer Helfer war mir Herr Wolf von Lotzwil, der Vorarbeiter anort, der auf Geheiss der Direktion stets Meldung machte, wenn Petrefakten zu Tage traten. — Das grösste Verdienst aber kommt den Herren Dr. Gerber von Bern, Dr. S. Schaub und Dr. Hürzeler von Basel und Dr. H. Bräm von Embrach zu, die die Bestimmung, Präparation und wissenschaftliche Bearbeitung der Funde besorgten. Dank auch für eine pollenanalytische Untersuchung einer Bodenprobe durch Herrn Prof. Dr. Welten, damals noch in Spiez.

LANDSCHAFT UND MENSCHEN IM OBERAARGAU

Eine geographische Skizze, vornehmlich des unteren Langetentals[1]

> «… jene minder erhabene, aber menschlichere Welt der schweizerischen Hügel und Hochebene mit den vielen Dörfern und aufblitzenden Wanderflüssen, den Seen und volkswarmen Tälern.» Heinrich Federer

Im Tälergezweig des schweizerischen Hügellandes zwischen Alpen und Jura, das treffend der Dichter in liebevollen Zügen zeichnet, ist das oberaargauische Tal der Langeten weit weniger bekannt als etwa jenes der Emme, das durch Jeremias Gotthelf und Simon Gfeller und viele andere Eingang gefunden hat in die Weltliteratur und in die Herzen einer zahlreichen Leserschaft zu Stadt und Land.

Bloss kleine Täler, kleine Hügel, kleine Flüsse birgt der Oberaargau. Da sind keine Höhepunkte, weder des Geländes noch des Geistes, der beeindruckenden Gewalt alpiner oder gotthelfscher Prägung. Da ist in der Tat eine «minder erhabene Welt».

Da lugen aus Waldwinkeln und Baumgärten die mütterlichen Dachschilde einzelner Höfe und Weiler im kurzweiligen Auf und Ab der runden Wanderhügel. Auf und ab schwingen sich ebenfalls die talsäumenden Wälder, immer jedoch treu die Felder und Aecker des Tals zu umhegen und hagen. Aus dem Hangwald blicken gelbe und graue Sandsteinflühe. In Moränenmulden träumen die Wasseraugen der Moose, Teiche, Tümpel von eiszeitlichen Kinderjahren. Hie und da ist ein Findling dem Zugriff von Menschenhand entgangen — vielleicht von einem guten Geist der Landschaft davor gerettet worden.

Auf der Hügelkuppe grüsst ein riesig runder Lindenbaum, eine lichtgrüne Eiche, über Haus und Hof Pappel oder Tanne, Gestalten der Stille, würdig und weise in ihrem Jahrhunderteleben über Land und Menschen —

dennoch aber im Frühlingssausen gar nicht abgeneigt einem stürmischen Tanze im schwellenden, triebgrünen Kleide.

Wohnliche Dörfer reihen sich im wohnlich kleinen Tale, und der Bach zieht seinen verbindenden Silberlauf hindurch. Zwischen Busch- und Baumgefolge blitzen seine Wassergewinde auf in den weiten Wässermatten mit ihren wiederum buschbegleiteten Graben und Gräblein. Von altersher ist der Fluss die Schlagader des Tales gewesen, dessen Wasserkraft früher die zahlreichen Sägen und Mühlen und weitern Gewerbe sich zunutze machten. Heute hat der Begriff indessen einen andern Sinn: Schlagader der Täler sind die Flüsse im Verein mit Bahn und Strasse nur mehr symbolisch. Die Gunst der Lage brachte mit dem Verkehr die Industrie; Bauer und Arbeiter, beide gehören zum heutigen Bilde des Tals.

Täler in Molasse- und Moränenhügeln

Unter den fünf oberaargauischen Flussgebieten—Oesch, Oenz, Langeten, Roth und dem ennetaarischen Bipperamt — darf das der Langeten als Haupttal gelten, mit 30 Kilometern vom Ahorn bis zur Aare ist es auch das längste. Als einziges streckt es seine Quellwurzeln ins Bergland des Napfs hinein und durchfrisst im Ober- und Mittelteil Nägelfluh, Sandstein und Mergel der Molasse, im Unterlauf die Moränen und Schotter der eiszeitlichen Gletscher.

Die Molassegesteine entstanden vor Jahrmillionen in einem Mittellandmeer, das sich von den Alpen zum Jura ausdehnte. Alpine Urflüsse trugen darein ihren Schutt, Bewegungen der Erdkruste hoben das Gebiet aus dem Meere und verfalteten› teilweise die Gesteine. Dies ist vor allem auch in der juranahen Zone des Mittellandes der Fall, also gerade bei uns. So wie die Urflüsse ihr Material, Gerölle, Sand und Schlamm, vor den Alpen jurawärts sortierten, finden wir heute die daraus entstandenen Gesteine: die Gerölle, als schwerste Komponenten, in riesigen Schuttfächern am Alpenrand verkittet zu Nagelfluh. Nordwärts wiegen Sandsteine und Mergel vor, die letzten als charakteristische Gesteine des tiefern Oberaargaus, wo sie in Ziegeleien ausgebeutet werden.

Diese Ziegellehme waren einst ein kulturell bedeutsamer Rohstoff: im 13. Jahrhundert prägten die Zisterziensermönche des Klosters St. Urban jene bekannten Relief-Backsteine, die bei Städte-, Burgen- und Kirchenbauten Verwendung fanden, wahre Kunstwerke des entwerfenden Geistes wie der formenden Hand. Diese ganz ausserordentliche Kunstrichtung, als solche wie

mit Bezug auf den mergeligen Rohstoff für den Oberaargau typisch, lebte bloss ein halbes Jahrhundert, starb wohl mit der Eigenart des künstlerischen Mönchs wieder aus.

In der Eiszeit, vor rund einer Jahrmillion, stiessen aus den Alpen die Gletscher hinaus ins Molassevorland. Von Westen her überflutete in seiner grössten Ausdehnung, der dritten, grossen oder Riss-Eiszeit, der Rhonegletscher auch unsere Gegend. Als Frachtgut beobachten wir Moränenschutt und die Findlinge, sogenannte erratische, «verirrte» Blöcke aus Wallisergestein. Die Endmoränen der letzten, der Würm-Eiszeit, liegen bei Wangen an der Aare, der Oberaargau befand sich demnach fast ganz im unvergletscherten Vorland. Hier führten die mächtigen Gletscherflüsse weite Schotterfelder auf — unsern fruchtbaren Bauerngrund —, schnitten zahlreiche der heute teilweise trockenen Talungen in die Molasse — woran sich unsere Verkehrswege halten.

In der letzten Eiszeit blieb das Napfmassiv, der riesige Schuttfächer der Uraare im Molassemeer, ungleich länger vom Gletscher unbedeckt als das tiefer gelegene Land aarewärts. Hier liegt der Grund des Unterschiedes zwischen Emmentaler Gräben und Eggen und den flachern Hügeln des Oberaargaus. Aus diesem Grunde auch findet sich im obersten Taldrittel der Langeten bloss ein einziges Dorf — wohl aber sind zahlreiche Einzelhöfe und Weiler verstreut im reich zertalten Gelände — in den untern beiden Taldritteln dagegen befinden sich ein Städtlein und sieben ansehnliche Dörfer. Und nochmals aus dem selben Grunde wird das «emmentalische» Waldland des Oberlaufs im breitern Tal von ausgedehnten Aeckern und vor allem den Wässermatten abgelöst.

Bauer und Arbeiter

Die mithin gehörte Bezeichnung «Land der Aecker»[2] ist eine gute Charakterisierung des Oberaargaus; heute allerdings, wenn wir an die Industrielandschaft denken, nur mehr des einen Teils.

Klima, Relief und Boden bewirkten hier ganz vorzügliche Grundlagen der Landwirtschaft: Folge der geringen Meereshöhe und lokal windgünstiger Lage ist ein mildes, nicht zu feuchtes Klima. Der Niederschlag beträgt rund 1 Meter im Jahr. Flachland oder nicht eben steile Hügel erleichtern das jahreszeitliche Ackerwerk, ermöglichen zudem den grossen, ökonomischen Einsatz technischer Hilfsmittel. Zum dritten findet sich hier ein tiefgründi-

ger fruchtbarer Glazialboden, entstanden vor allem aus verschwemmtem Moränenmaterial des eiszeitlichen Rhonegletschers und dem feinen Mineralschweb der Gletscherwässer.

Die lebens- und landeswichtige Summe aller der genannten Teileigenschaften ist eine der prächtigsten Kornkammern der Schweiz, und das Wappen Roggwils mit drei goldenen Aehren besteht zu Recht als sprechendes Sinnbild der Gegend. Erfreulich viele wohlbewirtschaftete Bauernhöfe gehören noch heute zum industriereichen Gebiet der untern Langeten. Zählen wir im Industriezentrum Langenthal mit 10 000 Einwohnern bloss noch 27 Höfe, so dagegen in seinem nähern bäuerlichen Hinterland mit ungefähr derselben Bevölkerungszahl deren mehr als 400! (Gemeinden Bleienbach, Lotzwil, Ober-, Untersteckholz, Melchnau, Reisiswil, Aarwangen und Thunstetten-Bützberg).[3]

Das Besondere unserer Landschaft ist sicher die angetönte Doppelgunst, Fruchtbarkeit des Bodens und verkehrsoffene Lage, die gegenseitige Durchdringung von Landwirtschaft und Industrie. Diese — besonders im folgenden und im Kapitel der «Dörfer» besprochen — folgt ja natürlicherweise parallel den Verkehrslinien. Mag sich das Nebeneinander mithin auch nachteilig auswirken, denken wir an das Auffressen guten Bodens durch die Fabriken, für die Miteinanderlebenden bringt es zweifellos innern Gewinn, vermischt extreme Gegensätze, führt zum Gespräch. Man lernt sich kennen und besser verstehen. Im oberaargauischen Menschenschlag, der zwar im einzelnen ungemein vielfältig abgestuft ist, erkennen wir immer wieder über einer erdgebunden bäuerlichen Zurückhaltung die Aufgeschlossenheit der technik- und verkehrsoffenen Landschaft.

Durchgangsland: Verkehr und Industrie

Die hauptsächlichen Grundlagen zu dieser Bedeutung wurden in der letzten Eiszeit gelegt: im höchsten Stadium reichte damals der Würmgletscher bis Wangen a/A., dessen nähere und weitere Umgebung die schönen waldreichen Hügel des Endmoränenzirkus beleben. Im Vorland zersägten die Gletscherflüsse einerseits die Molasseplateaux und schufen die zahlreichen Talrinnen, die heute häufig als Trockentäler durch ihre ansehnliche Weitung auffallen (das Langetental verdankt ihren ebenfalls grossteils seine Entstehung), lagerten anderseits ihren Schutt zu mächtigen Schotterfeldern auf. An diese offenen Ebenen und Talungen hielten sich schon in frühen Zeiten

Landschaft an der Langeten

Aufnahme: Valentin Binggeli, Langenthal

der Menschheitsgeschichte die Verkehrswege. Die Gegend war als Teil der Aareebene zum Verkehrs- und Durchgangsland prädestiniert.

Zur Römerzeit führten Strassenzüge von der Engehalbinsel bei Bern über Herzogenbuchsee, Langenthal, Roggwil nach Vindonissa, von Aventicum dem Jurafusse nach zur Gabelung bei Niederbipp. Hier nahm die eine Strasse ebenfalls Richtung auf Vindonissa, die andere über den Obern Hauenstein gegen Augusta Raurica.[4] Als wahrscheinlich ist ferner einzusetzen ein Verbindungsstück von Langenthal nach Niederbipp, vor allem als Anschluss an die Hauensteinroute.

Die heutigen Verkehrsadern der Diagonale Rhein—Rhone verlaufen in den Hauptrichtungen wie die gescheit angelegten alten Römerrouten, am Jurafuss die nördliche, die südliche im wegsamen Plateaugürtel des Napffusses. Diese, eine Schlagader des kontinentalen Verkehrs, ist die Hauptursache der neuern Industrialisierung unserer Gegend, deren Entwicklung in einer steilen Bevölkerungskurve sich spiegelt. Wenn wir die ausgesprochenen Stadtämter Biel und Bern ausnehmen, ist heute das Amt Aarwangen der dichtbevölkertste bernische Bezirk, hat als einziger über 200 Menschen auf dem Quadratkilometer (216).[5]

Grenzland, Land der Wechsel

«Herz der Schweiz» wird etwa der Oberaargau genannt, im Blick auf die zentrale Lage des Landesteils, wo sich seit alter Zeit die Ländergrenzen berühren, im Blick wohl auch auf seine Funktion als diagonalschweizerische Verkehrszone. Dies letzte gilt vorwiegend für den tiefern aarewärtigen Oberaargau, also auch für das hier besprochene Gebiet.

Hier stiessen an der Aare bei Attiswil schon im 6. Jahrhundert drei fränkische Gaue und Bistümer zusammen — als Gaue genannt Aarburgund, Augstgau und Aargau, als Bistümer Lausanne, Basel und Konstanz. Im 9. Jahrhundert erfolgte längs Roth und Murg die Teilung des Aargaus in einen Ober- und Unteraargau, eine Grenze, die sich später — unter anderem auch als Konfessionsscheide — in der Kultur deutlich ausprägte.[6]

Heute grenzen an Aare, Roth und Murg auf vier Kilometer die vier Kantone Aargau, Bern, Luzern und Solothurn. Die kulturellen Folgen aus dieser Stellung als Grenz- und Uebergangsgebiet, die noch in die vorfränkische Zeit zurückreicht, als sich Alamannen und Burgunder zwischen Reuss und Aare das Land streitig machten[7], der Oberaargau einmal hier-, einmal

dorthin gehörte, vermag man unschwer in den heutigen verschiedenartigen Menschen des Oberaargaus, ihrem Wesen wie ihren Werken, zu erkennen.

So fällt beispielsweise auf, dass nicht selten Wort und Ton der Mundart wohl merkbar von Dorf zu Dorf sich ändern. Und die Sprache als umfassendster Ausdruck menschlichen Tuns und Denkens ist in einzigartiger Weise eine Spiegelung alter oder junger Unterschiede in der menschlichen Art und Umwelt. Lokalmundartliche Verschiedenheiten weisen einmal hin auf die jahrtausendealte Grenzgegend, zum andern auf den Einfluss der benachbarten «Kantonsdialekte», also auf das jüngere Grenzland.

Gotthelf liess einen kleinen Familienstreit entbrennen um die junge Frau, die von den Dörfern (Oberaargau) hinauf auf die Höfe (Emmental) heiratete und von dort das Wort «Chriesi» heimbrachte. Das trug ihr den Spitznamen «Chriesi-Stüdi» ein, da ihr Bruder nicht begreifen konnte, dass man für «Chirsi» auch «Chriesi» sagen könne, da «Chirsi» doch einfach «Chirsi» seien.[8] —

Aber auch in den Dörfern, im Oberaargau, heisst es nicht überall gleich: im östlichen Teil «Chriesi», unweit ennet der Aare im Bipperamt «Chirsi», von der Langeten-Wasserscheide gegen Westen (Oenz, Oesch) «Chirschi», in Burgdorf wieder «Chirsi». Und schliesslich hat man bereits an der oberen dürren Roth «e Chriese».[9]

Das berühmte «jo» ist oberaargauisch nicht durchwegs dasselbe, ist gerade beim Einheimischen ein bekanntes und beliebtes Unterscheidungsmerkmal, indem es in den aargauwärtigen Dörfern unterhalb Langenthal ungleich geschlossener ausgesprochen wird als im oberen Gebiet. — Im untern Langetental isch eine «glouffe» (wie Luzern, Aargau), oberhalb Madiswil «glüffe» (gemeinbernische Form), im Bipperamt «gloffe» (Solothurn).[10]

Land der Dörfer

Jeremias Gotthelf, bekanntlich so ausgezeichnet als Beobachter wie treffend als Darsteller, unterscheidet selten zwischen «Emmental» und «Oberaargau»; im «Besuch» muss beispielsweise Stüdeli «von den Dörfern hinauf auf die Höfe». Durch die Häufigkeit des Gebrauchs dieser Begriffe erhellt deutlich, dass der Dichter damit bewusst eine Bezeichnung von Oberaargau und Emmental vornimmt. Indem er die Landesteile mit ihren Siedelungsarten bezeichnet, hat er bereits eine bedeutende Aussage auch über Landschaft und Leben gemacht, über das Relief als Bedingung, über Wesen und Sitten der Leute als Folge ihrer Wohnweise.

Die emmentalische Streusiedelung, Einzelhöfe und Weiler, reicht mit ihrer bewegten Landschaft hinunter durch den oberen Drittel des Langetentals. Im mittleren Teil vollzieht sich der Uebergang mit dem Ruhigerwerden der Hügel. Die untern Talabschnitte schliesslich, unser vornehmliches Besprechungsgebiet, gehören zur ausgesprochenen Zone der Siedelungskonzentration in Dörfern. Jedem einzelnen dieser Dörfer eignet als eigentliche Lebenswelt seiner Bewohner eine gewisse Eigenart und Eigenständigkeit. —

Dorf und Talabschnitt von Madiswil möchten wir den schönsten Ort des Tals zu nennen wagen. Rechterhand grüsst über seine Schar von Bauernhäusern «schön und schlank der Kirchturm», gekrönt vom typischen Burgunderhelm. Ein Idyll ist die Mauer- und Brunnenumgebung von Kirche und Pfarrhaus. Am linksseitigen Talfuss dagegen lockt ein lauschiger Weg, bald übermütigen Wässerlein, bald der ruhiggleitenden Langeten nach zu versteckten Schönheiten. Der Talhang ist ein Teppich von Wiesen und Aeckern, dazwischen kühlt ein Waldmantel seinen eschenbrodierten Saum in den nachbarlich vertrauten Langetenwellen.

Und wiederum beidseits des Tales bilden die Hügel je eine zu Recht belobte Aussichtshöhe. Die Hochwacht gegen Melchnau zu, mit ihrem Turm mehr denn 800 Meter über Meer, lohnt den Aufstieg mit einer Weite der Schau in prächtigem Masse. Vom Dornegg-Gütsch vis-à-vis bietet sich ein schöner Blick ins Tal und hinauf zu den Schneegipfeln.

Sagenumrankt ist das Wappenbild Madiswils, der Linksmäder. Robert Schedler[11] weiss zu erzählen: «Ein armer Bursche, Ulli, umwarb eine reiche Bauerntochter. Deren Vater, um der unerwünschten Liebschaft ein Ende zu machen, versprach dem Jüngling seine Tochter zur Ehe, wenn er innert einer bestimmten Frist mit der Linken ein Kreuz in eine ausgedehnte Matte mähe. Der Jüngling suchte das fast Unmögliche möglich zu machen, und mit Aufbietung seiner ganzen Kraft vollendete er das schwere Werk rechtzeitig. Aber als er den letzten Sensenstreich getan, brach er tot zusammen. Ein Herzschlag hatte dem Ueberanstrengten den frühen Tod gebracht. Seine Geliebte sank über dem Leichnam ebenfalls tot hin. Auf der Kreuzmatte beim Galgenlöli soll sich dies zugetragen haben. Seitdem führe Madiswil den Linksmäder im Wappen.»

Gutenburg unterhalb Madiswil, und schon nahe bei Lotzwil, ist mit je einem halben Dutzend Bauernhäusern und andern Wohnstätten die kleinste Gemeinde des Bezirks Aarwangen. Sein Bad aber hat einen «renommierten Namen» seit dem Mittelalter. Heute wetteifern mit ihm weitere Badgasthöfe

in der Nähe, Häbern, Hirseren, Bürgisweiher, von der Währschaftigkeit vieler anderer gastlicher Häuser nicht zu reden.

Ein ungemein doppelgesichtiges Dorfbild — Bauerntum und Industrie — zeigt Lotzwil, bereits im Bereich der industriellen Saugkraft Langenthals. Lichtblicke sind seine Mattenlandschaften, klassische Bernerstöcke, die Eigenart und Proportion des Kirchturms mit Giebeltreppen und Burgunderhelm.

Wo das Tal aus den Molassehügeln in die Moränenebene sich weitet, liegt Langenthal, der Bezirkshauptort, das grosse Dorf. Die Lage ist gut: hier münden zwei geräumige Trockentäler der Gletscherwässer aus der Eiszeit, vorbestimmte Leitlinien des Verkehrs: drei Hauptstrassen, sechs Nebenstrassen und vier Bahnlinien besorgen ihn heute! Dazu kommt mit dem Einzugsgebiet der Langeten ein schönes Hinterland. Unter diesem Sterne standen Werden und Wachsen des Dorfes, besonders in jüngerer Zeit. In den vergangenen zwei Jahrhunderten hat sich die Einwohnerzahl fast verzehnfacht, und 1957 10 000 erreicht. Während der letzten 10 Jahre ist die Zahl der industriellen Betriebe von 28 auf 47 gestiegen. Nicht verschwiegen seien neben diesen repräsentablen Zahlen all die Erschwernisse und Gefahren, die ein derartiger industrieller Aufstieg mit sich bringt.

Altberühmt sind Langenthaler Leinwand und Tuch. Nicht minder bekannt ist heute die Porzellanfabrik, die einzige ihrer Art in der Schweiz. Langenthaler Gasthöfe sind beliebte Tagungsorte. Mit Schulen, darunter die Volkshochschule, eine Kantonale Landwirtschaftliche Schule sowie einem Theater hat das Dorf seine Mission als Bildungszentrum der Gegend.[12]

In Roggwil, wo die Langeten den Rothbach aus dem bernisch-luzernischen Nachbartälchen aufnimmt, beschliessen wir unsern Gang. Von hier aus bis zur Mündung in die Aare bei Murgenthal trägt der Fluss den Namen Murg — was Grenzfluss bedeutet; seit dem 9. Jahrhundert trennt er den Unter- vom Oberaargau. Unweit voneinander bei St. Urban und Murgenthal stehen zwei Dreiländersteine.

In Roggwil finden wir, was Lage, Verkehr und Industrie betrifft, ähnlich günstige Verhältnisse wie in Langenthal. Und vor allem wieder eine grosse Tuchfabrik! In der Tat ist es so, dass fast jedes Dorf des Langetentales seine Weberei besitzt. Die grosse Ziegelei, typisch für die juranahe, lehmige Mittellandzone, weist uns auf das Kloster St. Urban, hart an der Grenze im Luzernischen, hin, dem als Grundherrin in der Geschichte des Langetentals grösste Bedeutung zukommt.

Was seine künstlerische Bedeutung betrifft, haben wir vorne bereits die Relief-Backsteine erwähnt. Das Chorgestühl der Klosterkirche dürfe «als das reichste und künstlerisch vollendetste Werk dieser Art aus der Zeit des Barocks in der Schweiz angesprochen werden», urteilt H. Meyer-Rahn.[13] Der Barocktypus der Kirche soll unter den stilverwandten in Würzburg, München, Düsseldorf, Prag, Innsbruck, Solothurn, Disentis und Rheinau die reinste Durchführung erfahren haben.

Wälder und Wässermatten

Manch einer empfindet im dunklern Charakter der oberaargauischen Wald- und Ackerlandschaft etwas Bedrückendes, stellt sie beispielsweise als benachteiligte Gegend dem lichtvollen Seeland gegenüber. Ist es aber nicht ein Tieferes, weder Vor- noch Nachteil, das in diesen Charakterzügen sich ausprägt, die aus klimatisch-landschaftlichem Wesen her im menschlichen lebendig werden. Hier liegt doch einfach ein Zug der Eigenart des Oberaargaus, überdies ein solcher seiner Schönheit. Wer möchte unsere prächtigen Waldungen missen?

Allgemein ist es so, wie bereits erwähnt wurde, dass die Waldlandschaft vorwiegend das obere, die der Wässermatten das untere Langetental charakterisiert. Indessen erweisen 11 Sägereien in 20 Kilometern des Tals dessen Holzreichtum ganz allgemein. Eine Grosszahl von Flurnamen bezeugen die Bedeutung des Waldes im menschlichen, besonders im bäuerlichen Leben; bezeugen gleich noch ein zweites, indem von 92 Waldnamen Langenthals bloss 30 bewaldete Stellen bezeichnen, ganze 62 aber im heute waldfreien Ackerland liegen! Wirklich wurde aus dem günstigen Boden der breiten Talsohle des Unterlaufs der Langeten bereits vor Jahrhunderten der Wald zurückgedrängt bis an die Tallehnen und Anhöhen.

Nach urkundlichen Angaben berechnet hielt der Wald des Langenthaler Gemeindeareals im 15. Jahrhundert rund 850 ha, um 1810 noch 730, 1942 endlich 664 ha (Gesamtbodenfläche der Gemeinde 1443 ha).[14] Etwas von der alten Waldlandschaft des Oberaargaus lesen wir heraus aus der Schoepfkarte von 1578,[15] die sich zwar im allgemeinen für unsere Gegend wenig präzis und verlässlich erzeigt.[16] Auch geht sie hier auf 1 bis 2 Jahrhunderte ältere Verhältnisse zurück. Was aber, und demnach für das 13./14. Jahrhundert, zutreffen wird, ist ein meilenlanger Wald von Thunstetten bis Murgenthal, ein alter grosser «Hard». Unserer Meinung nach mag diese an Urzeiten

gemahnende Waldung noch weiter gereicht haben, nämlich auf eine Länge von über 10 Kilometern von Herzogenbuchsee bis Murgenthal.

Die Rodarbeit — Rodmann ist ein altes Langenthaler Geschlecht— muss als ein Hauptfaktor der Gestaltung unserer Kulturlandschaft gewertet werden.

Und nun sei das letzte, gar nicht aber das unwichtigste Wort, den Wässermatten gewidmet, jener für mittlern und untern Talabschnitt der Langeten typischen Landschaft und Landwirtschaft. Es handelt sich bei dem vom Talfluss gespiesenen Wässergrabensystem um eine uralte Einrichtung; bereits für das 9. Jahrhundert wird die Wässerung angenommen.[17] Der Langetenverlauf unterhalb Langenthal verdankt ihr seine Entstehung: Die Mönche von St. Urban fassten 1230 die Ungebändigte — die sich unterhalb des Dorfes in mehrere Arme zerteilt hatte und im Grienland versickert war — und leiteten sie gegen Roggwil zur Bewässerung der dortigen Matten. Die Zisterzienser von St. Urban, denen von der Ordensregel aus die Urbarisierung des Bodens geboten war, sind die eigentlichen Begründer der Langeten-Wässerige.

Die heute noch eingehaltenen Wässerzeiten gehen zurück auf eine Vereinbarung zwischen Abt von St. Urban und Gemeinde Langenthal von 1595.[18] Für die «Wässerungen der Langeten von der Schwelle beim Kaufhaus in Langenthal abwärts bis auf die Wässerfelder von Roggwil» hat in grossen Zügen das Wässer-Reglement von 1894 Geltung. Es bestimmt vor allem die nachbarliche Zuteilung des Wassers, an Langenthal von Montag bis Donnerstag, an Roggwil von Freitag bis wieder zum Montag. Gar nicht immer in der Geschichte ging es freundnachbarlich zu unter den verschiedenen Anstössern der Langeten, dem Kloster St. Urban (indirekt als Grundherrin der Gegend), denen von Utzigen auf Gutenburg, den Luternauern in Langenthal und den Bauern des Tals, die sich im wahren Wortsinne «das Wasser abgruben». Aus alten Protokollen solcher Streitigkeiten zeigt sich uns die Bedeutung der Wässerung und der Wässermatten deutlich auf.

In den untern Langenthaler Matten ist von der Wässergenossenschaft Steiachergrabe noch heute ein «Bannwart gesetzt, der nach bestehender, alter Uebung» erst die grosse Steinacher-Schleuse an der Langeten zieht, hernach tags- oder halbtagsweise, je nach der Trockenheit, die Brütschen und Ablisse zu den einzelnen Mattengrundstücken.

Gruppen von Büschen und Bäumen säumen die unzähligen, netzartig das Gelände zerteilenden Chänel, Graben und Grebli und bieten einer für heu-

tige Verhältnisse ungewöhnlich grossen Vogelwelt Wohnstatt. Bei den nutzenden Bauern sind die Matten weitherum geschätzt und hoch im Preise — Besitzer gibt es bis ins 10 Kilometer entfernte Niederbipp —, und die Leute aus den lauten Dörfern des Verkehrs und der Industrie lieben zur Erholung diesen schönen Aufenthalt.

Das Jahrtausendwerk der Wässermatten — in seinen Anfängen wohl ins 9. Jahrhundert zurückreichend, vor allem aber im 13. Jahrhundert unter dem Kloster St. Urban entstanden — stellt einen gewaltigen, landschaftsgestaltenden Eingriff des Menschen dar, hat indessen mit Boden, Wasser, Pflanzen und Tieren eine Kulturlandschaft von seltener Harmonie und Eigenart geschaffen, die es als gegenkräftigen Nachbarn unserer Industrielandschaft sowohl dem Landschaftsorganismus wie den Menschen zu erhalten gilt.

*

In der Tat, wir haben es erfahren, die Langeten bewässert eine wenig erhabene, doch eine wohnliche Welt, eine bescheidene Landschaft, doch nicht ohne eigenes Gesicht und eigene Kraft, nicht ohne die Anmut des Antlitzes.

Valentin Binggeli

Anmerkungen und Literaturhinweise

[1] 1. und 6. Kapitelchen in Anlehnung an Val. Binggeli, Matten, Wälder, Dörfer an der Langeten. Emmentaler Nachrichten Nr. 89, 8. Mai 1958.

[2] So u. a. W. Kaeser, Geographie des Kantons Bern. Bern 1954.

[3] Erhebungen Sommer 1958 (Verfasser).

[4] O. Tschumi, Die Vor- und Frühgeschichte des Oberaargaus. Bern 1924.

[5] Ergebnisse der Volkszählung 1950.

[6] R. Schedler, Wanderbuch für Oberaargau und Unteremmental. Bern 1925.

[7] J. R. Meyer, Von der Entstehung und dem Wandel des Begriffes Oberaargau. Beilage zum Langenthaler Tagblatt Nr. 43, 44 vom 3. und 10. November 1956.

[8] Jeremias Gotthelf, Erzählungen und Kalendergeschichten. Rentsch-Gesamtausgabe. Erlenbach-Zürich, o. J.

[9] P. Zinsli, Berndeutsche Mundart. Zur räumlichen Gliederung des Berndeutschen. Berner Staatsbuch 1957.

[10] H. Baumgartner, Stadtmundart. Stadt- und Landmundart. Bern 1940.

[11] Schedler: id. oben Anm. 6.

[12] J. R. Meyer, Langenthal. Berner Heimatbücher. Bern 1958.

[13] H. Meyer-Rahn, Die ehemalige Klosterkirche St. Urban. Ges. f. Schw. Kunstgeschichte. Kl. Führer Serie I, 8, 1. Ausg.

[14] Val. Binggeli, Siedlungs- und Geländenamen als Zeugen der Geschichte von Natur- und Kulturlandschaft. Mss. Langenthal 1957.

[15] «Inciytae Bernaticum urbis …» 1578. Bernerkarte von Stadtarzt Th. Schoepf.

[16] Val. Binggeli, Ueber Qualität, Entstehung und Autorschaft der «Anonymen Bernerkarte» von 1749. Geographica Helvetica 3, 1957.

[17] K. Zollinger, Das Wasserrecht der Langeten. Bern 1906.

[18] W. Bieri, Die Wässermatten von Langenthal. Mitt. Natf. Ges. Bern, NF. 6. Bd.; Bern 1949.

DAS UNTEREMMENTAL UND SEINE BEZIEHUNGEN ZUM OBERAARGAU

Das Unteremmental

Es ist eine verfängliche Angelegenheit, über das Unteremmental zu schreiben. Fragt man Leute, die es wissen sollten, was unter diesem Begriffe zu verstehen sei, so stutzen sie vorerst, überlegen und antworten schliesslich ausweichend.

Ist es das Amt Trachselwald? fragen sie. Ist es der Teil des Amtes Trachselwald nordwärts der Wasserscheide Hornbachegg—Freudigenegg—Schaber—Hörn? Deckt sich Unteremmental mit dem historischen «niedern» Emmental der Helvetik? Ist Unteremmental die Landschaft, deren Wasser der obern Langeten zuströmt?

Die Regierung der Helvetik unterteilte um 1803 das Emmental in ein «oberes» und ein «niederes». Das obere umfasste das heutige Amt Signau mit Langnau als Hauptort, und das niedere war das Amt Trachselwald.

Dieses niedere Amt besteht aus zwei geographischen Einheiten: dem Einzugsgebiet der Grünen und des Rüegsbachs einerseits und demjenigen der Langeten anderseits.

Es scheint; dass das niedere Emmental wiederum eine Unterteilung erfahren hat, nicht amtlich und von Rechtes wegen, sondern bloss gefühls- und gewohnheitsmässig. Es herrscht nämlich die Auffassung vor, dass das Unteremmental das Einzugsgebiet der obern Langeten sei mit ihren Zuflüssen und Nebentälern, während die Gemeinden im Tale der Grünen die «obern» genannt werden.

Wenn im folgenden von Unteremmental die Rede ist, dann sei das Gebiet verstanden, dessen Wasser der Langeten zukommt und das mit Emme in geographischem Sinne wenig oder nichts zu tun hat.

Die Landschaft. Das Unteremmental ist ein reich gegliedertes Gelände wie das ganze Napfgebiet, zu dem es gehört. Die Haupterscheinung ist das eiszeitliche Gletschertal. Ein Seitenarm des Emme-Aare-Gletschers floss über Grünen-Griesbach, über den Sattel bei Weier, die heutige Wasserscheide,

und weiter in nordöstlicher Richtung über Häusernmoos—Dürrenroth—Huttwil—Hüswil—Zell—Ettiswil.

Dieser Eisfluss hinterliess sanft gerundete Erhebungen und breite Talböden, auf denen heute satte Bauernhöfe stehen (siehe Bild).

Die obern Gebiete des Unteremmentales tragen ganz den Charakter des Napf berglandes, kennzeichnen sich durch Eggen und Gräben, sind das Werk des Wassers, das hier oben in steilerem Gelände mit grösserem Gefalle Erde wegtrug und damit im untern Amte fette Wiesengründe hinlegte.

Gletscher- und Wassererosion haben in gemeinsamer Kraft vielgestaltige und formenreiche Landschaften hinterlassen, die dem heutigen Wanderer immer neue Ausblicke bieten.

Vier klar sich abzeichnende Land- bzw. Talschaften breiten sich aus, von der Hornbachegg in nördlicher Richtung hinunter in die breite Talung von Huttwil. Hier vereinigen sich die Gewässer des Unteremmentales, der Rotbach, die Wyssachen, die obere Langeten und das Nyffelbächli. Unter dem gemeinsamen Namen Langeten verlassen sie im Engtal zwischen Fiechtenberg und Huttwilberg das Unteremmental und treten unterhalb des Häbernwaldes ins untere Amt, ins Amt Aarwangen und damit in den Oberaargau.

Die Beziehungen folgen dem Wasser. Für diese Behauptung liefert die tälerreiche Schweiz unzählige Beispiele. Nur selten kommt es vor, dass topographische Einheiten politisch auseinanderfallen, wie dies mit dem Tale der Langeten der Fall ist, dessen oberer Teil zum Amte Trachselwald gehört, der untere zum Amte Aarwangen.

Ein augenfälligeres Beispiel dieser ungewöhnlichen Aufteilung gibt das Tal der Engelbergeraa. Sein oberer Teil ist dem Halbkanton Obwalden zugesprochen, der untere jedoch dem Halbkanton Nid dem Wald.

Der Wald als Grenze. Der Wald von Kerns trennt die Halbkantone Nid- und Obwalden. Er mag eine Art Niemandsland gewesen sein, der eine klare Gemarkung bot. Nicht weniger bedeutsam ist der Pfinwald auf dem Schwemmkegel der Ill zwischen Leuk und Siders. Pfin leitet sich ab von finis, die Grenze. Dieser Grenzwald teilt den Kanton Wallis in ein deutschsprechendes Ober- und ein französischsprechendes Unterwallis.

Das Unteremmental kennt zwei Wäldchen, die trennend wirken, d. h. kannte zwei. Der eine Wald, der «Chüewald» zwischen Dürrenroth und Häusernmoos, fiel dem Plan Wahlen zum Opfer; er wurde ausgerissen ... jawohl, ausgerissen, an Traktoren gebunden und entwurzelt, fiel gleichsam durch den Strang. Das ist die gefühllose Technik. Eine Tanne will gefällt

sein, will noch im Untergang, im krachenden Sturze ihre Grösse zeigen. Dieser Chüewald trennte zwei wirtschaftliche Einzugsgebiete, das von Huttwil und das von Sumiswald. Nid dem Chüewald, Rotbach abwärts, besuchen Kinder die Sekundärschule von Huttwil, weiter oben gehen sie nach Sumiswald. Aehnlich halten es die Hausfrauen mit ihren Einkäufen.

Ein anderer Fall: Der Häbernwald trennt Oberaargau und Unteremmental. Er ist überdies zu Herbstzeiten gelegentlich eine Klimascheide, indem die Nebel des untern Mittellandes am Häbernwald halt machen und das Unteremmental sich eines sonnigen Martinssömmerchens freuen lassen.

Beziehungen zum Oberaargau in alter Zeit

Die Inbesitznahme eines Landes geschah zu allen Zeiten mit wenigen Ausnahmen strom-, fluss- oder bachaufwärts. Wir können uns die Erschliessung unseres Landes kaum anders erklären. Die Wasserläufe sind der Weg der Kolonisatoren in Neuland, hier wie dort, damals wie jetzt.

Die Alemannen rückten der Aare entlang nach Süden vor und stiessen in die Seitentäler auf der Suche nach günstigen Siedlungsplätzen. Es ist kein Zufall, dass im allgemeinen die an den Flussläufen tiefer gelegenen Ortschaften und Städte auf längeres Bestehen zurückblicken und zu diesen Zeiten eher das erste Jahrtausend feiern als die höher gelegenen.

Langenthal macht sich soeben an die Vorbereitungen für seine Elfhundertjahrfeier im Jahre 1961, während Huttwil zwar geltend machen kann, dass sein Name in einer St.-Galler-Chronik zwischen 841 und 872 genannt wurde, Gründung und Bau des Städtchens jedoch später erfolgten.

Huttwil. Das Städtchen Huttwil teilte Jahrhunderte das Schicksal seiner Herren, der Zähringer, der Kiburger und der Grünenberger. 1313 traten die Kiburger die Veste Huttwil an Herzog Leopold von Oesterreich ab, nahmen sie aber als österreichisches Lehen zurück in ihren Besitz, freilich mit der Verpflichtung, sie jederzeit den Oesterreichern offen zu halten.

Nach dem Brudermord 1322 fiel Huttwil an Oesterreich zurück, bekam einen neuen Lehensherrn, den Ritter Grimm von Grünenberg. Das ist die erste Beziehung Huttwils mit dem Oberaargau, wenn man so sagen darf. Die Grünenberger besassen im 13. und 14. Jahrhundert weite Gebiete im Oberaargau, Unteremmental und Luzerner Hinterland. Ihre Burg sowie diejenige der Herren von Langenstein, übrigens Verwandte der Grünenberger, stand auf dem Hügel zu Melchnau.

Nach der Versöhnung des Brudermörders Eberhard von Kiburg mit den Oesterreichern wurde Huttwil wieder kiburgisches Lehen und erlitt nach dem Siege der Berner bei Laupen das Schicksal eines Besiegten. Es wurde 1340 verbrannt. 1378 verpfändeten es die Kiburger aus Geldnot an Johann Grimm II. von Grünenberg. 1404 verkaufte Johann Grimm III. von Grünenberg alle seine Rechte auf Huttwil an Burkhard von Sumiswald, aber schon vier Jahre später sah sich dieser genötigt, alle seine Rechte auf Huttwil mit den Gerichten, Twing und Bann, Stock und Galgen, dem hohen Blutgericht, Zinsen, Steuern, Jagdrecht usw. an die Stadt Bern zu verkaufen. Bern nahm Huttwil endgültig in Besitz und teilte es der Landvogtei Trachselwald zu. Seit diesem letzten Akte hatte sich Huttwil nach dem Emmental auszurichten. Seine politische Zugehörigkeit ist bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben.

Die aufkommende Industrie im 19. Jahrhundert, die immer weiteren Wirtschaftsbeziehungen liessen Huttwil und sein Hinterland die Blicke wieder talabwärts richten, Verbindung suchen mit Orten der naturgegebenen Landschaft, mit dem Langetentale, mit dem Oberaargau.

Eriswil. Es war bis ins 15. Jahrhundert eng verknüpft mit dem Oberaargau, insbesondere mit Rohrbach. Seit dem 9. Jahrhundert war es nämlich Bestandteil der sanktgallischen Herrschaft Rohrbach und damit verbunden mit dem Oberaargau bis zu dem Augenblick, da es von den Bernern erworben und dem Amte Trachselwald angegliedert wurde. 1287 erwarb das Kloster St. Urban mehrere Güter in Eriswil und Wyssachen.

1316 stiftete Ritter Heinrich von Eriswil in 13 Kirchen des Oberaargaus Jahrzeiten, d. h. für einen Verstorbenen jährlich am Sterbetag abgehaltene Gedenkfeiern. Ende des 14. Jahrhundert gehörte Eriswil den Grünenbergern. Von diesen fiel es durch Heirat an Hans Egli von Mülenen und später an Ritter Hans Rudolf von Luternau. 1421 erwarb Bern in Eriswil die hohe Gerichtsbarkeit und schlug es als besonderes Gericht zum Amte Trachselwald. Damit verlor es die jahrhundertelange Bindung an Rohrbach, das dem Amte Aarwangen einverleibt wurde. Anfangs des 16. Jahrhunderts eignete sich Bern auch die Herrschaft, Twing und Bann, hohe und niedere Gerichtsbarkeit, Stock und Galgen zu Eriswil mit eigenen (Leibeigenen) und freien Leuten an.

Die Kirche von Eriswil gehörte ursprünglich zur Abtei St. Gallen und zum Dekanat Wynau, seit der Reformation, wie die andern Kirchen des Unteremmentales, zum Langenthaler-Kapitel.

Jahrhundertelang hatte sich Eriswil nach dem «obern» Emmental zu orientieren, bis im 19. Jahrhundert neue wirtschaftliche Erscheinungen ehemalige Beziehungen wieder aufnehmen liessen, freilich in ganz anderer Form.

Wyssachen. Wir haben allen Grund anzunehmen, dass das Geschick des Wyssachen-Tales weitgehend mit dem Eriswils verbunden war. Es gehörte bis in die neueste Zeit zur Kirchgemeinde Eriswil. Das Kloster St. Urban besass auch hier Güter, ebenso die Grünenberger und Langensteiner. Soweit gingen die Beziehungen zum Oberaargau. Mit dem Niedergang dieser Häuser legte Bern seine Hand auf den «Graben» und schlug ihn zum Amte Trachselwald.

Dürrenroth. Mit seiner Zugehörigkeit zum Ordenshaus der Deutschherren von Sumiswald seit Anfang des 13. Jahrhunderts hatte Dürrenroth weniger Beziehungen talabwärts als die andern Gemeinden des Unteremmentales. Immerhin erschien es 1275 als Sitz eines Dekanates des Bistums Konstanz, das nach Grossdietwil, Huttwil und insbesondere nach Wynau benannt wurde. Als Inhaber der Landgrafschaftsrechte hob Bern 1525 die Leibeigenschaft auf gegen den Willen der Betroffenen selber, die sich unter der sanften Obhut der Deutschherren wohlfühlten. Dürrenroth kam 1698 an die Landvogtei Sumiswald, 1803 endgültig an das Amt Trachselwald.

Walterswil. Ganz unähnlich derjenigen des Unteremmentals verlief die Geschichte von Walterswil. Auch es stand unter der Herrschaft der Kiburger, wurde jedoch schon 1438 von Bern erobert und dem Amte Wangen zugeteilt. Erst 1803 kam es an das Amt Trachselwald, obwohl geographische Lage und Beziehungen zum Oberaargau diese Umteilung keineswegs rechtfertigten, weit weniger noch als die Eingliederung des übrigen Unteremmentales ins Amt jenseits der Wasserscheide Emme-Langeten.

Beziehungen des Unteremmentals zum Oberaargau in neuer Zeit

Wir haben gesehen, wie mit der Inbesitznahme des Unteremmentals durch die Berner die Beziehungen talabwärts aufhörten. Die rechtlichen Umstände banden es an die Vogtei Trachselwald. Ein enges Verhältnis zwischen «Schloss» und «Untertan» bestand jedoch nicht. Glücklich, wer nichts verfehlt hatte, nicht zitiert wurde, keine «Schlossgeschichten» bekam. Ist es heute anders?

In dem Selbstgenügen der ausschliesslich landwirtschaftlichen Bevölkerung bestand kein Bedürfnis nach weiteren Beziehungen. Das Handwerk

genügte der örtlichen Nachfrage und versorgte sich aus örtlichem Angebot. Meist jedoch war es Selbstversorger. Noch in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts genügte eine Frau zur Beförderung des Postsackes zwischen Langenthal und Huttwil, zu Fuss, wohlverstanden, zweimal wöchentlich.

Eine neue Zeit brach an. Schon 1845 musste eine zweispännige Pferdepost eingesetzt werden, wenig später eine dreispännige, die den Waren- und Personenverkehr im Tale der Langeten aufrecht erhielt. Huttwil hatte ehrgeizige Absichten. Der Postverkehr Bern—Luzern führte über Huttwil. Als die Bahn Bern—Luzern über Langnau wegen Finanzschwierigkeiten in Frage stand, glaubte Huttwil, die Bahn über Sumiswald—Huttwil führen zu können, gleichsam als Nachfolgerin der Postkutsche. Die Regierung zu Bern brachte dafür kein Verständnis auf, ebensowenig für das Gesuch der Huttwiler, eine Bahn nach Langenthal zu bekommen. Auch ein Schmalspurbahnprojekt wurde von Regierung und Volk abgewiesen. Die Angelegenheit kam nicht zur Ruhe. Eine leistungsfähige Verkehrsverbindung talabwärts drängte sich auf. Die Zeiten des Selbstgenügens waren für immer vorbei. Die Massenproduktion, die Zusammenballung der Arbeit in Fabriken führte zu immer gesteigertem Waren- und Personenverkehr, was wiederum rascheren und bequemeren Verkehrsmitteln rief.

1887 kam die Entscheidung. Der Grosse Rat bewilligte eine Subvention von 400 000 Franken, weitere 400 000 liehen Banken in Bern und Basel, und die restlichen 400 000 des Voranschlages wurden durch Aktienzeichnung aufgebracht. Von diesen letzten 400 000 übernahmen Gemeinde und Private von Huttwil mehr als die Hälfte, nämlich 217 000 Franken, während Langenthal den ihm zugedachten Anteil von 30 000 Franken ablehnte. Eriswil und Leimiswil stehen nach Huttwil an der Spitze der privaten Aktienzeichner.

Am 31. Oktober 1889 fand die Einweihung der Langenthal—Huttwil-Bahn statt, und am darauf folgenden Tage, am 1. November, wurde der regelmässige Betrieb aufgenommen. Damit war die naturgegebene Beziehung zum untern Langetentale, zum Oberaargau wieder geschaffen und der Weg offen zu immer wachsender wirtschaftlicher Verbundenheit.

Das Luzerner-Hinterland suchte einen möglichst baldigen Anschluss an die Linie Langenthal—Huttwil. Schon im Jahre 1895 wurde die Bahn Huttwil—Wolhusen eröffnet und somit ein Weg bereitet, der den Verkehr Jura—Zentralschweiz bewältigen hilft.

Weit geringer schien das Bedürfnis einer Bahnverbindung mit den «obern» Gemeinden des Niederemmentales, die Verbindung Huttwil—Sumiswald—Ramsei. Die Eröffnung dieser Bahn erfolgte erst 1908. Als letzte der Vereinigten Huttwilbahnen fuhr seit 1915 die Eriswilbahn. Unnötig zu sagen, dass diese Bahnen heute elektrisch fahren.

Die «Völkerwanderung» in neuester Zeit

Das Wort Völkerwanderung weckt Erinnerungen an frühe Geschichtsstunden. Helvetier, Goten, Langobarden, Vandalen, Alemannen und viele andere Völker verliessen ihre unwirtlichen Sitze im Norden und suchten freundlichere Wohnräume südlich der Alpen. Das war in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

Diese Art Völkerwanderung ist zum Stillstand gekommen, dagegen vollzieht sich eine andere, zahlenmässig ausgiebigere. Ein Beispiel: Ueber eine Million Menschen fahren täglich morgens in die Geschäftsstadt von London und abends zurück. Eisenbahnen, Untergrundbahnen, zweistöckige Busse und Privatwagen bewältigen in ausgeklügelter Ordnung diesen kaum vorstellbaren Verkehr. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich heute in allen Erdteilen. Stundenweite Wege müssen täglich zweimal zurückgelegt werden, damit ausreichender Verdienst herausschaue. Diese Völkerwanderung lässt sich leicht erklären: An günstigen Verkehrsplätzen suchen Handel und Industrie sich niederzulassen. Die Bauplätze erreichen unerschwingliche Preise, kommen für private Wohnräume nicht in Frage. Der Arbeiter weiss zu errechnen, dass billige, vorteilhafte Wohngelegenheit abseits einen langen Arbeitsweg in Kauf nehmen lässt, um so mehr, als die Bahnen mit sehr mässigen Fahrgeldern weit entgegenkommen.

Ohne unsere Gegend mit Grosstädten vergleichen zu wollen, können wir grundsätzlich verwandte Lebensäusserungen feststellen, wenn auch nur im kleinen. Die Beziehungen des Unteremmentales zum Oberaargau sind in den letzten Jahren und Jahrzehnten ständig lebendiger geworden. Reiche Industrie hat sich in Langenthal niedergelassen, die günstige Verkehrslage an der grossen Ost—West-Linie zunutze ziehend. Die «grossen drei», Ammann, Gugelmann und Porzellanfabrik, sowie eine Reihe von Mittelbetrieben absorbieren menschliche Arbeitskraft, die zum Teil weit her kommt.

Die Bahn Huttwil—Langenthal befördert jeden Tag ab Huttwil rund 150 Arbeiter, die vorwiegend in den schon erwähnten Betrieben Langen-

thals, aber auch in den Furnierwerken Lanz in Rohrbach und andern Arbeitsplätzen des Langetentales Arbeit finden. Darüber hinaus benützen eine schwer feststellbare Zahl von Arbeitern die Strasse zum Gang an die Arbeit in den Oberaargau.

Es darf wohl gesagt werden, dass das Anstellungsverhältnis keine einseitige Erscheinung ist, sondern dass Arbeitgeber wie Arbeitnehmer darüber froh sind und den günstigen Zustand dauerhaft gestalten. Es ist noch eine weitere Beziehungsmöglichkeit gegeben, nämlich die, dass nicht der Arbeiter zur Fabrik reist, sondern die Fabrik zum Arbeiter kommt, wie seltsam dies auch klingen mag. Das ist so zu verstehen: Das Unteremmental ist von jeher ein Zentrum der Weberei gewesen. Das war verlockend für Unternehmer, hier eine Industrie aufzubauen, um die fachliche Tüchtigkeit der Bevölkerung zunutze zu ziehen. Das ist geschehen, mehrfach sogar, wenn auch nicht nur vom Langetentale her.

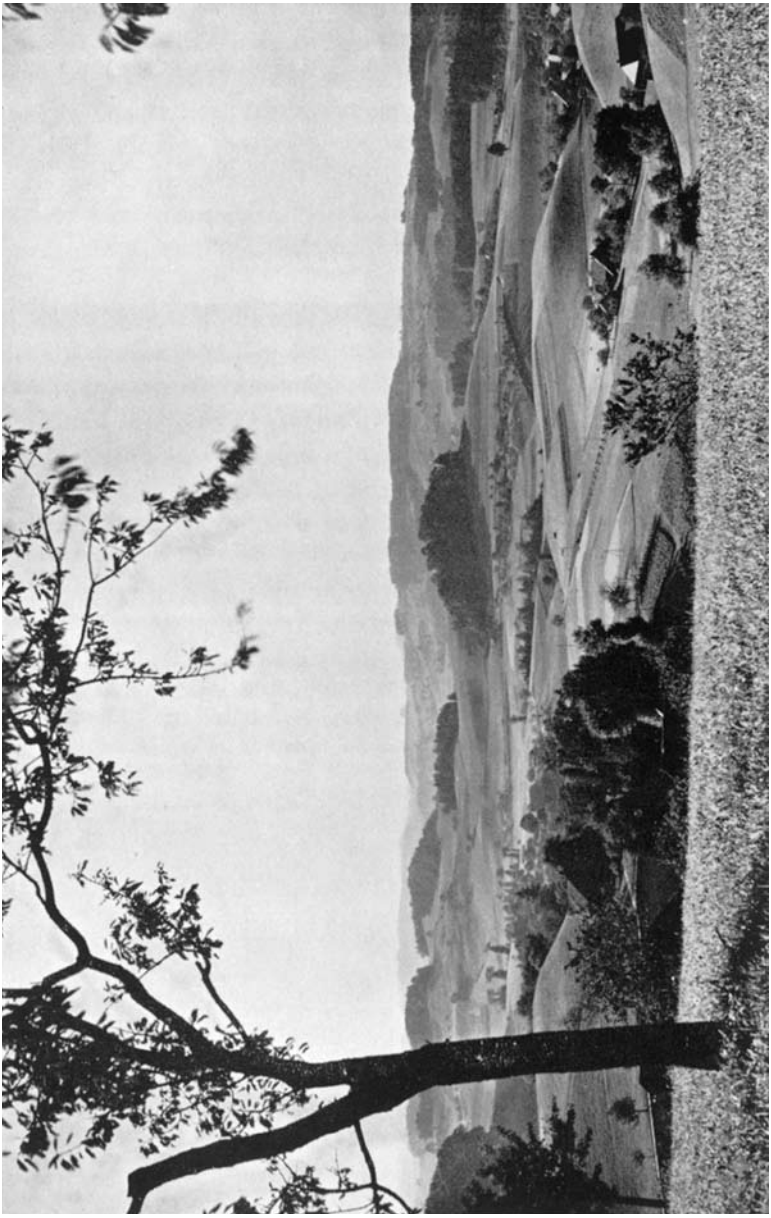
In Eriswil hat sich die Leinenweberei Langenthal AG niedergelassen, daneben eine Weberei aus Burgdorf, die heute auf zweihundertjähriges Bestehen zurückschaut. In Huttwil stehen Leinenfabriken stadtbernischer Firmen, neben denen allerdings einheimische leistungsfähige Webereien wohl bestehen.

Die aufstrebende Strickerei des Unteremmentales sucht als Arbeitgeber auf dem Wege der Fergerei Beziehungen talabwärts. Sie lässt ihre «Dschöpeli» in Heimarbeit fertigmachen und gibt in manche Haushaltung willkommenen Verdienst.

Ein Blick auf den Fahrplan lässt deutlich erkennen, dass der Hauptverkehr der Vereinigten Huttwilbahnen sich auf der Strecke Huttwil—Langenthal abwickelt. Hier verkehren täglich 20 Zugspaare, während nach Wolhusen 14, nach Sumiswald-Ramsei 11 und nach Eriswil 10. Dabei muss bemerkt werden, dass die Züge nach Langenthal ungleich stärker belastet sind. Die von Huttwil monatlich ausgehende Warenmenge beläuft sich auf der Sumiswald—Ramsei-Bahn auf 28 Tonnen, auf der Wolhusen-Bahn auf 24 Tonnen, während die Strecke nach Langenthal über 2500 Tonnen befördert.

Dieses krasse Verhältnis zeigt wiederum deutlich, dass die geographisch einheitliche Landschaft dem Verkehr günstig ist.

Die neuzeitlich eingerichteten und leistungsfähigen Verkaufsgeschäfte Huttwils lassen einen Abgang der Käuferschaft in Richtung Langenthal nicht aufkommen. Dagegen bestehen gewisse kulturelle Beziehungen. Ein untrügliches Zeichen der Zusammengehörigkeit ist die Sprache. Das Unter-



Landschaft im Unteremmental

Aufnahme: Bernhardt, Huttwil

emmental spricht mit dem übrigen Langetentale den Oberaargauer-Dialekt, während die obern Gemeinden des Amtes Trachselwald an die Emmentaler-Mundart anlehnen.

Das Theater Langenthal kann auf eine wohl kleine, aber treue Zahl von Besuchern aus dem Unteremmental zählen. Die Abschlussprüfungen gewerblicher und kaufmännischer Lehrlinge in Langenthal umfassen auch das Gebiet des Unteremmentales. Fortbildungskurse in Langenthal, die Volkshochschule und weitere Veranstaltungen gehobenen Inhalts werden oben in den Tälern wohl beachtet.

Hinwiederum ist die vielgestaltige Landschaft, sind auch die Gaststätten des Unteremmentales Ziel der Ausflügler aus dem untern Amte, und manch persönlich wertvolle Beziehung hat sich dabei angeknüpft.

Zum Schlusse sei der Wunsch ausgesprochen, dass sich die Beziehungen Unteremmental—Oberaargau auch künftig in neidloser, aufrichtiger Freundschaft lebendig gestalten in guten wie in schweren Zeiten, und dass jeder Teil die Gewissheit guter Nachbarschaft in sich trage. H. Schlunegger

Literatur:

Joh. und Ernst Nyffeler, Heimatkunde von Huttwil, Selbstverlag.

Fritz Häusler, Das Emmental im Staate Bern bis 1798. 1. Band. Schriften der Berner Burgerbibliothek.

Geschäftsberichte der VHB.

DER OESCHENBACHZEHNT

Zur Einführung: Die Welt der Höfe

Im Bereiche des Höhenzuges, der sich von der «Lueg» in nordöstlicher Richtung nach dem «Dorneggütsch» erstreckt und der die Langeten von Oesch und Oenz scheidet, haben bis vor 70 Jahren vier kirchliche Enklaven — räumlich mit ihrer Gemeinde nicht verbundene Gebietsstücke — bestanden: Schandeneich, Schmidigen-Mühleweg, Lünisberg und Richisberg.

Mit Gräben, bewaldeten Höhen und Steilhängen, aber auch mit Nagelfluh und Sandstein, die da und dort zutage treten, gemahnt diese hügelige Welt an das Emmental. Auf den sonnenhalb gelegenen, meist sanften Hängen haben Menschen ihre Siedlungen angelegt. Dem Landschaftscharakter entsprechend sind es Einzelhöfe, wie sie in höher gelegenem, von Wasserläufen durchzogenem Gelände immer wieder anzutreffen sind.

Die durch die Landschaft bedingte Besiedlungsart ruft einem eigenartigen Nebeneinanderleben der Menschen. Nachbarn sind durch Waldungen, Tälchen oder gar Gräben voneinander getrennt. Der Mensch führt auf seinem Grund und Boden ein Sonderdasein. Er ist auf sich selbst, auf seine Familiengemeinschaft angewiesen. So ist ihm der Hof zu seinem Lebensraum geworden.

Im Mittelalter gerieten die meisten dieser Höfe in kiburgischen Grundbesitz. Einzelnen von ihnen gelang es, diesem Machteinfluss zu widerstehen und sich ihre angestammte Freiheit zu erhalten.

Das Hofsystem begünstigte die Entstehung kirchlicher Enklaven. Für diese Sondersiedlungen war nämlich die Zugehörigkeit zu der räumlich am nächsten liegenden Kirchgemeinde nicht ohne weiteres selbstverständlich. Der Anschluss an eine andere Höri konnte vorteilhaft erscheinen oder ergab sich von aussen her. Es entstanden tatsächlich mehrere kirchliche Enklaven, vergleichbar den Einschlägen in der Flur.

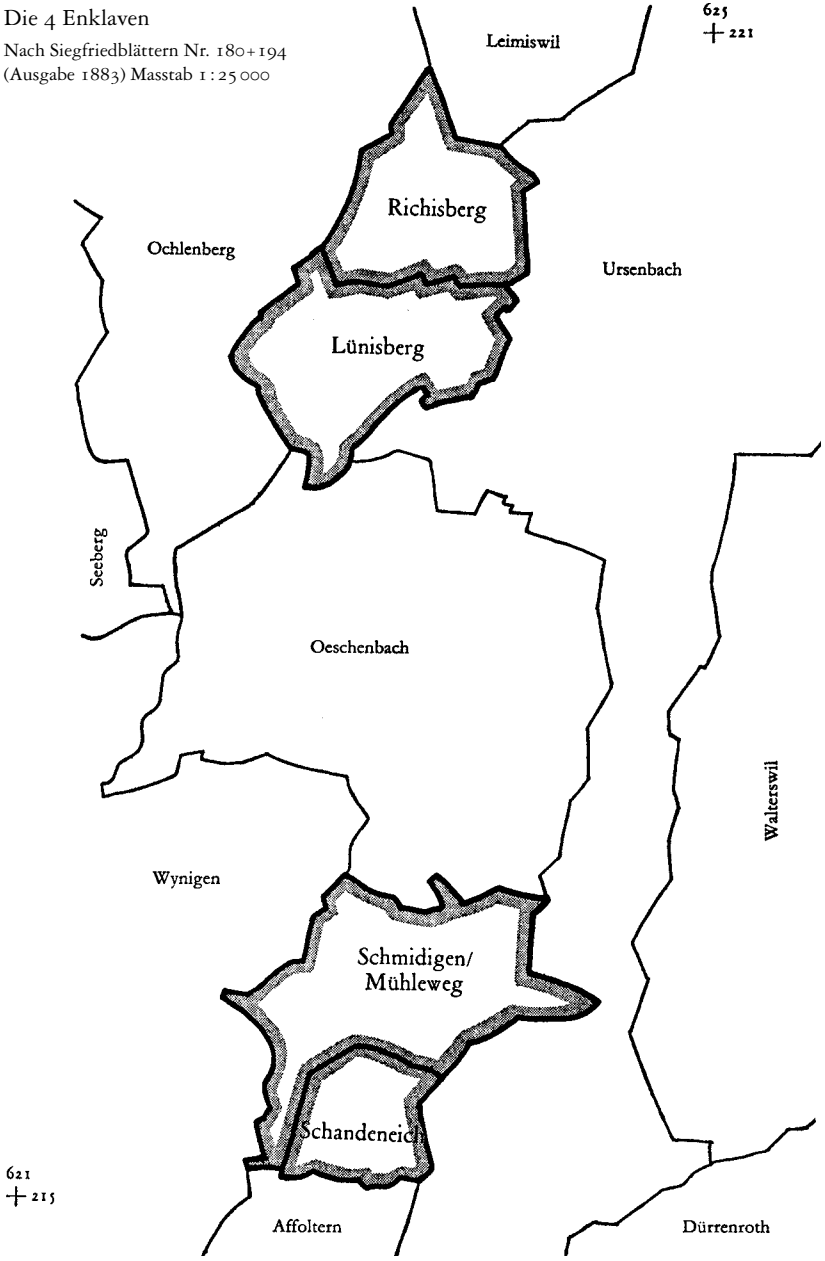
Das wirtschaftliche System der Einzelhöfe und daneben die kirchlichen Enklaven schufen komplizierte Verhältnisse, die ohne Zweifel das Mit-

einandergehn der Menschen sehr erschwerten. Wenn auch später einzelne Höfe durch gemeinsame Aufgaben — Unterhalt von Wegen und Brücken — zu Hofgruppen vereinigt wurden, so blieb doch das Eigenleben des Einzelhofes, der Familiengemeinschaft weitgehend bestehen. Verwunderlich und überraschend ist es, dass zusammenhaltende Wirkung auch von einer Seite herkam, von der man es kaum erwarten würde: vom Zehntbezirk, der mitten in der Vielfalt dieser Sonderexistenzen als ein räumlich zusammenhängendes Ganzes in seinen alten Grenzen wohlumsorgt dalag. In Sachen Zehnten gab es Abgeordnete für Grenzbegehungen zu bestimmen. Es galt Unwetterschäden zu melden und um Nachsicht zu bitten. Es ging darum, dass bei der Zehntverleihung die Erträge nicht zu hoch angesetzt wurden. Es gab nicht zuletzt Zehntmäler, an denen Zehntherr und Bauer am gleichen Tische sassen. Endlich wurde der Zehnten gemeinsam abgeliefert. So musste trotz allen bestehenden Hindernissen der Weg zum Nachbar gefunden werden. Man kam sich menschlich näher; denn gemeinsame Pflichten binden.

Für mich war diese kleine Beobachtung (oder darf ich sagen Erkenntnis?), die sich aus der Beschäftigung mit dem Stoff ergab, ein Grund mehr zum Versuch, dem Leser eine möglichst klare Vorstellung des Oeschenbachzehnten zu geben.

Die 4 Enklaven

Nach Siegfriedblättern Nr. 180+194 (Ausgabe 1883) Masstab 1 : 25 000



Herkommen, Geschichte

> «Alle Zehnten im Lande von Samen des Landes und von Früchten der Bäume sind des Herrn und sollen dem Herrn heilig sein.» (3. Mose 27, 30.)
> «Den Kindern Levi aber habe ich alle Zehnten gegeben in Israel zum Erbgut für ihr Amt, das sie mir tun an der Hütte des Stifts.» (4. Mose 18, 21.)

Hier also, im alttestamentlichen Opfer ist der Zehnt beheimatet. Jedermann soll von gewissen Einkünften den zehnten Teil zur Ehre Gottes abliefern.

Mit dem Christentum ging der Zehnt in die abendländische Welt ein. Die kirchenfreundliche Gesetzgebung der Karolinger hatte das nur moralisch verbindliche Zehntgebot in eine kirchenrechtliche Pflicht verwandelt. Der Zehnt war zu einer befohlenen Abgabe an die Kirche geworden. Er bestand im zehnten Teil der Früchte und war je nach dem Ertrag des Feldes Schwankungen unterworfen. Von den Matten wurde der Heuzehnt, vom Ackerland der Getreide- und Muskornzehnt erhoben. Der Getreidezehnt war am einträglichsten. Er umfasste hauptsächlich Dinkel und Hafer. Das wenige Roggenstroh fand Verwendung für Bedachungen und Garbenbänder. Der Weizen aber fehlt im altbernischen Getreidebau.

Schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts ist Oeschenbach in einer Urkunde des Klosters St. Gallen erwähnt. Dass es sich hier bereits um Zehnten handelt, ist wohl möglich, geht aber aus dem Wortlaut der Urkunde nicht klar hervor.

Erst anno 1414 wird der Oeschenbachzehnt geschichtlich einwandfrei erfassbar. Am 12. März dieses Jahres verkaufte das Kloster St. Gallen den Kelnhof zu Rohrbach dem Ritter Hans von Falkenstein. Alle Einkünfte, die dem Kelnhof, der sanktgallischen Verwaltungsstelle, zu Händen des Klosters zuflossen, waren in diesem Handel inbegriffen. Der Urkunde ist zu entnehmen, dass es sich dabei hauptsächlich um Einkünfte in Geld handelte und dass St. Gallens Besitz im Oberaargau bedeutend war.

Wohl wegen grosser Entfernung von St. Gallen hatte das Kloster unter vielen andern auch den Oeschenbachzehnt zu Zinslehen hingegeben und ihn damit seines ursprünglichen Zweckes wenigstens teilweise entäussert. Ruofs Wirtin von Ergöw in Burgdorf war anno 1414 mit den «zehnten ze Eschibach» belehnt. Sie also bezog den zehnten Teil des Ertrages von Acker und

Matte, hatte aber dafür einen jährlichen Zins von 18 Pfennigen an den Kelnhof in Rohrbach — nun an Hans von Falkenstein — zu entrichten.

Nachdem Bern im Jahre 1458 St. Gallens Rechtsnachfolger im Oberaargau geworden war, ging der Zins, der für den Oeschenbachzehnt entrichtet werden musste, an die Landvogtei Wangen über. In ihren Rechnungen sind die 18 Pfennige als jährlicher Einnahmeposten bis anno 1798 denn auch immer wieder zu finden.

Kurz vor Weihnacht 1466 kauften Schultheiss und Rat der Stadt Burgdorf den Oeschenbachzehnt von Cunradt von Aergöuw, Edelknecht, gesessen zu Burgdorf. Die Kaufsumme wurde auf 130 gute rheinische Gulden festgesetzt. Weil der Zehnt mit 18 Pfennigen, die seit 1458 an Bern fielen, belastet war, konnte der Handel nicht ohne «wüssen myner gnedigen Herren von Bern» abgeschlossen werden. Als Konrad von Ergöw den Verkauf des Oeschenbachzehnts bereute, wandte er sich an die Regierung in Bern. In einem Schreiben legte diese Burgdorf nahe, «etwas» nachzuzahlen, da «derselb zechendt viel besser ist und er des nothdürfftig» sei. Burgdorf scheint Berns Empfehlung nachgekommen zu sein. «Uff Soellich obgenannt Schriben undt bitt ward dem von Ergöw ein besserung, dz jnn dozemal daran benuegt.»

Als Heintzmann Höüwmatter, Ammann zu Rohrbach den Oeschenbachzehnt «Cunradt Ryseren des Nidern Spitals Vogt zu Burgdorff zu Erblechen verliehen» hatte, war Burgdorf rechtmässiger Besitzer des Zehnts geworden.

Bis zu seinem Loskauf anno 1818 gehörte der Oeschenbachzehnt nun dem Niederspital. Dieser — eine kirchliche Stiftung — ist wohl bereits im 13. Jahrhundert gegründet worden und hatte neben Alten und Gebrechlichen als ständigen Insassen auch Pilger und fahrendes Volk zu verköstigen. Ueber die Erträgnisse des Oeschenbachzehnts aber wurde von den «Spitalvögten» Buch geführt. Immer wieder figuriert der Zehnt als Einnahmeposten in den Niederspitalrechnungen.

Der Rechnung von 1802/1803 aber sei entnommen: «Die 2½ Kreuzer von dem Oeschenbach Zehnden in das Kellerhaus zu Rohrbach sind pro Andreä 1802 nicht ausgerichtet worden.»

Marchbeschreibungen

Im Kaufbrief von 1466 wird das Gebiet des Oeschenbachzehnts erstmals eingehender umschrieben:

«Alle undt Jegtlich Klein, oder gros Korn undt Höüw Zächenden; sy gelten Khorn, Höüw, oder pfennig, gelegen im Oeschibach, Nämlich zuo Rychisperg, zu Hirsseren, zu Lünisperg, zuo Hoofen, zu Schmidigen, zur Blöüwen, zu Ober Stampbach, zu Zullingen, undt sonst all ander Zeenden, wie oder wo die Im Oeschibach gelegen, oder genemt sindt, nicht vorbehebt, mit aller Iro rechtsamme undt zugehördt.»

Daraus geht doch wohl hervor, dass der Oeschenbachzehnt bereits ein Begriff war. In ihm sind die Zehnten mehrerer Höfe zusammengefasst. Schon in sanktgallischer Zeit dürfte diese Vereinfachung geschaffen worden sein.

Jener Zeit entsprechend war der Zehntbezirk offenbar aber nur lose gefügt. Schultheiss und Rat zu Burgdorf sorgten sich von 1466 hinweg um seine Grenzen. Im Laufe der Jahrhunderte fanden immer wieder Grenzbegehungen statt, deren Ergebnisse schriftlich festgehalten wurden.

Am St.-Margarethentag 1504 wurde das erste im Urbar des Niedern Spitals verzeichnete Marchverbal aufgenommen. Die Höfe Richisberg, Hirsern, Lünisberg, Hofen, Bleuen und Stampbach sind darin kurz, aber einzeln beschrieben. Mit Oeschbäumen, Dählen, Eichen und Haselstauden als Grenzpunkten gab man sich damals zufrieden. Immerhin tauchen auch Bäche und Gräben, denen sich die Grenze entlang zog, in dieser Grenzbeschreibung bereits auf. «By diesem Undergang ist gewäsen die Ersammen, wysen Heintzmann Schädeli, Hans Bader, beid des Raths zuo Burgdorff, Caspar Oellenberg, des Spitalls Vogt, Peter im Stamppach, Hanns Steyner zu Rychisperg, Hanns Brüchi von Ursibach, Peter Schären zu Hofenn, Peter zuo Zullingen, undt ander erbar lüth.»

Eintragungen in der Niederspitalrechnung von 1545 lassen vermuten, dass bereits damals Grenzen bereinigt worden sind:

«Denne hat Jörg Schnell und ich, der Stadtschreiber und der Kleinweybel jeder 2 tag, ouch von der zennden wegen und alles man uf der Hirseren erlich marchstein gesetzt, tut 10 Pfund.»

«Denne hat Jörg Schnell und ich jeder ein tag, als man mit den uf der Hirseren gemarchet und inen den brieff vorgeläsen 2 Pfund 10 Schilling.»

Näheres ist darüber nicht zu vernehmen. Der «Brief» ist im Urbar des Niedern Spitals nicht enthalten. Der «Undergang» von 1504 scheint weiterhin genügt zu haben.

Zu Anfang August 1614 wurden die Grenzen neu aufgenommen und darüber eine recht umfangreiche «Limitation» geschaffen. «An jetzo die ganze Zeendmarch, aller Zeendpflichtigen Höfen und Güetern und Stuckgen

(in ansehen das alle an einanderen ligent und stossendt) zusammen in ein Yn- und Umbfang zu schliessen, undt hiermit in ein vollkommen undt ein andern hangende march und Limitation zubringen.» Die Grenzpunkte aber sind jetzt meist mit «Steynen» festgehalten.

Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts hat man sich in Burgdorf offenbar dieser Marchbeschreibung bedient. Wohl sind Ansätze zu einer Neuvermarchung aus dem Jahre 1723 vorhanden. Die «Limitation» von 1614 aber blieb Grundlage. Alle Besorgnis, die Burgdorf dieser Zehntmarch angedeihen liess, führte schliesslich zum «March-Verbal über die der Stadt Burgdorf zugehörigen Oeschenbach-Zehnden» von 1808. Vom 21. bis 23. August wurde der Zehntbezirk mit 113 «Solothurner-Steinen» ganz neu eingefasst. Diese Steine tragen Nummern. Manche können deshalb heute noch im Gelände festgestellt werden. Der Abstand zwischen den Steinen ist in der Grenzbeschreibung in Schuhen angegeben. Auch die Himmelsrichtung, in der sich der nächste Stein befindet, ist meist verzeichnet. Weil aber Lebhäge nur mehr selten anzutreffen sind, bereitet dieses March-Verbal selbst dem Ortskundigen da und dort Kopfzerbrechen. Immerhin dürfte die nachstehende kurze Beschreibung der Zehntgrenze von 1808 weitgehend entsprechen:

Von der «Trogmatt» in Schmidingen — der Flurname ist heute vergessen, im Gelände aber lässt sie sich gut erkennen — zog sich dieser Zehntbezirk bis auf die «Breiten» zwischen Hirsern und Ursenbach. Seine östliche Grenze folgte dem Oeschenbach bis in die Gegend von Hofen. Dort sprang die Zehntmarch über den Talboden zurück an die westliche Talflanke, um dieser zu folgen und sich in den Rätzmattgraben und nach dem Knollen hinaufzuziehen. Der Lünisberggrenze ein Stück weit folgend, zog sich die Zehntmarch nach dem «Bachhaus» und in nördlicher Richtung nach der Hirsern. Von hier aus dehnte sich der Zehntbezirk über den Talboden aus. Seine March berührte den Bach, um dann nach der Käsershaushofgrenze zurückzuspringen. Von dort folgte sie weitgehend der Hofgrenze Hirsern-Käsershaus, um sich dann der Richisberg-Käsershausmarche entlang bis hinunter an den Stauffenbach zu ziehen. Diesem folgte sie aufwärts bis zur Brücke im «Kalchofen». Entlang der Lünisberghofgrenze zog sich die Zehntmarch hinauf bis auf die «Weid» beim Lerchenboden. Hier bog die Grenze nach Südwesten um und zog sich über den «Hundsacker» auf Lünisberg in südöstlicher Richtung gegen den «Knollen» nach dem Weiher in der Rätzmatt. Von diesem Weiher folgte die Zehntmarch hauptsächlich den heutigen Gemeinde-

grenzen Oeschenbach-Ursenbach und später Oeschenbach-Ochlenberg bis in die Gegend des hintern Stampbachs. In südlicher Richtung zog sie sich nach der Scheuerzelgbuchi und von hier nach dem Steinerloch. Dann folgte sie dem Graben, der sich nach der Höhe zwischen dem «Kaltenbrunnen» und der Zulligenweid zieht, um am «Berg» die Oeschenbach-Wynigengrenze zu erreichen. Dieser weitgehend folgend zog sich die Zehntmarch über den Sagihubel nach dem Rausimattgraben. Durch die Tiefe folgte sie dem Bache aufwärts bis dorthin, wo das Tälchen sich teilt. In südlicher Richtung zog sich die Zehntgrenze von hier wieder nach der «Trogmatt» hinauf.

Wie weit entsprechen diese Grenzen von 1808 wohl den ursprünglichen, den sanktgallischen ?

Die Tatsachen, dass der Zehntherr in seinem Besitze sich nicht schmälern lassen wollte und dass sich der Bauer jeglicher Vergrösserung seiner abgabepflichtigen Güter widersetzte, sprechen dafür, dass die Zehntgrenzen durch Jahrhunderte sich gleich geblieben sein dürften.

Die Tatsächlichkeit eines förmlichen Zusammenspiels der beiden grenzbestimmenden Kräfte wird durch nachstehende Urkundenstellen untermauert.

So haben Schultheiss und Rat zu Burgdorf im Juli 1668 beschlossen, «dass alle Jahr von denen Herren, so uff den Oeschenbach Zehnden Rytend, der Eltest allwegen erlassen und ein anderer an sein Stat geordnet werden solle, damit die March desto bekanter werde.»

Als aber der Bauer von Brechershäusern «von einem in der Spital-Zehnd-March begriffenen, sehr schlechten Stückli Erdreich zu Hofen am Knollen» die Zehntpflicht der Stadt streitig gemacht hatte, drohte diese mit einem Rechtsstreit. Der Prozess konnte indessen vermieden werden, weil Hans Wälchli auf Richisberg — wohl als Vermittler — Schultheiss und Rat 40 Kronen als Auskauf und 15 Kronen «zu Ersatzung der Kosten» anbot, was denn auch angenommen wurde. Und als die Bauern sich weigerten, den Muskornzehnten der Stadt abzuliefern, trat Bern als Vermittler auf und entschied den Span zugunsten des Niedern Spitals, weil Burgdorf anno 1466 laut Brief und Siegel «allen zächenden, das klein undt das gros so uff denen Höfenn gebuwen wirdt» erstanden hatte. Ob bei dieser Gelegenheit auf Hirsern «gemarchet» worden ist? Der Spruch trägt das Datum des 3. August 1545.

Und schliesslich waren bei jeder Zehntmarchbereinigung auch die Anstösser immer wieder zugegen. So hat Burgdorf im Jahre 1545 dem Weibel

von Ursenbach 15 Schillinge bezahlt, «so ouch zween tag mit uns umbher geritten ist».

Im Rats-Manual der Stadt Burgdorf ist unterm 18. Oktober 1777 zu lesen:

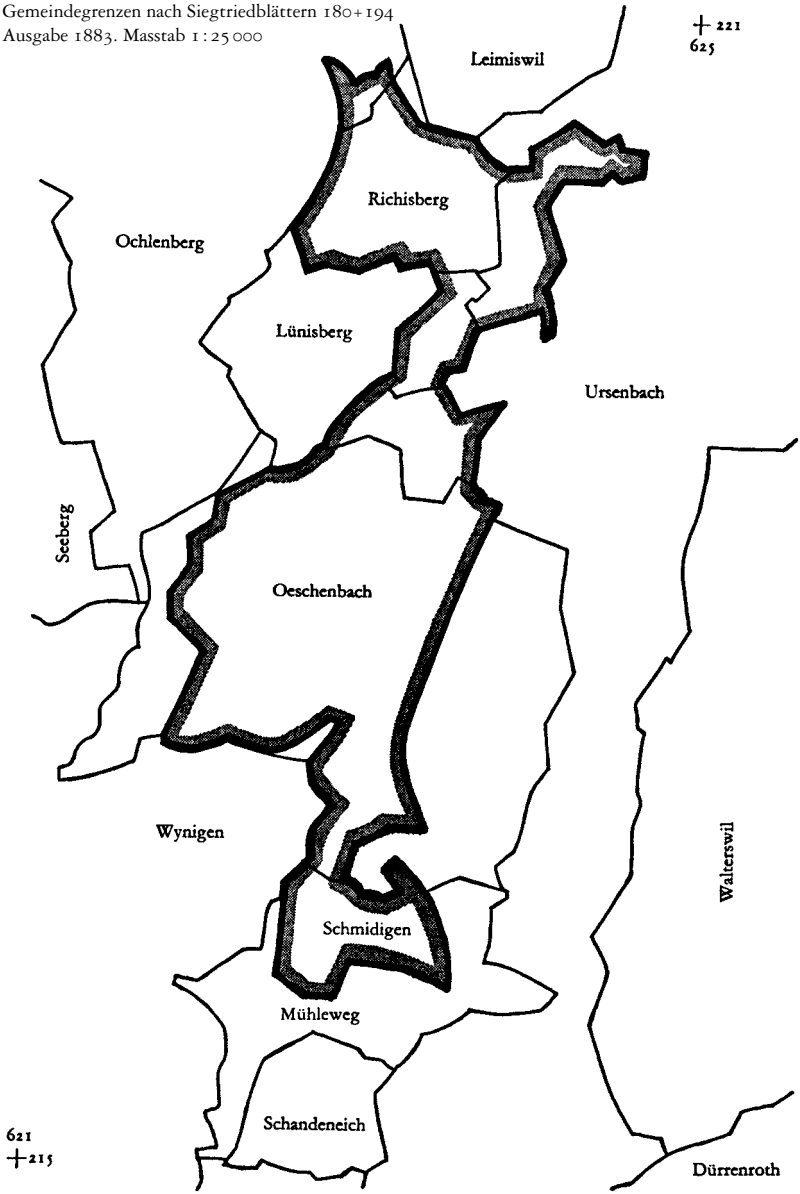
«Weilen zwischen der Pfrund Waltersweil und des hiesigen Spitals Oeschenbachzehnten neüwe Marchsteinen gesetzt werden sollen, so haben Meh. dem Herren Burgermeister Kupferschmid aufgetragen, mit Jemand aus der Stadtschreiberey dieser March-Stein-Sezung im Namen der Stadt Beyzuwohnen.»

Endlich waren bei Aufnahme des Marchverbals von 1808 Vertreter des Staates Bern zugegen, «wegen denen daranstosenden Pfrundzehnten».

Dies alles aber spricht doch wohl dafür, dass Zehntgrenzen als alt und beständig bewertet werden dürfen.

Der Oeschenbachzehntbezirk

Rekonstruktion nach Marchverbal von 1808.
Gemeindegrenzen nach Siegtriedblättern 180+194
Ausgabe 1883. Masstab 1 : 25 000



Zehntverleihung

Wenn die Aehren schwer wurden und das Getreide zu reifen begann, so erinnerten sich Schultheiss und Rat zu Burgdorf immer wieder des Zehnts. Die Beschlüsse, die den Oeschenbachzehnt betreffen, wurden meist im Juli gefasst. Die sechs beauftragten Herren ritten morgens beizeiten von Burgdorf aus, um nach dem Stande der Frucht den Ertrag des Oeschenbachzehnts festzusetzen und den Zehnt zu verleihen. Denn Burgdorf trieb zur Zeit der Ernte das Getreide nicht selbst ein, sondern überband dies einem Bauern, dem «Zehntbesteher». Er hatte alsdann Dinkel, Hafer und Roggen dem Niedern Spital abzuliefern. Im 18. Jahrhundert scheinen die Bauern auf Richisberg den Zehntertrag nach Burgdorf geführt zu haben. «Als der Bauer von Rychensperg samt zweyen seinen Knechten den Zehenden gelieferet, wurde Ihnen mit einem Trunk aufgewartet.» So, oder doch ähnlich, lauten Eintragungen in den Niederspitalrechnungen immer wieder, erstmals in der Rechnung von 1714/1715.

Die Verwaltung des Zehnts dürfte zu jener Zeit überhaupt straffere Formen angenommen haben. Dafür spricht doch wohl der Beschluss, den Statthalter und Rat am 12. Juli 1724 gefasst haben:

«Die Zehnd Hinleichung zu Schmidigen, Oeschenbach und dasigen Enden soll wie von alters her, auch noch dissmahlen beschechen; in dem Verstand, dass die Verordneten sechs Herren sich gewohnter Form nach in zwey Theyll abtheilen, Vorläüffig im Oeschenbach zu Morgen Essen, hernach im Rychisperg zu Abend Essen sollen. Jedoch dass die comitierten Herren nur einen Tag zubringen sollen.»

Vermutlich im Oeschenbachhof wurde das Morgenessen eingenommen. Nun teilten sich die Zehntherren in zwei Gruppen. Die eine hielt sich mehr an den Hang und die Talsohle und besichtigte das Getreide auf den Höfen Schmidigen, Oeschenbach, Bleuen, Hofen, Stockmatt, Hirsern und Mättenberg. Die andere Gruppe besuchte die höher gelegenen Höfe: Zulligen, Stampbach, Lünisberg, Lerchenboden und Richisberg. In je einem Rodel wurde der vom Zehntbesteher abzuliefernde Ertrag nach Höfen festgehalten. Die beiden Bücher tragen die Anschriften: «Zu Schmidigen, im Oeschenbach, zu Bleüwen und demselben Graben hinab» und «zu Zulligen und demselben Strich nach». Karte und Gelände zeigen, dass den beiden Routen geographische Gesichtspunkte zugrundeliegen. Am Abend, nach getaner Arbeit, traf man sich auf Richisberg zum Zehntmahl. Wenn Bertlome Wälchli anno

1731 seinem Sohne Ulrich den «halbigen Theil von dem vorhandenen Tischzeug, so man zum Zeendmahl braucht» verkaufte, so spricht dies doch wohl für die Sorgfalt, die man auf Richisberg diesem Anlass angedeihen liess. Auch die Zehntverleihung hat ihr Herkommen. Anno 1614 waren es bloss drei Herren, die auf den Zehnten ritten. «Demnach als ich hürigs Jars die Zeenden Im Oeschibach verlychen, sind wir zu Rychisperg wie sonderlich zu Ferrenberg Ubernacht, Morgendts und abendts, durch us gastiert und costfrey gehalten worden; da hab ich an diesen beiden ortten, zu trinkgellt ussgäben 2 Pfund 12 Schilling. Wyters zwöyen mynen Hr. sampt dem Kleinweybel Ire Ryttlöhn für zween tag Jedem 3 Pfund ussgricht, thut 9 Pfund.» Ein Jahr später, 1615, ist in der Rechnung des Niedern Spitals eingetragen: «Wyters ist verzerrt worden alls ich mit etlichen mynen Herren uff die Zeenden gridten und zu Ursibach ubernacht gsin, thut alles für zerr- und trinckgelld 9 Pfund 1 Schilling 4 Haller.»

Anno 1651 ritten schon sechs Herren nach Oeschenbach. In der Rechnung ist eingetragen: «Denjenigen Hr. so mit mir uff die Zeenden gritten Jedem 3 Pfund entrichtet thut 18 Pfund.» Und der «Zinsrodel des Niederspitals» von 1701 weist die Notiz auf: «Denjenigen Herren, so uff den Zehenden Reitend, gebürt jedem für die Malzeit und Reitlöhn 4 Pfund macht für 6 Personen 24 Pfund.»

Aus diesen Eintragungen geht hervor, dass die Zehntherren für ihre Mahlzeiten aufgekommen sind und dass Burgdorf sie dafür entschädigt hat.

Dass man bei sommerlicher Hitze auf den Höfen einen Trunk tat, zeigt doch wohl die Notiz aus der Niederspitalrechnung von 1710/1711: «Dess Tags als solcher hingelichen worden, ist unterwegs und bey den Höfen für Trinkgelt und Allmosen ausgeseklet worden 31 Pfund 16 Schilling.»

Auch Allmosen. Kam dieses Alten, Gebrechlichen und Kindern zugute?

Zehnterträgnisse, Zahlen

Unter «Einnehmen an Getreyd» sind die Erträgnisse des Oeschenbachzehnts in den Niederspitalrechnungen festgehalten. Während die ältern Rechnungen nur summarische Angaben auf weisen, gehen sie von 1624 hinweg in alle Einzelheiten.

Die Rechnungen der Jahre 1636—1795 sind fast lückenlos erhalten. Es fehlen bloss Angaben aus den Jahren 1656 und 1759. Dieses umfangreiche Zahlenmaterial gewährt wertvollen Einblick vor allem in den Stand des Getreidebaues im Bereiche des Oeschenbachzehnts.

Es lässt sich errechnen, dass von 1636 bis 1795 in Burgdorf im Jahresdurchschnitt abgeliefert worden sind:

Zehntart	Jahresdurchschnitt		
	in Mäs	in Litern	in kg
Getreidezehnt:			
Korn	604,8	8219	3041
Haber	437,3	5943	2971
Roggen	12,8	174	118
Muskornzehnt:			
Gerste	11,2	152	125
Erbs	2,6	35	30
Hirs	7,3	99	83

Diese Zusammenstellung zeigt, dass Dinkel und Hafer im Getreidebau stark vorherrschten. Der «Muskornzehnt» aber gestattet einen Blick auf den Speisezettel. Gerste und «Erbs» dürften zu «Mus» — Suppe —, Hirse aber zu Hirsebrei Verwendung gefunden haben.

Welchen Wert in Geld würde der Oeschenbachzehnt, gestützt auf die errechneten Jahresdurchschnitte, heute darstellen?

Zehntfrucht	Durchschnitt in kg	Preis des kg in Rp.	Wert d. Zehnts in Fr.
Korn	3041	59	1795
Haber	2971	42	1247
Roggen	118	55	65
Gerste	125	52	65
Erbs	30	95	28
Hirs	83	90	75
Zusammen: Jahresdurchschnitt 1635—1795			3275

Dazu kommt die Abgabe vom Mattland, der Heuzehnt. Dieser wurde in Geld entrichtet. Er betrug von 1635 bis 1795 im Mittel 16 Kronen. Um 1710 entsprach die Krone etwa 35 heutigen Franken. So würde sich aus dem ge-

samten Oeschenbachzehnt ein heutiger Geldwert von 3835 Franken ergeben. Da aber den sämtlichen Berechnungen bewusst niedrige Ansätze zugrundegelegt worden sind, dürfte der jährliche Wert, der dem Niederspital aus dem Oeschenbachzehnt zugeflossen ist, mit 4000 Fr. kaum überschätzt sein.

Wie sah es im Getreidebau aus? Waren Korn und Haber in Zehnt und Anbau Schwankungen unterworfen? Die nach Jahrzehnten errechneten Zehntmittel ergeben zwischen 1636 und 1795 das nachstehende Bild:

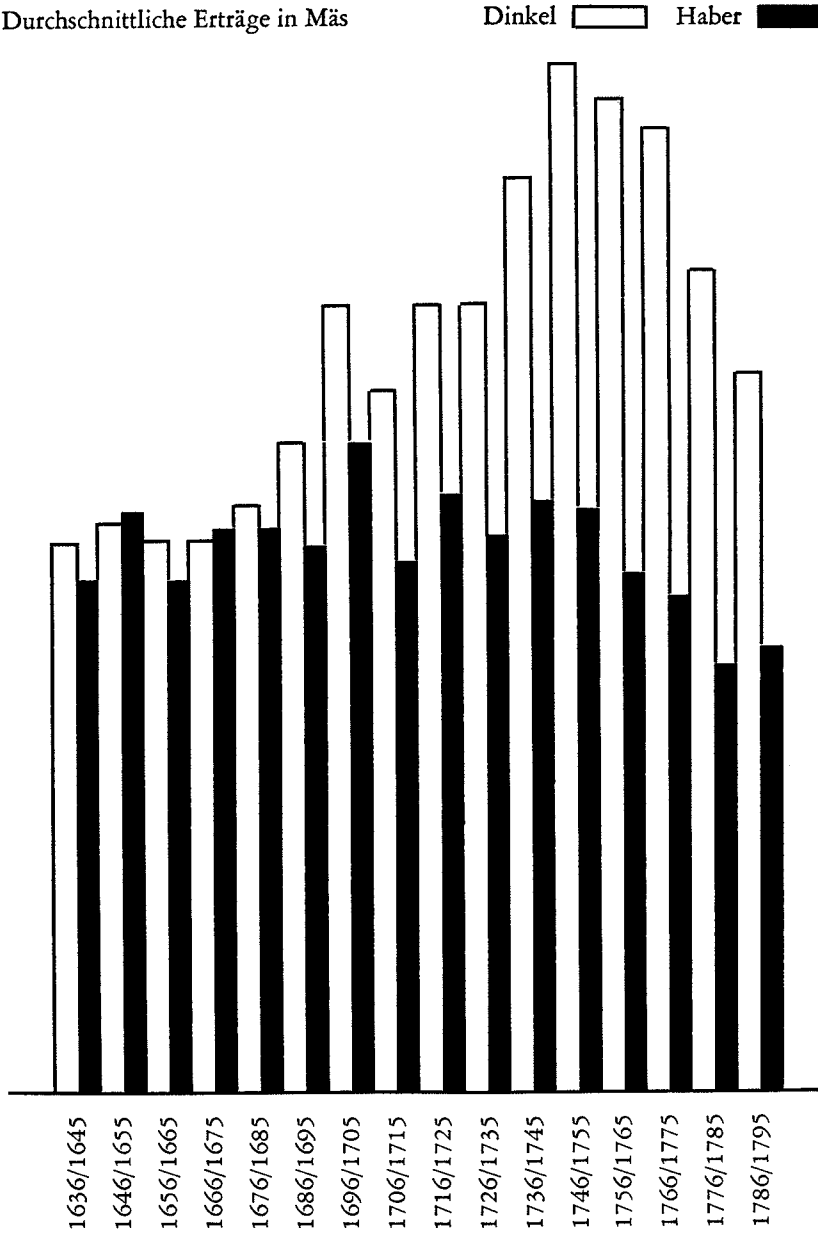
Jahre	Jahrzehntdurchschnitte in Mäs	
	Korn	Haber
1636/1645	452	422
1646/1655	464	470
1656/1665	458	419
1666/1675	455	461
1676/1685	478	461
1686/1695	524	446
1696/1705	619	522
1706/1715	560	433
1716/1725	622	485
1726/1735	623	455
1736/1745	766	472
1746/1755	834	467
1756/1765	805	427
1766/1775	783	379
1776/1785	656	325
1786/1795	584	350

Während der Haberzehnt geringere Abweichungen vom Mittel — 437 Mäs — aufweist, fällt der Anstieg des Kornzehnts bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts auf. Ist hier neben Bevölkerungszunahme der Einfluss der ökonomisch-gemeinnützigen Gesellschaft spürbar?

Den Rückgang des Getreideanbaues nach 1755 aber dürfte die Kartoffel gebracht haben, der das Hungerjahr 1771 zum eigentlichen Durchbruch verholfen hat. So darf für den Bezirk des Oeschenbachzehnts doch wohl angenommen werden, dass der Kartoffelanbau die Ackerfläche nicht vergrössert, sondern dem Getreidebau Boden entzogen hat.

Oeschenbachzehnten

Durchschnittliche Erträge in Mäs



Allerlei

Aus Niederspitalrechnungen:

Von 1676 bis 1735 haben die «Spitalvögte» über des Spitals eigenen Getreidebau in Burgdorf Aufzeichnungen gemacht. Diese enthalten die angebauten Flächen, die Anzahl der geernteten Garben und die Erträgnisse in Viertel und Mäs. Leider fehlen Angaben über den Anbau von Hafer. Dagegen sind sie für den Dinkel vollständig verzeichnet.

Auf 665 angebauten Jucharten wurden 100 127 Mäs Korn geerntet. Dies entspricht einem Ertragsmittel von 150 Mäs je Juchart. Der Zehnt hätte demnach 15 Mäs betragen. Diese Angaben stammen freilich aus Burgdorf. Wenn aber die eidgenössische Getreideverwaltung während des letzten Krieges für Burgdorf einen Normalertrag an Brotgetreide von 26 kg je Are ermittelt und für Oeschenbach 20 kg errechnet hat, so ergibt sich ein Verhältnis von 13:10. Demnach hätte der Zehnt in Oeschenbach auf die Juchart berechnet 11,5 Mäs betragen. Es ergibt sich daraus für den etwa 4 Quadratkilometer umfassenden Oeschenbachzehntbezirk eine durchschnittliche Dinkel-Anbaufläche von 52,6 Juchart. Da 11½ Mäs etwa 58 kg entsprechen, wäre die mit Dinkel angebaute Juchart mit ungefähr 34 Fr. belastet gewesen.

Ob auch Ueberlegungen finanzieller Art den Rückgang der Getreidefläche beeinflussen halfen? Jedenfalls, so viel dürfte feststehen, war Weidboden «billigeres» Land.

Aus der Niederspitalrechnung von 1714/1715:

«Herr Burgermeister Hünig und Herr Einunger Stäli entrichtet von wegen eingenohmenen Augenscheins auf den Zehnd Hööfen, da eint und andere von unseren Zehndleüthen sich erklagt, vom Hagelwetter am Haber sehr beschädiget worden zuseyn, für ihre dissörtige Reisskösten, in allem 12 Pfund 13 Schilling 4 Haller.»

Aus Zehntrödeln:

«war sehr vom Wetter geschlagen.» (1681.)

«Dieweilen ohnmittelbar nach Hinleichung dieses Zehndens selbiger an dem Haber durch Hagelwetter sehr beschädiget, haben sie dem Hrn. Spithalvogt an Haber nur gelieferet, was selbiger Ihrer Aussag nach ertragen hat; nämlich 10 Viertel 3 Mäs.» (1724.)

In Burgdorf scheint man nicht nur um die Zehntgrenzen sich gesorgt, sondern auch Sinn und Verständnis für Unwetterbeschädigte gehabt zu haben. Dies dürften diese Notizen doch wohl dartun.

Endlich sei der Niederspitalrechnung von 1615/1616 entnommen:

«Demnach alls ich zu Ussgänden Aprellen mit dem Grossweybel von des Höüwzeendens wegen den gütteren unden Höfen nachgridten das mattland zu besichtigen, ist mit uns beyden In zweyen Tagen an Zerrung Uffgangen 6 Pfund 13 Schilling 4 Haller.»

Wenn die Schneeschmelze vorüber war, wurde offenbar der Heuzehnt nach dem Stande der Matten geschätzt. Die Rechnung von 1621/1622 aber enthält den Eintrag: «Item thund die Heüwzenden von dess Spitalls zeendbahren Höfen und güeteren Im Oeschibach zusammen annpf. 51 Pfund.»

Der Loskauf

Vielleicht hat Ulrich Flückiger von Lünisberg den Anstoss dazu gegeben. Er hatte wenigstens in dieser Angelegenheit mit Burgdorf zu unterhandeln. Es scheint, als ob der Oeschenbachzehnt auf einen neuen Boden hätte gestellt werden sollen. Verhandlungen zwischen Burgdorf und den Zehntpflichtigen waren im Gange. Man war bestrebt, die «Ordinaria auf eine Probezeit von 10 Jahren in eine Fixum zu verwandten, und darfür, so wie auch für den grossen Zehnden, Korn und Haber, einen Träger für jeden Hof zu stellen. Nach vieler Mühe» konnte man sich am 5. Juli 1811 weitgehend verständigen. Ein Jahr später aber, am 22. Brachmonat 1812, beauftragten die Zehntpflichtigen aller 9 Höfe Hans und Friedrich Wälchli von Richisberg, Ulrich Flückiger von Lünisberg und Andreas Richard in der Rätzmatt, den Loskauf der Zehnten an die Hand zu nehmen. Vor «Kosten und Schaden» wurden die vier Ausgeschossenen sichergestellt. Die «Vollmacht» ist von je einem Vertreter eines jeden Hofes — dem «Träger» — unterzeichnet:

Richisberg: Hans Wälchli; Hirsern: Ulli Käser; Lünisberg: Ulrich Flückiger; Hofen: Samuel Friedli; Bleuen: Ulrich Appenluni; Stampbach: Caspar Reist; Zulligen: Caspar Schär; Oeschenbach: Friedrich Iff; Schmidigen: Jakob Leüty.

Schon am folgenden Tage wurde das nachstehende Schreiben verfasst:

«Zehndloskaufs-Erklärung

für

die Besitzere der neun Höfe Rychisberg, Hirsern, Lünsberg, Hofen, Bläuen, Stampbach, Zulligen, Oeschenbach und Schmiedigen

an

die WohlEde. Verwaltungsbehörde des untern Spithals Lobl. Stadt Burgdorf.

Die Besitzere der obgedachten Höfe, welche zu Händen des gemeldten untern Spitthals den Getreid- Heü- und Musskornzehnden zu entrichten schuldig sind, und auch einen ganzen Zehntbezirk ausmachen, haben sich einmüthig entschlossen, diese auf ihren Höfen haftenden Zehntpflichten loskaufen zu wollen.

Diese Erklärung wird demnach der WohlEden. Verwaltungsbehörde des gedachten untern Spithals mit dem Begehren eingegeben, dass der Loskauf dieser Zehndpflicht für die samtlich obangezeigten neun Höfe nach Anleitung des Gesezes vom 25. und 29. Brachmonat und 2. Heümonat 1803 vor sich gehen möchte, da sie dann auch nach Mitgabe dieses Gesezes zu bestimmenden Loskaufssummen in den dort vorgeschriebenen Terminen bezalen wollen.

Geben, im fall nicht freundlicher Annahme, mit Bewilligung Meines Hochgeachten Herren Gatschet, Oberamtmanns des Amtsbezirks Burgdorf — den 23. Juny 1812.

Im Namen und als Bevollmächtigte der Besizere samtlicher neun Höfen bescheind:

Hans Wälchli Friedrich Wälchli Ullrich Flückiger
Andreas Richart.»

Burgdorf hat diese Erklärung «in Freundlichkeit abgenommen», die Loskaufssumme nach Massgabe der bestehenden Vorschriften aus den Zehnterträgnissen der Jahre 1787—1797 und 1803—1812 errechnet und sie auf 8579 Bernkronen festgesetzt. Diese Summe ist der 25fache Wert des Jahresdurchschnittes. Ob ihr heute 100 000 Franken oder gar das Doppelte entsprechen würden, ist nicht leicht auszumachen. Dem Urbar des niedern Spitals aber sei entnommen:

«Laut dreyen Quitungen des Herrn Kornverwalters Johannes Aeschlimanns allhier, vom 6. Brachmonat 1814, 17. Wintermonat 1815 und 14. Wintermonats 1818 ist obiger Zehnten im Oeschenbach, in verschiedenen Stössen von den Pflichtigen losgekauft, und dafür eine Capitalsumme von Acht Tausend fünfhundert Siebenzig und Neun Kronen, Sieben Batzen, vier und ein halber Rapen bezahlt worden, nebst den beziehenden Zinsen, so dass nun die Stadt Burgdorf von dem Oeschenbach Zehnten her, nichts mehr zu fordern hat.

Geben in Burgdorf, den 23. Wintermonats 1818.

Joh. Aeschlimann, Not.
Stadtschreiber.»

350 Jahre lang waren die Bauern des Oeschenbachzehntbezirks dem Niederspital zu Burgdorf abgabepflichtig. Dieses Abhängigkeitsverhältnis wurde durch den Zehntloskauf endgültig aufgehoben. Das Gedankengut der französischen Revolution räumte mit manchem, was Jahrhunderte lang Bestand gehabt hatte, jäh auf. Mehr und mehr fasste dieses Denken Fuss auch auf dem Boden der alten Eidgenossenschaft. Ob sich die Zehntpflichtigen im «Oeschenbach und dasigen Höfen» nach dem Loskauf, für den sie eine namhafte Summe aufgebracht hatten, auch wirklich in der Weise erleichtert fühlten, wie wir es von ihnen aus unserer Sicht allzugerne erwarten?

Der Zehnt richtete sich nach dem Ertrag. Er war deshalb in mancher Hinsicht doch wohl tragbarer als die ihn ablösende Grundsteuer. Oder hat man aus der Landwirtschaft nicht auch schon Stimmen gehört, die nach Erträgnissen veranlagt werden möchten?

Otto Holenweg

LOTZWIL, SEIN NAME UND SEINE KIRCHE

Der Name Lotzwil

Lotzwil hat einen alten, ehrwürdigen Namen. Dieser hat auch einen guten Klang im Lande. Lotzwil gehört zu den Ortschaften und Gemeinden, die in die grosse Gruppe der *Wil* eingereiht werden. Wil geht wie Wilen und Wiler (Villars im Französischen) auf den von den Alemannen aus dem Romanischen übernommenen Namen für ein Landgut oder ein Landhaus zurück: *Villa*. Mit Villa wurden auch Oertlichkeiten bezeichnet, die nicht ausdrücklich Wil heissen. So wurde im Jahre 1194, einem Jahr, das auch für unser Lotzwil grosse Bedeutung hat, Habichrein, heute Habkerig, ein Gemeindeteil von Obersteckholz, über den der Kirchweg nach Lotzwil führt, als Dorf, das ist die willkürliche Uebersetzung von Villa (franz. village), bezeichnet. Nebenbei bemerkt wurde damals auch vom Dorf Steckholz gesprochen, obwohl sich der Name Steckholz ursprünglich auf einen einzelnen Hof, später auf einen Gemeindeteil des heutigen Obersteckholz, bezogen hat.

Mit Wil sind seit der Landnahme durch die Alemannen gewöhnlich *Personennamen* verbunden. Damals und noch ins späte Mittelalter besassen die Leute nur Personennamen, Vor- oder Taufnamen, wie man heute sagt. Die heutigen Familiennamen sind, wie das Beispiel Kurt zeigt, zum Teil aus Personennamen entstanden. Da nun jeder Mensch eines besonderen Namens bedurfte, gab es in jener Zeit eine unabsehbare Menge von Personennamen. Ganz anders als heute, da die Auswahl der Namen stets kleiner wird, das heisst die Zahl der Namen, die die Eltern für ihre Kinder wählen. In der Schenkungsurkunde, die 795 in der Kirche von Rohrbach gefertigt worden ist, wird uns der Name des Alemannen Heribold genannt. Bei späteren Schenkungen tauchen Peratker Adalcoz, Otini und Perchtger auf. Namen, die mit Adal oder Adel zusammengesetzt waren, sollen damals beliebt gewesen sein. Auch Keraloo, Thankarat und Bucili werden genannt. Noch zahlreicher sind die Namen, die im Jahr 886 zu Madiswil anlässlich einer Gerichtsverhandlung verzeichnet wurden: Waltine, Liuzo, Folrat, Eberhart,

Hato, Thietwin, Thietrich, Engilbold, Plienunc, Thietine, Ruadker, Uodalrich, Winibret, Kerhuc, Fridebert, Adalbret, Adalwin, Adalhart, Herewine, Flozzolf, Waldker, Heimo, Vulrich, Richolf, Cundpret, Perthine, Reginhart (Reinhard), Aba (eine Frau), Adalgozz, Meginhard. Diese Namen waren wahrscheinlich den angesehenen Leuten aus dem Langetental und seiner Umgebung eigen. Sie sind in den genannten Formen verschwunden, sind zum Teil zu Familiennamen geworden (Reinhard), wogegen die Ortsnamen, die damals erwähnt worden sind, meist erhalten geblieben sind.

Nun die zahlreichen Wil aus dem Langetental und seiner nächsten Umgebung. In Obersteckholz, das zur Kirchgemeinde Lotzwil gehört, haben wir bis auf den heutigen Tag *Brickiwil*, den Namen für einen Gemeindeteil. Brickiwil ist möglicherweise das 1314 erwähnte Richolswile, und Richol ein Personenname aus alter Zeit. Im Tal der Langeten finden wir neben *Lotzwil* noch Madiswil, Dietwil, Huttwil und Eriswil. Etwas «nebenaus» liegen Leimiswil, Urwil und Auswil, und Teile von Rütschelen und Rohrbachgraben heissen kurzweg heute Wil. Lotzwil hiess einst *Locewillare*, Madiswil hiess Madaleswilare, Leimiswil geht auf ein Leimolteswilare, Dietwil auf ein Diotinwilare, Auswil auf ein Owistwilare, Huttwil auf ein Huttiwilare zurück. Die in den Bestimmungswörtern steckenden Personennamen sind schwer zu ergründen. In Dietwil finden wir Dieto, in Walterswil den alten schönen und klangvollen Namen Walthari oder Walther. Was sind aber *Lotz*, Madales, Hutt, Leimoltes, Eris? In gewissen Fällen konnte man den alten Personennamen wieder herstellen: In Gumiswil (Gondiswil) ein Kundolt, wie in Bäriswil ein Perolt. Aber wer würde in Herzwil bei Köniz einen Herebrant suchen, in Rechwil einen Reginfried, in Bäretswil einen Berolf ? Und wer würde ohne weiteres erkennen, dass in Auswil ein Owist, das ist die Bezeichnung für einen Schafstall, steckt? Dieses Owist wäre übrigens verwandt mit Aeugst, Eisten und Eugst.

Aus gewissen Urkunden sind uns Namen, die mit Lotz in Lotzwil verwandt sind, bekannt. Nach dem Forscher Förstemann steckt in Lotzwil der Name Lozi, der im Ortsnamen Lotzwil als Loc, Lots, Lotz und Loce erscheint. Also meist ein einsilbiger Name, was dazu geführt hat, Lotzwil bequem zu kürzen: Lotzbel oder Lotzel. Ob wohl Lozi sprachlich verwandt ist mit Lozzo, Liuzo (der Listige) oder gar mit *Lutz* für Ludwig? Der letztgenannte Name war einst sehr beliebt (Ludi, auch ein bernischer Familienname).

Die Kirche von Lotzwil

Im Jahr 1194, drei Jahre nach der Gründung Berns durch die Zähringer, taucht unvermutet der Name Lotzwil zum erstenmal auf, dies gleichzeitig mit der Kunde vom Bestehen einer Kirche, die jedoch schon lange Zeit vorher erbaut worden war, wie mit Sicherheit angenommen werden darf. In diesem Jahr vergabten die Herren von *Langenstein*, die mit den Grünenbergern von Melchnau verwandt waren, ihre Güter zu Roth (Kleinroth in der Gemeinde Untersteckholz) und ihren ganzen weiten Besitz in unserer Gegend, dabei auch «ein gantz Dorff Steckholtz», wie es in einer späteren Urkunde heisst, dem neugestifteten Kloster zu St. Urban im Tale der Roth. Damals muss nun die Kirche Güter und geschriebene Rechte im *Steckholz* besessen haben, die von der Schenkung ausgenommen wurden. Wir lesen in der noch gut erhaltenen *Stiftungsurkunde*, die vom Bischof von Konstanz bestätigt worden ist: «et exceptis hiis, que pertinent ad ecclesiam Locewillare et ad ecclesiam Blaichinbach». Also ausgenommen das, was den Kirchen zu Lotzwil und Bleienbach gehört. Das ist schlicht und einfach die fast zufällige erste Erwähnung von Lotzwil als Ort und Kirche.

Aus der mittelalterlichen Kirche

Diese Klausel in der Urkunde von 1194 ist wertvoll, weil sie von wenig Dokumenten aus jener bewegten Zeit gestützt wird. Eine Ausnahme macht eine weitere *Schenkungsurkunde* von 1259, die Pfarrer Kümmerli, der Herausgeber des Heimatbuches von Thunstetten, in seinem Werk bildlich wiedergegeben hat. Dieser Schenkung müssen die Johanniter von Thunstetten und die adeligen Stifter im Oberaargau grossen Wert beigelegt haben. Deshalb die sechs köstlichen Siegel, die an dem ehrwürdigen Pergament aus dem Berner Staatsarchiv hangen. Der lateinische Text umfasst nur acht Zeilen und ist in strenglinigen Formen und doch flüssig-zierlicher Schrift mit den damals gewandt gezogenen Schnörkeln gehalten.

Der Text lautet nach Pfarrer Kümmerli in deutscher Sprache:

«Allen Gläubigen Christi, welche diese Urkunde sehen, Rudolf und Ulrich, Brüder, genannt von Balm, Ulrich und Marquard, Brüder von Grünenberg, Konrad von Rüti und die Freien Werner und Rudolf, Brüder von Luternau, Gruss und guten Willen. Wir wollen, dass die wissen, die es wissen

sollen, dass wir, da wir in grösserer Zahl in der Kirche zu Lozenwilen als Patrone waren, gefunden haben, dass der Samen der Zwietracht nichts Rechtes schaffe und dass es wertvoll wäre, dass sich des Friedens und des Bündnisses Bande stärker entwickelten, so haben wir das ganze Recht, das wir an dem Kirchensatz zu Lozenwilen hatten, zum Lobe des göttlichen Namens und zu Ehren des seligen Täufers Johannes und zur Vergebung unserer Sünden, reinen Sinnes und in aufrichtiger Gottergebenheit dem Hause Tunchstetten Johanniterordens übergeben und übertragen es durch gegenwärtige Urkunde. Zum Zeugnis dieser Tatsache, um feste Rechtsgültigkeit zu haben und ewige Festhaltung im Gedächtnis, haben wir diese Urkunde dem Meister besorgten Tunchstetter Hauses mit der rechtsgültigen Bestätigung durch unsere Siegel übergeben. Gegeben zu Burgdorf, im Jahre des Herrn 1259, am 30. April.»

Was sagt und bedeutet dieser Text? Die Adeligen des Oberaargaus, die Luternau, Balm, Rüti und Grünenberg mit ihren Häusern und Burgen zu Langenthal, Alt-Büron und Melchnau waren Patrone unserer Kirche. Sie hatten ererbtes oder erworbenes Recht, den Priester der Gemeinde Lotzwil zu bestimmen. Mit diesem Recht waren nicht geringe Vergünstigungen und Einkünfte verbunden, und dies alles schenkten sie nun grossmütig dem Hause *Tunchstetten*, so hiess damals der Ort auf der Höhe zwischen Langenthal und Buchsee. Dort bestand seit 1220 eine geistliche Stiftung, die bestrebt war, ihren Besitz weit über den Oberaargau auszudehnen. Die *Johanniter* von Thunstetten bezogen fortan die Zinsen und Abgaben der Gemeinde zu Lotzwil und setzten den Priester ein, den sie zu besolden hatten. Thunstetten wurde somit Kirchenherr (Kollator) von Lotzwil und hatte fortan den Kirchensatz in Händen.

Achtzehn Jahre später wurde die denkwürdige Schenkung feierlich bestätigt. Wahrscheinlich war sie vor 1259 und nachher Gegenstand von Streitigkeiten, wie der hier angeführte Text beweist. Das Haus zu Thunstetten, auch Komturei genannt, hatte aber ohnehin Nutzungen an Holz und Feld zu Lotzwil. Sie behielt diese unter einigen Vorbehalten. Das Recht zu richten (Twing und Bann) blieb in den Händen des Herrn von Gutenburg, des streitbaren Ortolf von Utzigen.

Der Kirchensatz zu Lotzwil war nicht der einzige derartige Rechtstitel der rührigen Johanniter. Auch in Ursenbach, Egerkingen, Aetigen, Rohrbach und kurze Zeit auch in Waldkirchen, einem heute verschwundenen Dorf im Bipperamt, besassen sie solche Rechte. Mit solchen wurde oft Handel getrie-

ben, und die Patrone der Kirchen setzten dann und wann Priester ein, die ihrer Aufgabe keineswegs genügten.

Wie es damals bei einem *Pfarrereinsatz* zuging, können wir Aufzeichnungen aus jener Zeit entnehmen. Es war eine feierliche Angelegenheit: Am Tage der Einsetzung fanden sich vor der Türe der Kirche der Meister oder Komtur des Hauses Thunstetten, der Hochmeister des Johanniterordens in deutschen Landen, die Adeligen aus den Tälern der Langeten und Roth, Priester, Notare und Laien aus der Gegend und aus Lotzwil selbst und schliesslich der neu ernannte Priester der Gemeinde ein. Der Priester, nennen wir ihn Gerhard, wies eine päpstliche und bischöfliche Verfügung vor, dass die Schenkung der Adeligen rechtskräftig sei, was auch durch die Notare bestätigt werde. Mit lauter Stimme verlangte er, dass man ihn als Priester einsetze und ihn alle Pfarrechte geniessen lasse. Die Anwesenden gaben ihre Zustimmung unter der Bedingung, dass der Gottesdienst nicht vermindert und dass alle Heiligen Handlungen nach den geistlichen Vorschriften und den guten alten Gewohnheiten begangen würden. Der Hochmeister der Johanniter setzte hierauf den neuen Priester feierlich ein. Dieser musste den Schlüssel und den Türring der Kirche ergreifen, die Türe auf- und zuschliessen, die Kirche betreten und wieder verlassen, den Altar umarmen und küssen, ebenso den Kelch, das Messbuch aufschlagen, darin lesen, die Krüge mit Wein und mit Wasser ergreifen, die Heiligtümer (Reliquien) befühlen, die Sakristei auf- und zuschliessen, den Taufstein berühren, den Kirchturm betreten, die Glockenseile ergreifen, die Glocken läuten, in der Kirche herumgehen und sich als Kirchherr ausrufen. Der Komtur von Thunstetten befahl den Pfarrgenossen, den neuen Priester mit allen Gefallen, Einkünften und Rechten zu ehren und ihm gehorsam zu sein.

Die Kirche von 1683

Ueber den Bau und Bestand der *mittelalterlichen Kirche* von Lotzwil wissen wir wenig. *Karl Stettler,* der fleissige Chronist von Lotzwil, hat aus den Ratsmanualen von Bern aus den Jahren 1622/23 ein grösseres Bauvorhaben ermitteln können, das jedoch nicht zur Ausführung kam. Sechzig Jahre später, in einer für den Kirchenbau ausserordentlich günstigen Zeit, kam nun aber doch ein ganzes und bleibendes Werk zustande, der Bau der heute noch bestehenden Kirche.

Im Jahre 1628 hatte man im Bernbiet das Gedächtnis der Reformation

gefeiert. Obwohl die Zeit des Dreissigjährigen Krieges für unser Land in wirtschaftlicher Beziehung günstig war, hatte man viele Sorgen. Die Menschen und ihre Institutionen waren von Furcht und Schrecken beherrscht. Die drohende Pest und der Hexenglaube mehrten die seelische Not. Die Regierungen mussten durch Schulen und Kirchen belehren und aufklären. Es wurden für die bernischen Schulen vorbildliche neue Ordnungen aufgestellt (1628 und 1675). Der Kirche, die vorwiegend durch Predigt und Unterweisung wirkte, musste man mehr Gewicht und Ansehen verleihen.

Viele Kirchen im Bernbiet, im Oberaargau vor allem, waren baufällig und klein. Sie waren nach den Forderungen der sakralen römischen Kirche gebaut worden und entsprachen den Bedürfnissen der reformierten Predigtkirche nur ungenügend. Die Kirche von *Aarwangen*, eine der wenigen bernischen Kirchen aus dem Reformationsjahrhundert, war noch vorwiegend im Stil der katholischen Messkirche erbaut worden (1577). Die Filialkirche zu *Bannwil* hatte man allerdings 1622 und 1679 erneuert und vergrössert.

Im übrigen aber war im Bau und in der Erneuerung von Landkirchen vieles nachzuholen. Da und dort mussten *neue Pfarreien* und Kirchen gegründet werden. Dabei spielte eine gewisse Konkurrenz mit der katholischen Gegenreformation des 16. und 17. Jahrhunderts, die im Kirchenbau Grosses leistete, mit. Auch den Sekten hoffte man durch vermehrte Anstrengungen auf kirchlichem Boden begegnen zu können.

Wenn nun im 17. Jahrhundert ein neuer Kirchentyp aufkam, so ist damit der Name und das Schaffen eines hervorragenden Werkmeisters verbunden: *Abraham Dünz I* (der erste zum Unterschied von den andern baukundigen und kunstfreudigen Meistern aus der Familie Dünz). Die Dünz stammten aus Brugg, sie waren nach 1600 als Glas- und Portraitmaler bekannt. Abraham I ist 1630 in Bern geboren. Mit 30 Jahren erhielt er das Amt des *Münsterbaumeisters*, 1664 gehörte er dem Grossen Rat an, und schon 1688 starb er. Ueber sein Leben ist wenig bekannt. Er hatte aus der Ehe mit Anna Jenzer zwei tüchtige Söhne, die ihn als Steinwerkmeister ablösten und ersetzten.

Hatte man in den ersten 100 Jahren nach der Reformation in bernischen Landen kaum ein Dutzend Kirchen erbaut, so entstanden nun im Laufe weniger Jahrzehnte gleich mehrere Dutzende von gefälligen, rein reformierten *Predigtkirchen*.

Um das Schaffen unseres Dünz zu würdigen, muss man sich vergegenwärtigen, wie es zur Zeit der Reformation und in den Jahrzehnten nach ihr

bei uns stand. Wir benützen hier die Mitteilungen, die Architekt *Hermann von Fischer* als Sachkundiger uns gegeben hat. Kurz vor der Reformation unternahm die Kirche grosse Anstrengungen, um das Bauwesen zu heben. Viele unserer Landkirchen haben das damalige charakteristische Aussehen bis auf diesen Tag bewahrt, so *Sumiswald.* Auch die Kirche von *Ursenbach,* die 1640 erneuert worden ist, kann man sich so vorstellen, dies um so besser, weil sie einen herrlichen Glasbilderschmuck aus spätgotischer Zeit aufweist. An ein einfaches Schiff lehnt sich, getrennt durch einen Bogen, das vieleckige Chor an. Die Fenster sind spitzbogig, oft sind sie mit Masswerk und Bildern geschmückt. Der Boden des Chores ist erhöht, Altar, Chorgestühl, Sakramentshäuschen und Lesepult stehen unter einem Gewölbe. Die Türme haben meist Satteldach (Käsbissen) oder Zeltdach, je nach Gegend sind sie auch mit einem schlanken Spitzhelm versehen. In der Zeit von 1500 bis 1650 entstanden auch in unserer Gegend schön gearbeitete Taufsteine und Kanzeln, letztere im italienischen Stil, im Stil der Renaissance.

Aus den Aufzeichnungen der Vennerkammer und der Verdingbücher sowie der örtlichen Kirchenrechnungen kann man die Tätigkeit unseres Dünz verfolgen. Mit den strengen gotischen Formen verband er die beschwingten Formen des *Barock*. Dünz schaffte den vielseitigen *Chorabschluss*, so in Lotzwil. Chor und Schiff wurden getrennt, der ganze Kirchenraum ist ein *Saal* oder eine *Halle*, eine Chorstufe markiert in gerader Linie den Beginn des Chorraumes. Dort stehen nun Taufstein und Abendmahlstisch mit Zierwerk, Knorpeln und Rollen, die Kanzel auf geschupptem Fuss, Schalldeckel und gedrehten Zapfenaufsätzen. Die Fenster zeigen jetzt Rundbogenform, sie haben meistens kein Masswerk. Die Wände sind weiss. Ornamente, Girlanden, Fenstereinfassungen gehören zum Bild der Kirche. Die Decken sind grau in grau gehalten (Grisaillemalerei). Zahlreich sind die geschnitzten Stühle im Chor, die Erinnerungstafeln und Wappenscheiben dürfen nicht fehlen. Zu diesen Zutaten gehört das *Bernrych* an der Kirche von Lotzwil, das Landvogt Willading gestiftet hat.

Die Kirchen von *Langenthal* (1677), *Lotzwil* (1683) und *Roggwil* (1684) sind die ureigensten Schöpfungen von Abraham Dünz. Um den Kirchenbau wirksam zu fördern, hat damals der Staat Bern mancherorts die Rechte des Kirchensatzes erworben.

Dünz hat im Bernerland viele weitere Kirchen projektiert und erbaut, hat unermüdlich beraten, gebaut oder erneuert. Die Kirchen von Ursenbach (1640) und Madiswil (1660) zeugen schon von seinem Geist. Seine Söhne

und Schüler haben im gleichen Sinne gearbeitet. *Melchnau* (1710), *Buchsi* (1728), *Bleienbach* (1733), *Rohrbach* (1738), *Walterswil* (1744) und *Thunstetten* (1745) besitzen echt protestantische Hallenkirchen. Das grösste und prächtigste Monument barocker Kunst hat Niklaus Schildknecht in der *Heiliggeistkirche* in Bern (1729) erstellt. Ist es nicht bemerkenswert, dass aus jener Zeit auch eine Klosterkirche, die von *St. Urban*, stammt und den frohen Geist des Barock atmet!

Im «Zuge der Zeit» entstanden sogar *neue Kirchen und Pfarreien,* so Wattenwil, Habkern, Schwarzenegg, Zimmerwald, Ringgenberg, Ligerz und schliesslich Abländtschen. Dem «Verding» zur Kirche von *Leissigen* (1675) können wir das Programm für den Umbau einer reformierten Kirche entnehmen: Neuer Dachstuhl, Abbruch des alten Chores, Erweiterung des neuen Chores, bessere Formen desselben, der alte Chorbogen und die daraufstehende Mauer sind zu entfernen. Moritz Javet

ULRICH DÜRRENMATT 1849—1908

Im Zusammenhang mit diesem Jahrbuch wird eine Würdigung Ulrich Dürrenmatts zunächst festhalten, dass er kein gebürtiger Oberaargauer gewesen ist. Ulrich Dürrenmatt stammte aus dem Guggisbergerland. Der Oberaargau war seine Wahlheimat geworden, als er sich im Oktober 1880 in Herzogenbuchsee als Redaktor der «Berner-Volkszeitung» (abgekürzt «Buchsi-Zeitung») niedergelassen hatte. Die Bande mit seiner eigentlichen Heimat hat er nie abreissen lassen. Nachdem einmal der Oberaargau sein eigentliches Wirkungsfeld geworden war und er, besonders in den Buchsibergen, bald über einen treuen Anhang für seine politischen Ideen und eine interessierte Leserschaft seines Blattes verfügte, liess ihn die Dorfaristokratie von Herzogenbuchsee doch gelegentlich fühlen, dass sie ihn als den von aussen Zugezogenen betrachtete und deshalb Distanz von ihm hielt. Wer Maria Wasers Buch «Land unter Sternen», den Roman des Dorfes Herzogenbuchsee, aufmerksam liest, wird merken, wie jener Abschnitt, der dem «Uli» gewidmet ist, diese Distanziertheit deutlich spürbar werden lässt.

Das Leben Ulrich Dürrenmatts ist das Leben eines politischen Kämpfers; das Urteil über ihn und sein Wirken ist denn auch von dieser Voraussetzung des politischen Kämpfertums geprägt. Dabei erfüllt sich heute an ihm, was sich in einem solchen Fall oft zu erfüllen pflegt: Je grösser der Abstand wird, den die Geschichte zwischen unsere Gegenwart und seine Lebenszeit legt, desto mehr versachlicht sich das Urteil über ihn, desto gerechter trachtet es ihm zu werden. Als er am 27. Juli 1908 gestorben war, standen sich seine Gegner und seine Freunde noch in schroffer Kluft gegenüber. Der Hass der Feinde war ebenso aufrichtig wie die Zuneigung der Freunde, und die Zahl jener war verschwindend klein, die sich an den Perlen unter seinen politisch-satirischen Gedichten zu erfreuen vermochten, unabhängig davon, ob sie den politischen Ueberzeugungen Ulis zustimmten oder nicht. Eben in diesem Punkt hat sich innerhalb von 50 Jahren der erwähnte Wandel vollzogen; die Einmaligkeit der politischen Lyrik Ulrich Dürrenmatts ist heute unbestritten, und es vermögen sich auch solche an ihr zu ergötzen, die ihr politisches Heu gewiss nicht auf Dürrenmatts Bühne hätten, wenn er noch lebte.

Ulrich Dürrenmatts Biograph, Johann Howald, hat sein Leben ein Stück Schweizergeschichte genannt. Das trifft einmal in dem Sinne zu, als Dürrenmatt der letzte echte, protestantisch-konservative Politiker der neuern Schweizergeschichte gewesen ist und bewusst und willentlich zu dieser Qualifikation stand. Als ein Stück moderner Schweizergeschichte bietet sich sein Leben und Wirken sodann deshalb dar, als es sich in einer Grenzsituation abspielte. Es spielte sich zur Hauptsache auf dem politischen Feld des Kantons ab, reichte aber trotzdem in das eidgenössische Spannungsfeld hinein. Dürrenmatt ist spät, erst am Ende seiner Laufbahn und gegen das Ende seines Lebens, im Jahre 1902, in den Nationalrat gewählt worden. Es blieben ihm nur mehr sechs Jahre der Wirksamkeit in der eidgenössischen Volkskammer, und sie zählen nicht einmal zu den markantesten seines politischen Tuns. Trotzdem war er, als kantonal-bernischer Politiker, längst vor der Wahl in den Nationalrat eine typische Gestalt im Kräftefeld der eidgenössischen Politik gewesen.

Die einmalige Stellung, die er in der Geschichte der Politik seiner Zeit einnimmt, lässt sich auf die Einheit zurückführen, die zwischen seinen politischen Ideen, zwischen der Form, in der er diese verkündete (mit dem politisch-satirischen Gedicht), und mit seinem Herkommen und Werden sich herausgebildet hatte. Es war schon so, wie der «Tagwacht»-Redaktor Brüstlein im Nekrolog auf Ulrich Dürrenmatt geschrieben hatte, dass dieser ein ursprüngliches, echtes konservatives Temperament gewesen war, und dass sein Hinüberwechseln aus dem radikalen Lager (dem der Zwanzigjährige angehört hatte) in das konservative nichts mit Renegatentum zu tun gehabt hatte, sondern einfach die Konsequenz einer Haltung war, die die in seinem Innersten gegebene, die ihm angeborene war.

Er sei, so schrieben wir soeben, der letzte protestantisch-konservative Politiker der modernen Schweizergeschichte gewesen. Als Ulrich Dürrenmatt nach dem Schluss des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 in die aktive Politik eintrat, befand sich das politisch-geistige Leben der Schweiz bereits an einem Wendepunkt. Noch spielten sich zwar politische Kämpfe ab, deren bewegende Ursachen in weltanschaulichen Gegensätzen lagen. Der Kulturkampf (der Kampf der radikalen Ideen gegen die Katholische Kirche) stand auf dem Höhepunkt, der Kampf um die Revision der Bundesverfassung wurde 1874 ausgetragen. Der Konservativismus, der noch in den Auseinandersetzungen um die Revision der Bundesverfassung wenigstens föderative Milderungen des ursprünglich stramm zentralistischen Entwurfes erreicht

hatte und der in der Folgezeit, im Kampf um den Schulvogt, verhindert hatte, dass das schweizerische Schulwesen unter die massgebende Kontrolle des Bundes geriet, begann an Stosskraft zu verlieren, wurde verteidigend. Die Schlacht im «Beutezug» (als es um den Versuch ging, die Zollhoheit des Bundes zugunsten der Kantone einzuschränken und damit die finanzielle Selbständigkeit der Eidgenossenschaft zu beschneiden) verloren die Konservativen. Zugleich veränderte nach 1880 die wachsende Bedeutung der Wirtschafts- und der Sozialpolitik das Gefüge der eidgenössischen Politik. Die weltanschaulichen Gegensätze milderten sich, nachdem die Streitaxt des Kulturkampfes vom Radikalismus begraben worden war.

Nun bekam auch der weltanschauliche Konservativismus Risse. Im katholisch-konservativen Lager starb der grosse geistige Führer Anton Philipp von Segesser, und eine junge Richtung meldete sich zum Wort. Sie war bereit, die unbedingte Opposition gegen den aus dem Sonderbundskrieg hervorgegangenen Bundesstaat aufzugeben und sich an der praktischen Bundespolitik zu beteiligen. Sie trat für den Rückkauf der Bahnen, d. h. für deren Uebernahme durch den Bund ein und war bereit, als Preis einen Bundesratssitz entgegenzunehmen.

Während in der europäischen Politik das Machtmoment zunahm und es ratsam erscheinen liess, die innenpolitischen Gegensätze zu mildern, begünstigte der wachsende Konkurrenzkampf in der Weltwirtschaft in der Innenpolitik der Schweiz eine allmähliche Wendung zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Die weltanschaulichen Gegensätze traten in den Hintergrund.

In dieser Lage geriet der ideelle, anti-etatistische und betont föderalistisch eingestellte protestantische Konservativismus in die Defensive, weil die Menschen fehlten, die sich für ihn einsetzten. In einem Brief an Anton Philipp von Segesser zu Ende der achtziger Jahre, kurz vor Segessers Tod, schrieb Ulrich Dürrenmatt resigniert, es gebe kaum noch junge Menschen, die für die konservative Sache sich einzusetzen gewillt seien; die jungen Patrizier der bernischen Hauptstadt hätten bloss reiche Heiraten im Kopf.

Unter dem Einfluss der Zeitentwicklung bildete sich im Lager der konservativen bernischen Volkspartei ein Gegensatz heraus zwischen einer von Regierungsrat Eduard von Steiger vertretenen, vornehmlich auf die Lösung praktischer wirtschafts- und sozialpolitischer Fragen und auf Verständigung mit dem Radikalismus zielenden Politik und dem unbedingten, z. B. dem Ausbau des staatlichen Versicherungswesens entschieden abgeneigten, Konservativismus Dürrenmatts. Allgemein betrachtet wandelte sich auch das We-

sen des Föderalismus. Waren die alten Konservativen aus ihrem besondern Staatsdenken heraus Föderalisten gewesen, so gab es jetzt solche, die, ohne echte innere Beziehung zu ihm, im Föderalismus einfach ein Mittel sahen, den Zugriff des Bundesfiskus auf Einkommen und Vermögen zu verhindern.

Dieser ganzen Entwicklung gegenüber verhielt sich Dürrenmatt unbeugsam und konsequent als Konservativer alter Schule. Er kämpfte gegen jede Ausweitung der Bundeskompetenzen, in der Sozial-, in der Wirtschafts- und in der Militärpolitik. Er stand an der Spitze der Gegner des Rückkaufs der Bahnen, d. h. der Schaffung der Bundesbahnen. Es wäre indessen schief, ihn deshalb einfach reaktionärer Gesinnung zu bezichtigen. Sein Konservativismus beruhte auf einer bestimmten Anschauung vom Staate und auf einem christlich fundierten Misstrauen gegenüber der Staatsmacht. Für ihn stand in der Demokratie der Gott für sein Tun persönlich verantwortliche Mensch im Mittelpunkt. Seine Politik war es, der «Verstaatlichung des Menschen» in den Anfängen zu begegnen. Der Staat sollte nie die einzige oder die allein massgebende Gemeinschaft werden. Der Familie als der natürlichen Gemeinschaft, der Kirche und den freien Vereinigungen des Menschen, aber auch der übersehbaren, von unten her gewachsenen Gemeinschaft, der Gemeinde und des Kantons, sollte ein unabhängiger Einfluss erhalten bleiben. Daher bekämpfte Dürrenmatt den Zentralismus und die Bürokratie in jeder Form.

Er war ein Befürworter des Referendums und der Verfassungsinitiative. In beiden sah er in erster Linie ein Mittel, mit dem sich die konservativen Instinkte des Volkes gegen die radikalen, zentralistischen Tendenzen mobilisieren liessen. Umgekehrt lehnte er die Gesetzesinitiative ab, weil er deren demagogische Möglichkeiten fürchtete. Es lag in der Linie dieser Haltung, dass man ihn in vorderster Linie fand, so oft es galt, die Staatsmacht zum Schutz menschlicher Würde einzusetzen. Das Absinthverbot befürwortete er. Aber jeder Missbrauch der Staatsgewalt und der staatlichen Autorität — zum Beispiel Leuteschinderei im Militär — rief ihn auf den Plan, wie er auch mit bitterer Satire den heuchlerisch-pathetischen Patriotismus oder den übertriebenen Verstandes- und Gedächtnisbetrieb der Schule zu glossieren verstand.

Die Grundlagen für seine Einstellung hat Ulrich Dürrenmatt im Elternhaus empfangen, unter der erzieherischen Führung einer klugen, im wahren Sinne des Wortes frommen Mutter. Ihr oblag die ganze Sorge für die zehn

Ulrich Dürrenmatt 1849 — 1908

Kinder und für den Betrieb des Hofes «Schandacker», nachdem sie früh ihren Mann, Christian Dürrenmatt, verloren hatte. Die ungeheuchelte, fröhliche Frömmigkeit dieser Frau gab dem Jüngsten, Ulrich, so viel mit, dass der unreligiöse Verstandeskult, der dem Unterricht und der Schulung im bernischen Staatsseminar Hofwil zugrunde lag, nur für so lange sein wirkliches Denken zu überschütten vermochte, bis ihm das brutale Vorgehen der vom radikalen Regime eingesetzten Truppen und der Polizei gegen die katholische Bevölkerung des Berner Juras in den Kulturkampftagen (Dürrenmatt war damals Lehrer am Progymnasium Delsberg) die Augen für seine wirkliche Gesinnung öffnete. Was er erlebt hatte, verletzte sein Rechtsgefühl. Von da an wandte er sich entschieden der konservativen Sache zu.

Der politische Kämpfer und populäre Volksmann Ulrich Dürrenmatt hat — auf das Ganze seines Wirkens und hinein in die Zeit gestellt — eine Nachhut angeführt: sein unbedingter christlicher Konservativismus wurde nicht einmal mehr von allen begriffen, die sich seine Mitkämpfer nannten, und als er starb, zerfiel auch seine Partei. Mit seinem Ausharren auf einem Posten, den er als den ihm zugedachten betrachtet und bis zum Schluss gehalten hat, schuf er sich eben jene Stellung, die als wichtige Einzelstellung nicht aus dem Gesamtbild der Zeit wegzudenken ist.

Nun noch ein Wort zum Dichter Ulrich Dürrenmatt. Nichts wäre verkehrter, als in seiner Lyrik den Niederschlag eines Willens sehen zu wollen, gleichsam in gereimter Form zu politisieren. Dichtung, Sprache und die Kunst des Formulierens haben schon den Schüler fasziniert, und die spielerische Freude am Vers stand seinem dichterischen Schaffen zu Gevatter. Sie wird am unmittelbarsten in den Dialektgedichten spürbar. Das guggisbergische Idiom hat er wahrhaft meisterhaft bewältigt.

Im übrigen ging es ihm wie Gotthelf: Ulrich Dürrenmatt trieb das Erlebnis der Not seiner Zeit zum dichterischen Gestalten. Weil aber die Politik sein Lebenselement war, ergoss sich der politische Geist in seine Verse. Beginnend mit der Travestie, griff er mit dem Versmass und dem Reim in das Zeitgeschehen ein. Der Franzose Béranger war sein Lehrmeister gewesen. Im wöchentlichen Titelgedicht — links und rechts vom Zeitungsartikel gedruckt — schuf er sich eine Ausdrucksform, auf die schliesslich jede Woche zehntausend Leser, die Abonnenten und die Käufer der Buchsi-Zeitung, warteten. Ueber 2500 Gedichte entstanden auf diese Weise, und sie machten das grosse oberaargauische Dorf Herzogenbuchsee, mit seinen vielseitigen Bezügen zum literarischen und künstlerischen Leben der Schweiz,

nun auch zu einem politisch-literarischen Begriff, zur Freude der einen, zum Leidwesen der andern.

Heute hat sich der Graben der Meinungsgegensätze über ihm geschlossen. Hüben und drüben ist das Lachen echt und befreiend ob der Treffsicherheit seiner helvetischen Selbstkritik, aber auch die Zustimmung zu jenen seiner Gedichte, die ein tiefes lyrisches Erleben verraten.

Peter Dürrenmatt

FELIX ANDEREGG

Ein Pionier der oberaargauischen und der schweizerischen Landwirtschaft
1834—1911

Im Jahrbuch für Geschichte und Heimatkunde sollen auch Lebensbilder von Personen geboten werden, die sich um die Geschichtsforschung der Heimat und um die Hebung der wirtschaftlichen Entwicklung des Oberaargaus verdient gemacht haben. Unter diesen ist Felix Anderegg, als grosser Förderer der Landwirtschaft des Oberaargaus und der Schweiz, an erster Stelle zu nennen.

Jugend und Lehrjahre

Felix Anderegg, gebürtig aus Rumisberg, wurde am 21. Juni 1834 in Röthenbach bei Herzogenbuchsee, als zweiter Sohn des Samuel und der Anna Anderegg-Kilchenmann, geboren, und am 29. Juni des gleichen Jahres in der Kirche zu Herzogenbuchsee getauft. Die Andereggs von Rumisberg gehören zu den ältesten Bauerngeschlechtern des Oberaargaus.

Felix Anderegg besuchte die Schulen seines Geburtsortes und wurde am Palmsonntag 1850 in Herzogenbuchsee von Pfarrer G. Howald konfirmiert. Dem landwirtschaftlichen Studium obzuliegen, war ihm versagt; gab es doch damals noch keine staatliche landwirtschaftliche Schule. Erst 1853 wurde als erste in der Schweiz die landwirtschaftliche Schule Strickhof bei Zürich eröffnet und 1860 die landwirtschaftliche Schule Rütti bei Zollikofen.

Mangels einer landwirtschaftlichen Ausbildungsmöglichkeit trat Anderegg 1851 in das bernische Lehrerseminar in Münchenbuchsee ein. Im Seminar war er bald der Lieblingsschüler seines Seminardirektors, des Appenzellers J. Grundholzer. Die damalige politisch bewegte Zeit hatte sich auch auf die Seminarleitung ausgewirkt. Auf Antrag des konservativen Unterrichtsdirektors Mochard wurde der Seminardirektor Grundholzer entlassen. Zur Patentprüfung im Jahre 1852 waren bloss 12 Zöglinge zugelassen. Der

18jährige Felix Anderegg bestand als zweitbester die Prüfung und erhielt das Patent als bernischer Volksschullehrer. Er kehrte in seinen Geburtsort Röthenbach zurück, wo er als Nachfolger seines Vaters, der neben der Schule ein Bauernheimwesen betrieb, zum Lehrer gewählt wurde. Zwischen den Schulstunden lag er eifrig dem Studium der Naturwissenschaften ob und wandte sein Interesse vor allem den damaligen Nöten der Landwirtschaft zu. Sein Studium galt besonders den landwirtschaftlichen Schriften der Berner Oekonomen des 18. Jahrhunderts: Johann Rudolf Tschiffeli, Samuel Engel und Philipp Emanuel von Fellenberg sowie des deutschen Agrarwissenschaftlers Albrecht Taer. Mächtigen Eindruck machten auf den jungen Volksschullehrer und Landwirtschaftsbeflissenen die für die damalige Zeit epochemachenden Untersuchungsergebnisse der deutschen bzw. österreichischen Forscher Justus von Liebig über die Theorie von den mineralischen Nährstoffen, und Johann Gregor Mendels Entdeckungen auf dem Gebiete der Vererbung in der Pflanzen- und Tierwelt. Beide schufen die bis jetzt fehlenden Grundlagen für eine grundlegende Umstellung des Ackerbaues und der Viehhaltung. Anderegg erprobte die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse praktisch auf dem väterlichen Gute.

Im Jahre 1854 trat er als Mitglied des von Jakob Käser in Melchnau im Jahre 1837 gegründeten ökonomisch-gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus bei, wo er bald durch seine landwirtschaftlichen Kenntnisse, Vorträge und Anregungen die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenkte.

Nach zwölfjähriger Tätigkeit als Volksschullehrer in Röthenbach trat Felix Anderegg um 1864 in den Dienst von Nationalrat Friedrich Born, Herzogenbuchsee, mit dem er befreundet war. Mit dem grossen Fabrikationsgeschäft der Firma Born war ein grosser Landwirtschaftsbetrieb und eine Mühle verbunden. Anderegg verschaffte sich u. a. einen gründlichen Einblick in die Buchhaltung des grossen Geschäftsbetriebes, wobei ihm später die hier gewonnenen buchhalterischen Kenntnisse bei der Herausgabe einer Anleitung für die Buchführung für Landwirte zustatten kamen. Sein Förderer und Gönner Born hatte ihm auch die Leitung der von Born in Wanzwil gegründeten Fabrikschule übertragen. Die wenigen Schulstunden, die Anderegg an der Fabrikschule Borns in Wanzwil zu erteilen hatte, ermöglichten ihm, noch intensiver seinen Privatstudien obzuliegen und sich schriftstellerisch mit Zeitproblemen der Landwirtschaft zu beschäftigen. So verfasste er bereits 1868 eine «Anleitung zur Gründung von Ortsviehversicherungskassen mit Einschluss der bezüglichen Buchführung». Zur gleichen

Zeit gelangten unter der Leitung Andereggs die ersten Baumwinterkurse in Wanzwil (die ersten in der Schweiz) zur Durchführung, für die er ein Manuskript «Lehrbuch für den Obstbau» verfasst hatte.

Im Jahre 1872 erschien seine Schrift: «Buchführung für den kleinen und mittleren Landwirt», herausgegeben im Auftrage des 1863 gegründeten «Schweizerischen landwirtschaftlichen Vereins». Zahlreich sind die Aufsätze aus der Feder Andereggs in den Jahren 1860—1870 über landwirtschaftliche Fragen in den oberaargauischen Zeitungen: «Berner Volkszeitung», Herzogenbuchsee, «Oberaargauer», Langenthal, und «Unteremmenthaler», Huttwil.

Von seinem umfassenden Wissen zeugt auch die 1872 erschienene Schrift: «Leitfaden der Physik für Fortbildungsschulen», die längere Zeit von der bernischen Unterrichtsdirektion als obligatorisches Lehrmittel erklärt worden war.

In Wanzwil begann Anderegg u. a. auch seine Tätigkeit als landwirtschaftlicher Wanderlehrer. Anderegg leitete in Wanzwil einige Jahre die im Einverständnis mit dem ökonomisch-gemeinnützigen Verein des Oberaargaus gegründete erste schweizerische landwirtschaftliche Winterschule und 1872 und 1874 zwei zehnwöchige landwirtschaftliche Kurse in Burgdorf. Die 1866 in Wanzwil gegründete landwirtschaftliche Wochengesellschaft ist ebenfalls sein Werk. Im Schosse dieser Gesellschaft wurden in Wanzwil, unter Leitung Andereggs, die ersten Versuche mit künstlichen Düngemitteln in der Schweiz durchgeführt. Diese Gesellschaft beschäftigte sich auf Anregung Andereggs auch mit folgenden, damals aktuellen landwirtschaftlichen Fragen: Anbau von Hilfsfuttermitteln und Kunstfutter, rationelle Haltung der Zuchtstiere, Viehversicherungskassen, gemeinschaftlicher Bezug landwirtschaftlicher Dünge- und Futtermitteln, Obstbäumen, Edelreiser, Gemüsesamen, Anschaffung einer gemeinsamen Lastwaage, Gründung einer Bibliothek, Errichtung eines landwirtschaftlichen Versuchsfeldes für die Erprobung des Anbaues neuer Kulturpflanzen in Form von Schulgärten. Felix Anderegg ist, was bisher in der landwirtschaftlichen Literatur zu wenig hervorgehoben worden ist, der Begründer des landwirtschaftlichen Wanderlehrertums und des Kurswesens in der Schweiz. Während zwei Perioden besorgte er auch das Sekretariat des Oekonomischen und gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus. Er ist einer der hervorragendsten Vertreter dieses Vereins in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Gross sind seine Verdienste um die Hebung der Landwirtschaft des Oberaargaus. Mit treffen-

den Worten werden diese Verdienste in der ausgezeichneten Jubiläumsschrift des Oekonomisch-gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus vom Jahre 1937 von dem bestausgewiesenen Historiker des Oberaargaus, J. R. Meyer, Langenthal, gewürdigt[1]: «Der Verein darf auf Felix Anderegg, der ja sozusagen aus seinen Reihen hervorgegangen ist, stolz sein. In dieser selbstlosen Persönlichkeit waren die besten gemeinnützigen Absichten des Vereins wirkungskräftig zusammengedrängt, und durch sie bekommen Kräfte, die auf dem Arbeitsgebiet des Vereins, auf unserer Scholle, erwuchsen, vielseitigen und bedeutenden Einfluss auf die gesamtschweizerische Landwirtschaft.»

Anderegg als Professor für Landwirtschaft an der Kantonsschule in Chur

Die vielseitige Tätigkeit Felix Andereggs in der «Landwirtschaftlichen Wochengesellschaft Wanzwil» und als Mitglied des Oekonomisch-gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus sowie als landwirtschaftlicher Schriftsteller und Wanderlehrer in den sechziger Jahren hatten allgemein Anerkennung gefunden. Auf sein Wirken wurde besonders der Kleine Rat des Kantons Graubünden aufmerksam.

Als der um die schweizerische Landwirtschaft hochverdiente Pfarrer Rudolf Schutzmann vom Lehramte für Landwirtschaft an der Bündnerischen Kantonsschule 1874 zurücktrat, wurde Felix Anderegg auf dem Berufungswege unter Verleihung des Professorentitels zu dessen Nachfolger ernannt. Neben dem Fachunterricht, den er an der Kantonsschule zu erteilen hatte, leitete er ein von ihm nach neuestem System eingerichtetes, 36 Aren umfassendes kantonales Versuchsfeld, auf dem Düngungsversuche und der Anbau landwirtschaftlicher Nutzpflanzen erprobt wurden. In den langen Sommerferien wirkte er zudem als landwirtschaftlicher Wanderlehrer und als Kursleiter.

In den Jahren 1874—1883 hielt er gegen 400 Vorträge und leitete 21 Kurse in den verschiedenen Talschaften des Kantons Graubünden. Oft nahmen ihn auch nachbarliche Landschaften des Kantons St. Gallen als Wanderlehrer und Kursleiter in Anspruch. Die Familie von Planta-Alexandrien errichtete auf seine Anregung eine Dienstbotenschule «Marthastift», die erste derartige Institution in der Schweiz. Anderegg stellte für diese Schule alle Reglemente und Ordnungen auf und erteilte selbst auch Unterricht. 1877 gründete er das «Volkswirtschaftliche Blatt» des Kantons Graubünden

und führte die Redaktion desselben bis 1883. Von 1874 bis 1878 besorgte er für den Kleinen Rat des Kantons Graubünden das Sekretariat der «Volkswirtschaftlichen Kommission». Ein Hauptanliegen Andereggs war besonders die Hebung und Verbesserung der bündnerischen Alpwirtschaft. Durch die vielen von ihm durchgeführten Alpinspektionen im Kanton Graubünden ist er besonders bei den Berglern zu hohem Ansehen gelangt. Die Gemeinde Ardez wollte ihn aus Dankbarkeit für seine Verdienste um den Kanton zum Ehrenbürger (unter der Bedingung des Verzichtes auf das alte Bürgerrecht) machen; er aber lehnte diese Auszeichnung ab, hing er doch zu sehr an seinem angestammten Rumisberger-Bürgerrecht.

In die Bündnerzeit fällt auch die Studienreise Felix Andereggs in die süddeutschen Staaten, um das dortige landwirtschaftliche Bildungswesen, die Organisation der Fachvereine und den Betrieb grosser Gutsbetriebe zu studieren, worüber in der Schweizerischen landwirtschaftlichen Zeitschrift (Heft 11 und 12 des Jahres 1872) ein ausführlicher Bericht erschienen ist.

Die Behörden des Kantons und die führenden landwirtschaftlichen Kreise liessen Felix Anderegg 1883, nachdem er zum Generalsekretär des Schweizerischen Landwirtschaftlichen Vereins, mit Sitz in Zürich, gewählt worden war, nur ungern ziehen.

Felix Anderegg als Generalsekretär des Schweizerischen Landwirtschaftlichen Vereins

Die Wahl zum Sekretär des Schweizerischen Landwirtschaftlichen Vereins im Jahre 1882, mit Sitz in Zürich, bildet die dritte Etappe im Leben Felex Andereggs. Eine grosse Arbeitslast war mit diesem Stellenwechsel verbunden. Zunächst galt es, das Sekretariat des 1863 gegründeten Vereins neu zu organisieren. Gleichzeitig fiel in seinen Aufgabenkreis die Redaktion der schweizerischen landwirtschaftlichen Zeitschrift, der sogenannten «Grünen». Zu seinen Aufgaben gehörte auch die Ausarbeitung von Vorschlägen für die Verbesserung der schweizerischen Landwirtschaft, wie Eingaben an Behörden, Durchführung von Enquetten usw. Als aber das Sekretariat des Vereins 1885 infolge Wechsels des Präsidenten nach Bern verlegt und ein gedeihliches Zusammenarbeiten mit dem neuen Präsidenten sich als unmöglich erwies, trat Felix Anderegg als Generalsekretär zurück, um in Bern in seinem schönen Heim neben der Johanneskirche als landwirtschaftlicher Schriftsteller, als Wan-

derlehrer und als Berater von Behörden und Privaten in landwirtschaftlichen Fragen weiter zu wirken.

Felix Anderegg als landwirtschaftlicher Schriftsteller, als Wanderlehrer und als Berater von Behörden und Privaten in landwirtschaftlichen Fragen in Bern

In seiner vierten Lebensetappe entwickelt sich Felix Anderegg zum eigentlichen Pionier der schweizerischen Land- und Volkswirtschaft. Erstreckt sich doch seine Tätigkeit auf nahezu alle Gebiete unserer Land- und Volkswirtschaft.

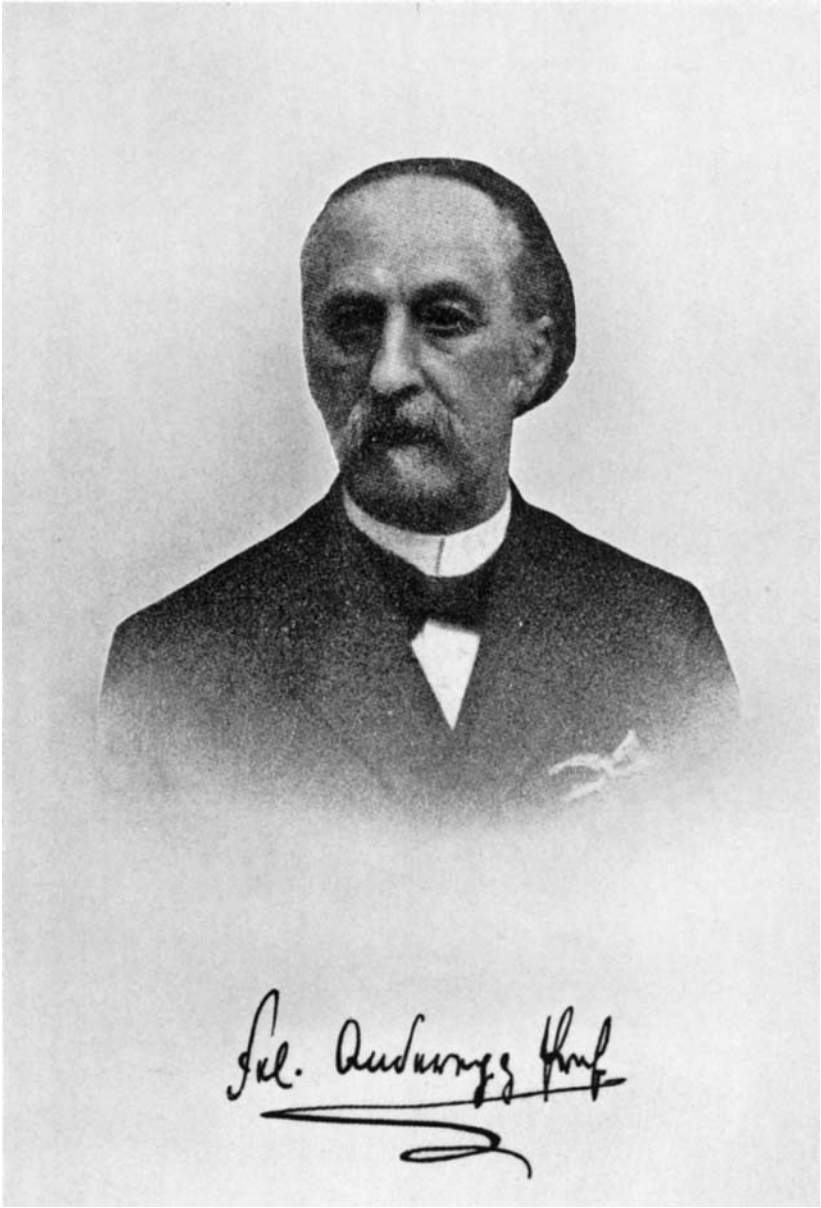
In das Jahr 1890 fallen Andereggs Studienreisen nach Norddeutschland, Schleswig-Holstein, Dänemark und Schweden. 1892 besuchte er im Auftrage der ungarischen Regierung die Land- und Alpwirtschaftsgebiete in den Karpathen und unterbreitete ihr seine Vorschläge über allfällige Verbesserungen.

An den landwirtschaftlichen Ausstellungen in Luzern (1881), Bern (1895) und Frauenfeld (1903) wirkte Anderegg als offizieller Preisrichter. An der ersten schweizerischen Landesausstellung in Zürich (1883) war ihm die ganze Organisation der landwirtschaftlichen Abteilung übertragen worden. Im Jahre 1885 wurde er vom Ausstellungskomitee als Preisrichter der «Internationalen Tierausstellung in Hamburg» ernannt, wobei Anderegg dafür sorgte, dass das Schweizervieh zur richtigen Anerkennung kam.

Auf die Anregung Felix Andereggs ist die Errichtung eines speziellen Geschäftszweiges «Landwirtschaft» in der Bundesverwaltung im Jahre 1879 zurückzuführen. Ebenfalls als weitere Frucht seines Wirkens die Schaffung ständiger Kredite zur Förderung der Landwirtschaft durch den Bundesratsbeschluss vom 27. Juni 1884, revidiert und zu einem Bundesbeschluss erhoben am 22. Dezember 1893. Anderegg hatte sich auch erfolgreich für die Schaffung einer besonderen Abteilung «Landwirtschaft» im Eidg. Volkswirtschaftsdepartement verwendet, die dann auch 1883 geschaffen worden ist.

Als das Futternotjahr 1893 eine ausserordentliche Staatshilfe erforderte, verwies Felix Anderegg die Bauern auch auf die Selbsthilfe, und er gab für die Landwirte eine «Anleitung zum Anbau von Hilfsfutterpflanzen» heraus.

Besondere Verdienste erwarb sich Professor Anderegg in den achtziger Jahren um den Ausbau der schweizerischen Agrar- und Alpstatistik. Die II.



Felix Anderegg 1834 — 1911

schweizerische Alpstatistik gelangte im Mai 1887 auf seine Anregung zur Durchführung. In verschiedenen Aufsätzen und Schriften, so in «Die Hebung der schweizerischen Landeskultur durch den Bund und die Förderung der schweizerischen Alpwirtschaft durch Bund und Kantone» forderte Felix Anderegg den Ausbau der Agrargesetzgebung.

Seine besondere Aufmerksamkeit schenkte Felix Anderegg dem Problem der Ausbildung unserer bäuerlichen Hausfrauen (vergleiche seine Schrift «Haushaltungslehre in 12 Briefen», Chur 1882).

Auf die Tätigkeit Andereggs geht auch die Gründung des «Verbandes bernischer landwirtschaftlicher Genossenschaften und benachbarter Kantone» zurück (1888). Anderegg hat für diesen Verband auch die ersten Statuten ausgearbeitet, nach denen sich der Ankauf ausschliesslich auf die Bedarfsartikel der Landwirtschaft beschränken sollte. Anderegg wollte damit nach der Devise «Leben und leben lassen» eine Konkurrenzierung der Kleinkrämer, die gute Abnehmer landwirtschaftlicher Produkte sind, verhindern. Nach den Andereggschen Statuten sollte ferner immer Rücksicht auf die Produktion einer zur Erzeugung von Prima-Exportkäse tauglicher Käsereimilch genommen und nicht bloss nach grossem Geschäftsverkehr des Verbandes getrachtet werden.

Im Anschluss an die schweizerische Landesausstellung in Zürich (1883) forderte Felix Anderegg in der Presse die Einführung einer Bauberatung für landwirtschaftliche Kreise und die Herausgabe von Musterplänen. Nach dem ersten Weltkrieg wurde in Brugg die von Anderegg geforderte Bauberatungsstelle als besondere Abteilung des Bauernsekretariates errichtet.

Ein weiteres landwirtschaftliches Problem, mit dem sich Anderegg als einer der ersten beschäftigte, war die Gewinnung von neuem Kulturland durch Flusskorrektionen und Bodenmeliorationen. Zu diesem Zwecke regte er die Errichtung einer kulturtechnischen Abteilung an der Polytechnischen Schule (ETH) in Zürich, zur Ausbildung von Kulturingenieuren, an. Eine solche Abteilung wurde 1886 errichtet, so dass in den Kantonen bald kulturtechnische Büros zur fachmännischen Begutachtung von Meliorationsprojekten und zur Beaufsichtigung der Durchführung geschaffen werden konnten. 1900 regte er eine ähnliche Stelle im Eidg. Volkswirtschaftsdepartement an, die aber erst 1918 geschaffen worden ist.

Für die intensive Bodenkultur des schweizerischen Flachlandes wurde in den achtziger Jahren die Kunstdüngerzufuhr von grosser Bedeutung. Als neues Düngemittel machte Professor Anderegg in der landwirtschaftlichen

Fachpresse 1885/86 die Thomasschlacke in der Schweiz bekannt, nachdem er die Erfolge mit derselben auf den Versuchsfeldern der Bremer Moorkulturstation persönlich wahrgenommen hatte. Die ersten Düngungsversuche mit Kalisalzen auf Wiesen in der Schweiz hatte er schon 1866 in Wanzwil durchgeführt.

Nach Eingang der Schweizerischen Milchwirtschaftsversuchsstation in Lausanne machte Anderegg die Anregung zur Gründung eines derartigen landwirtschaftlichen Institutes durch den Bund. Dies hatte 1887 eine Motion im Nationalrat zur Folge, worauf die Bundesbehörden den grundsätzlichen Beschluss für die Errichtung einer solchen Anstalt fassten. Die Anregung Andereggs wurde erst 1898 durch Errichtung der Schweizerischen Versuchsanstalt im Liebefeld verwirklicht, an die auch das seinerzeit von der Berner Regierung errichtete milchwirtschaftlich-bakteriologische Institut in Bern überging.

Professor Andereggs Wirken erstreckte sich auch auf die schon damals brennende Frage der Bodenverschuldung, wobei er sich besonders für eine Reorganisation des Bürgschaftswesens einsetzte. Seine Vorschläge für die Behebung der Ueberschuldung in der Landwirtschaft hatten grosse Beachtung gefunden.

Für die Bergbauernhilfe empfahl Anderegg die Einführung neuer Hausindustrien.

Seine Weggenossen in Wanzwil hatte Anderegg auch in seinen Bernerjahren nicht vergessen. Als 1888 im Oberaargau ein Orkan zahlreiche Obstbäume entwurzelte, bildete und präsidierte er in Bern ein Hilfskomitee, und es konnten den Gemeinden beträchtliche Geldmittel für die Behebung der Schäden und die Neuanpflanzungen überwiesen werden.

Zur Förderung des Obst- und Weinbaues entstand in der deutschen Schweiz nach dem von Anderegg ausgearbeiteten Programm vom 20. März 1886 als internationale Institution die mit einer Versuchsstation verbundene schweizerische Obst- und Weinbauschule in Wädenswil, die nach der Uebernahme der Abteilung Versuchswesen auf 1. August 1914 durch den Bund, infolge ungenügender Finanzierung, aufgegeben wurde.

Durch die Entwicklung der Schweiz zum Industriestaat hatte der Tabakkonsum stark zugenommen. Dies veranlasste Prof. Anderegg, eine leichtfassliche Anleitung zum Anbau und zur Behandlung von Tabak herauszugeben. Seine Schrift veranlasste die am Tabakbau interessierten Kreise in den Kantonen Aargau, Thurgau und Baselland, dem Tabakbau durch kantonale

Genossenschaften eine grössere Bedeutung zu geben (Aargauische Tabakgenossenschaft, gegründet 1880, Thurgauische 1883, Basellandschaftliche 1885).

Im bernischen Seeland wurde auf die Bemühungen von Prof. Anderegg für eine verbesserte Wirtschaftsform des entwässerten Bodens, anfangs der neunziger Jahre der Zuckerrübenanbau eingeführt.

Felix Anderegg löste die vom Schweizerischen Landwirtschaftsdepartement am 14. Dezember 1898 ausgeschriebene Preisfrage über die einheitliche Buchführung der Viehversicherungsgenossenschaften. Die preisgekrönte Arbeit erschien in der Zeitschrift für schweizerische Statistik (1900).

Dank den Bemühungen Prof. Andereggs sind für das Simmenthaler-, als auch für das Schwyzerbraunvieh in den achtziger und neunziger Jahren neue Absatzgebiete im Ausland, vor allem in Ungarn, erschlossen worden.

Durch seine Schrift «Die Schweizer Ziege» (1887) erwirkte Anderegg für die Schweiz einen Zuchtziegenexport. Zum Export sind besonders Tiere der Saanen-, Toggenburger- und Appenzeller-Ziegenrassen gelangt, die zu schönen Preisen abgesetzt werden konnten und zu einer willkommenen Verbesserung der sozialen Lage der Ziegenhalter beigetragen hatten. In Würdigung der durch die Ziegenausfuhr in das schweizerische Flachland und in ausländische Staaten eröffneten Verdienstquelle für das Obersimmenthal und Saanen, schloss die Volksdichterin Cäcilia Imobersteg-Weissmüller (gestorben 1924 in Saanen) den von ihr verfassten «Simmenthaler-Geissreihen» mit der Strophe:

Hoch lat de d'geisse lebe,
u d'Geisszucht o d'rnebe,
u wer se unterstützt!
Es heisst, e Herr Professer,
der b'chenni settige besser:
Der, wo dem Gsamtwohl nützt.

Professor Anderegg wandte sein vielseitiges landwirtschaftliches Wirken in Wort und Schrift auch der besseren Ausbildung der Käser zu, in welcher er das beste Mittel zur Begegnung der Auslandskonkurrenz erblickte. Der Regierungsrat des Kantons St. Gallen nahm die Angelegenheit zuerst an die Hand und eröffnete 1886 in Sornthal die erste schweizerische Molkereischule, für die Anderegg im Auftrage der Regierung das Organisationsreglement aufgestellt hatte.

1887 wurde die bernische Molkereischule Rütti auf direkte Initiative von Prof. Anderegg hin errichtet. Anderegg hatte die Eingabe an den Berner Grossen Rat vom 10. Dezember 1886 verfasst. Während dem Provisorium leitete Anderegg selbst die Molkereischule, um dem Bernervolk zu zeigen, «was werden soll». Auf Grund seiner reichen Erfahrungen im milchwirtschaftlichen Gebiete hatte er auch ein Lehrbuch «Die Schule des Schweizerkäsers», 1. Auflage 1889, 2. Auflage 1893, verfasst.

1890 entstand in Hasle-Goldbach auf Anregung Andereggs der erste schweizerische Molkereigenossenschaftsverband. Anderegg ist auch der Begründer des sogenannten pädagogischen Vogelschutzes.

Im Zeitraum 1855 bis zu seinem Tode, im Jahre 1911, hielt Felix Anderegg gegen 600 land- und volkswirtschaftliche Vorträge und hatte 85 Alpinspektionen (davon 30 im Ausland) durchgeführt.

Ein Verzeichnis der wichtigsten Veröffentlichungen findet sich im Anhang des Lebensbildes.

Schlussbetrachtungen

Politisch trat Felix Anderegg nicht hervor. Er war für einen gesunden Fortschritt, was besonders aus seiner Schrift «Sozialpolitische Streiflichter» klar und unzweideutig zu erkennen ist. Einmal wurde er ohne Vorwissen im Berner Grossrat als Ständerat vorgeschlagen und beinahe gewählt. Verschiedene Kandidaturen für Grossrat und Nationalrat, die ihm angetragen worden waren, hatte er abgelehnt (vergl. «Berner Tagblatt» 1899, Nr. 503, «Berner Volkszeitung», 1901, Nr. 99, «Oberaargauer Tagblatt», 1902, Nr. 246). Er wirkte dagegen für eine bessere Vertretung der Bauernsame in den eidgenössischen Parlamenten.

Seine, in den Dienst der Landwirtschaft gestellte vielseitige Tätigkeit fand die gebührende Anerkennung sowohl in der Schweiz, als auch im Ausland. So war er Ehrenmitglied der Bernischen Ökonomischen Gesellschaft, des Oekonomisch-gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus, des Lehrerkollegiums von Holland und des ungarischen Landeskultur Vereins. Unter anderem ehrte ihn Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha mit der Verleihung des Ordens für Kunst und Wissenschaft.

Eine grosse Freude bereitete Felix Anderegg indes die Ehrung durch seine engern Landsleute in Wanzwil, die ihm, anlässlich der Stiftungs- und Jubiläumsfeier der von ihm und Johannes Bösiger gegründeten landwirt-

schaftlichen Genossenschaft am 16. Juni 1899, eine goldene Uhr mit der Gravur überreichten:

«Dem hervorragenden Förderer der Landwirtschaft,
Professor Felix Anderegg, von seinen dankbaren
Oberaargauern gewidmet, 1866—1899.»

Der Zeitgenosse Felix Andereggs, Nationalrat Ulrich Dürrenmatt, widmete ihm anlässlich der Stiftungsfeier zu Wanzwil folgendes Gedicht (abgedruckt in der Berner Zeitung «Bauernstube» Nr. 29 vom 19. Juli 1899):

Ihr werten Freund und Gäste,
mir lässt am Stiftungsfeste
die Leyer keine Ruh —
Dem werten Jubilaren,
so jung in grauen Haaren,
trink ich Gesundheit zu!!

Dem ersten Wanderlehrer,
Kenntnis- und Wohlstandsmehrer,
der seiner selbst vergass,
um unserm Volk zu nützen,
den Bauernstand zu schützen —
Ihm gilt dies erste Glas!!

Kein Geringerer als der schweizerische Bauernsekretär, Prof. Dr. E. Laur, hat Anderegg die Verdienste um die Hebung und Förderung der schweizerischen Landwirtschaft anerkannt, wie aus einem Briefe Professor Laurs vom 25. Mai 1900 an Felix Anderegg zu entnehmen ist. «Sie sind im Dienste unserer Landwirtschaft alt und grau geworden. Ihr Name hat im ganzen Schweizerlande einen guten Klang; in jeder Landsgemeinde findet man Ihre zahlreichen literarischen Arbeiten.» Laur testiert Anderegg, der damals die Zolltarifpolitik Laurs nicht teilte, dass Anderegg «ein ganzes Leben am Wohle des Bauernstandes mitgearbeitet habe».

Am 8. Mai 1911 erlitt Felix Anderegg eine Magenblutung, die unerwartet und plötzlich seinem arbeitsreichen Leben ein Ende bereitete. Gross war im In- und Ausland die Teilnahme an seinem Hinschied. Die Tageszeitungen und die landwirtschaftliche Fachpresse haben Felix Anderegg ergreifende Nachrufe gewidmet und seine grossen Verdienste um die Förde-

rung der Landwirtschaft hervorgehoben. Ueber Felix Anderegg heisst es in einem Nekrolog der «Wiener landwirtschaftlichen Zeitung» Nr. 42 vom 27. Mai 1911 u. a.: «Die schweizerische Landwirtschaft hat durch das Ableben von Professor Felix Anderegg, der am 8. Mai 1911 im Alter von beinahe 77 Jahren verschied, einen ihrer eifrigsten und verdienstvollsten Förderer verloren. Es gibt in der Schweiz kaum eine Institution, die in den letzten Jahrzehnten zur Hebung der dortigen Landwirtschaft ins Leben gerufen wurde, an deren Schaffung der Verstorbene nicht tätigen Anteil genommen hätte, oder wozu von ihm nicht die Anregung ausgegangen wäre ...»

Zur 100. Wiederkehr des Geburtstages Felix Andereggs ist in einem Artikel der «Neuen Berner Zeitung» vom 21. Juni 1934 u. a. zu lesen:

«Unter den Pionieren, die der engere Oberaargau der ganzen schweizerischen Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts stellte, ist Professor Felix Anderegg der bedeutendste. — Der schweizerischen Landwirtschaft war er zweifellos einer der eifrigsten und verdienstvollsten Förderer des Wander-, Winterschul- und Genossenschaftswesens. Seinem geliebten Wanzwil hielt er jahrzehntelang Treue.» Hans Freudiger

Benützte Quellen

[1] Veröffentlichungen von Felix Anderegg (siehe Anhang).

[2] J. R. Meyer, Jubiläumsschrift des ökonomischen und gemeinnützigen Vereins des Oberaargaus, 1937.

[3] Hermann Wahlen, Der landwirtschaftliche Bildungsgedanke in der Schweiz, 1943.

[4] Aufzeichnungen von Dr. Ernst und Dr. Hans Anderegg, Anderegg-Buch, 1934, sowie persönliche Erinnerungen des Verfassers an Felix Anderegg.

Anhang

(Verzeichnis der wichtigsten Werke, Abhandlungen usw. von Felix Anderegg.)

[1] Der rationelle Wiesenbau in Gebirgsgegenden, Stuttgart 1879.

[2] Landwirtschaftliche Gespräche, Chur 1882.

[3] Anlage rationeller Düngerstätten, Aarau 1884.

[4] Die Bedeutung der Molkereischule für den Kanton Bern, Bern 1886.

[5] Neubearbeitung der 8. Auflage von Dr. Fr. Tschudies landwirtschaftlichem Lehrbuch, Frauenfeld 1887.

[6] Die Strassenpflanzungen im Kanton Bern, Bern 1887.

[7] Die Schweizer Ziegen, Bern 1887.

[8] Aufruf zur Zeichnung von Aktien für die erste schweizerische Zuckerfabrik im Seetal, 1887.

[9] Der Erfindungsschutz in seinen Beziehungen zur Landwirtschaft, Bern 1888.

[10] Das Dörren von Obst und Gemüse, Bern 1888.

[11] Die Fortschritte des milchwirtschaftlichen Bildungswesens, Internationaler Kongress in Wien, 1890.

[12] Sozialpolitische Streiflichter für den Schweizerbauer, Bern 1892.

[13] Das schweizerische Braun- und Fleckvieh, Bern 1892.

[14] Bilder aus dem schweizerischen Bauern- und Aelplerleben, Bern 1893.

[15] Die Futtergehaltstabellen im Dienste der praktischen Landwirte, Bern 1894.

[16] Kulturanweisung für die wichtigsten Futterpflanzen, Bern 1894.

[17] Die Schule des Schweizerbauers, Bern 1893.

[18] Geschichte der Milchwirtschaft, Zürich 1894.

[19] Illustriertes Lehrbuch für die gesamte Schweiz. Alpwirtschaft, 3 Bd., Bern 1897.

[20] Bibliographie der schweizerischen Landeskunde: Die Literatur über die Landwirtschaft, 5 Abteilungen, Bern, 1895 (mit Dr. Ernst Anderegg).

[21] Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Schmalviehhaltung, Bern 1897,

[22] Sammlung freier Vorträge zur Hebung der schweizerischen Landwirtschaft und zur Kenntnis der schweizerischen landwirtschaftlichen Kulturzustände im 19. Jahrhundert, 12 Hefte und 2 Druckbogen, Bern 1901 und 1902.

[23] Die Buchführung der schweizerischen Viehversicherungen, Bern 1900.

[24] Die Hebung der schweizerischen Landeskultur durch den Bund und die Förderung der schweizerischen Alpwirtschaft durch Bund und Kantone, 1874 bis 1898, Bern 1900.

[25] Die verschiedenen Feldsysteme in der schweizerischen Landwirtschaft, Reichesberg, Handwörterbuch, 1902/03.

[26] Die sozialpolitischen Verhältnisse für die Ziegenhaltung in der Schweiz, Bern 1904.

[27] Feldgemeinschaft, Feldpolizei, Feldwirtschaft, Handwörterbuch der schweizerischen Volkswirtschaft, Bern 1909.

[28] Das eidg. Subventionswesen für die schweizerische Landwirtschaft, 1874 bis 1900, Bern 1901.

[29] Das Landwirtschaftliche Versuchs- und Unterrichtswesen im 19. Jahrhundert, Bern 1901.

[30] Die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Berggegenden, Bern 1901.

[31] Die Heranbildung bäuerlicher Hausfrauen und Dienstboten, Bern 1901.

[32] Die schweizerische Rindviehzucht und -haltung im 19. Jahrhundert, Bern 1902.

[33] Die sozialökonomische Lage der schweizerischen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert, Bern 1902.

[34] Dr. Albrecht von Hallers Bedeutung für die schweizerische Landwirtschaft. Ein Beitrag zur Agrargeschichte der Schweiz, Bern 1903.

DIE FÖRDERUNG DER LANDWIRTSCHAFT IM OBERAARGAU IM LAUFE DER ZEITEN

Unsere heutige Landwirtschaft ist das Ergebnis einer sehr langen Entwicklung. Diese war nicht stetig und gleichlaufend. Es kamen auch Rückschläge vor. Von Zeit zu Zeit kamen irgendwo her neue Kräfte und führten weiter. Wir möchten versuchen, dieses Aufsteigen von Stufe zu Stufe an unserer oberaargauischen Landwirtschaft darzustellen.

Die Anfänge

Der Oberaargau ist *uraltes Bauernland.* Schon die *Pfahlbauer,* 3000 bis 1800 v. Chr., die am Aeschi- und Inkwilersee, aber auch auf trockenem Land ihre Spuren hinterliessen, trieben Landwirtschaft. So wurde z. B. in Langenthal an der St.-Urban-Strasse eine «Pfahlbauermühle», bestehend aus einem Läufer und einem Reibstein, gefunden, in welcher Getreidekörner zerrieben wurden. Wo Getreide gerieben wird, muss es auch gepflanzt worden sein.

Wir wissen heute, dass diese Leute folgende *Kulturpflanzen* besassen: Zwergweizen, Einkorn, Emmer, sechszeilige und zweizeilige Gerste, Hirse, Erbsen, Linsen, Flachs. Diese Kulturpflanzen konnten durch Körnerfunde und Pollenanalysen nachgewiesen werden. Als *Haustiere* hatten sie Hunde, Schweine, Ziegen, Schafe, Rinder.[1]

Dieses Inventar lässt erkennen, dass es sich schon vor mehr als 4000 Jahren um eine vielseitige Landwirtschaft gehandelt hat.

In der auf die Pfahlbauer folgenden *Bronze- und Eisenzeit,* 1800 bis 58 v. Chr., scheint die Landwirtschaft keine grossen Fortschritte gemacht zu haneu auf. Gleichzeitig ist auch erstmals der Pflug nachgewiesen. Auch der rotierende Mahlstein zum Mahlen des Getreides ist eine Neuerwerbung dieser Zeit. An Haustieren erscheinen neu das Pferd und das Haushuhn.[2]

Einen wesentlichen Schritt vorwärts kam unsere Landwirtschaft durch die *Römer,* die von 58 v. Chr. bis ca. 400 unser Land ihrem Reich einverleibt hatten. Sie gründeten auf unserem Boden *Gutshöfe,* auf denen sie eine für damalige Zeit mustergültige Landwirtschaft betrieben. Solche Gutshöfe sind in unserer Gegend nachgewiesen oder werden auf Grund von entspre-

chenden Funden vermutet in Aeschi SO, Attiswil, Heimenhausen, Herzogenbuchsee, Langenthal (Waldhof), Leimiswil, Niederbipp, Roggwil (Mahlstein einer Getreidemühle), Steinhof SO, Wangen a. A., Wangenried, Wiedlisbach.[3]

Diese römischen Gutshöfe dienten als Musterbeispiele und färbten auf die übrige Bevölkerung ab, brachten also Neues. Sie verbesserten die *Viehzucht* durch Einführen leistungsfähigerer Rassen. Aus Funden geht hervor, dass sie auch den *Ackerbau,* besonders den *Getreidebau,* erheblich förderten; man nimmt an, um die Ernährung der im Lande stehenden römischen Truppen sicherzustellen. Auch im *Obst- und Weinbau* glaubt man Anzeichen gefunden zu haben, welche eine Verbesserung durch die Römer wahrscheinlich machen.[4]

Mit dem Eindringen der Alemannen und dem Auszug der Römer trat ein *Rückschlag* in der Landwirtschaft ein. Aus der ersten Zeit der neuen Einwanderer, von ca. 400 bis 800, haben wir wenig Einblick in die Verhältnisse der Landwirtschaft. Wahrscheinlich ging ein grosser Teil der «römischen Fortschritte» wieder verloren.

Der Gutshof des Klosters St. Gallen in Rohrbach[5]

Schon vor dem Jahr 800 bestand in Rohrbach eine Kirche, die dem Kloster St. Gallen gehörte. In unserer Gegend ansässig gewordene, Grund und Boden besitzende alemannische Grosse schenkten «zu ihrem Seelenheil» dem Kloster Güter. Solche werden gemeldet in Rohrbach, Sossau, Auswil, Madiswil, Kleindietwil, Leimiswil, Oeschenbach und Langenthal. In Rohrbach bestand ein Gutshof des Klosters, der von beträchtlicher Grösse gewesen sein muss.

Dass von diesem sanktgallischen Gutshof aus *landwirtschaftliche Pionierarbeit* geleistet wurde, schimmert aus einigen dieser alten Urkunden durch. So schenkte im Jahr 795 Heribold der Kirche zu Rohrbach seine Güter zu Madiswil mit Feldern, Wäldern, Wiesen, Weiden, Wassern, Wasserläufen, *mit bebautem und noch zu bebauendem Land.* Das «noch zu bebauende Land» wird also wohl erst durch den Gutshof urbar gemacht worden sein.

In einer andern Vergabung an die Kirche zu Rohrbach um ca. 820 wurden gewisse Bedingungen an die Schenkung geknüpft. Es heisst dort: «Wenn der Vorsteher des Klosters diesen Bedingungen widerspricht oder seine Zustimmung verweigert, sollen die Güter mit allen *Meliorationen* an die Schen-

ker zurückfallen.» Unter diesen Meliorationen kann doch nur verstanden werden, dass durch die Arbeit des Klosterhofes inzwischen auf den Gütern Verbesserungen durchgeführt worden seien.

Im Jahr 886 wurde, wiederum durch das Kloster St. Gallen und seinen Gutshof in Rohrbach die *erste Güterzusammenlegung* im Oberaargau durchgeführt. Es wurden Güter und Parzellen zu Leimiswil eingetauscht gegen solche zu Rumendingen und Oesch. Dieser Austausch erfolgte *«der Bequemlichkeit und des Nutzens wegen»,* also, um rationeller wirtschaften zu können.

Diese wenigen Hinweise, aus mehr als tausendjährigen Urkunden geschöpft, zeigen klar, dass vom Gutshof des Klosters St. Gallen in Rohrbach die damalige Landwirtschaft einen Auftrieb erhalten hat.

Das Kloster St. Urban und seine Gutshöfe

Das Cisterzienserkloster St. Urban wurde 1141 von den Adeligen des Oberaargaus gegründet und reich mit Ländereien beschenkt, um die «grauen Brüder» zum eigenen Landwirtschaftsbetrieb gemäss den Grundsätzen des Ordens anzuspornen.

K. Zollinger[6] schreibt dazu: «Der Cisterzienserorden war eine kirchliche Institution mit ausgeprägt wirtschaftlichen Zielen, was sich in den grossen kolonisatorischen Arbeiten zeigte, die durch denselben vorgenommen wurden. Dadurch wurde der Ausbau des Klosters St. Urban schon an sich ein Akt der Kolonisation, um so mehr, weil das anstossende und der Abtei zu eigen gehörende Land bei rationeller Bewirtschaftung Garantie bot für einen einigermassen günstigen Ertrag. Anderseits waren aber die Klosterinsassen selbst verpflichtet, entsprechend der benediktinischen Regel durch eigene Arbeit sich ihren Unterhalt zu verdienen. Mit ihrer Hände Fleiss betrieben die Patres von St. Urban die klösterliche Eigenwirtschaft, und zwar mit einer solchen Intensität, *dass füglich die gesamte Wiesenkultur des Langetentales als ihr Werk bezeichnet werden darf.* Es war in dieser Beziehung nicht nur idealer Sinn, der die Mönche von St. Urban leitete, sondern auch ein gutes Stück praktischer Erwägungen, die dahingingen, den *Bodenertrag zu steigern.*»

J. R. Meyer sagt[7]: «Diese Selbstbewirtschaftung entsprach der ursprünglichen Eigenart der Cisterziensermönche. Nicht bequemes Zinsennehmen von den Schupposen, die die Hörigen bebauen, sondern *selber Hand anlegen, Höfe gründen und sie bewirtschaften.*»

Solche Gutshöfe des Klosters St. Urban befanden sich in Roggwil, Sängi, Habkerig, Engelsbühl (an der Strasse von Obersteckholz nach Melchnau vor dem Rotwald) und in Schoren bei Langenthal. Später fanden die Mönche heraus, dass es angenehmer sei, von ihren Gütern nur Zinse zu nehmen, und sie verzichteten dann auf die Selbstbewirtschaftung.

In der damaligen Dreizelgenwirtschaft fehlte es an Futter für das Vieh, um genügend Mist als Dünger für die Aecker zu erzeugen. Es war deshalb ein *gewaltiger landwirtschaftlicher Fortschritt, dass die Mönche von St. Urban den Wässermattenbetrieb grosszügig ausbauten,* indem sie um 1240 den Kanal von der Mühle Langenthal bis in die Rot und das Wässergrabensystem schufen, um die grosse Ebene zwischen Langenthal und Roggwil bewässern zu können. Auch um Lotzwil baute St. Urban die Wässermattenwirtschaft aus durch Verhandlungen mit den Johannitern in Thunstetten.

Noch heute sind die Wässermatten der sichere Rückhalt für einen intensiven Ackerbau, indem sie den nötigen Hofdünger liefern.

Es können also keine Zweifel darüber bestehen, dass die oberaargauische Landwirtschaft durch die Mönche von St. Urban sehr stark gefördert worden ist. Die grossen Flächen Wässermatten, die eine (oft verkannte und ge schmähte) Eigenart unserer Gegend sind, gehen auf die «grauen Brüder» zurück.

Die Bauern werden frei und werden Besitzer des Bodens

Seit dem Jahr 1406, dem Kauf des Oberaargaus durch Bern, wurden die Bauern frei, zum Teil erst nach gelindem Druck durch die Obrigkeit. Bern hatte ein Interesse an freien Leuten, da es diese (und nur diese) zum Kriegsdienst aufbieten konnte (und es gedachte, davon Gebrauch zu machen).

Ums Jahr 1500 vollendete sich eine weitere Entwicklung, die für unsere Landwirtschaft von ausschlaggebender Bedeutung werden sollte. Diese Jahrhunderte dauernde Entwicklung führte die Bauern aus dem Stand der Leibeigenen und Hörigen in den Stand der Erblehenbauern. Damit wurden sie praktisch Besitzer des Bodens. Sie konnten ihn verkaufen und kaufen. Es entstanden grössere Bauerngüter und die ersten richtigen Bauernhäuser[8]. Auf diesen Gütern konnten nun die Bauern einen lebensfähigen, selbständigen landwirtschaftlichen Betrieb organisieren; sie konnten die persönliche Initiative entwickeln. Die Bauern kamen zu Geld und vermehrter Geltung.

In dieser Epoche wurden also die *eigentlichen Grundlagen für den Auf-*

stieg der Landwirtschaft geschaffen: Persönliche Freiheit und freies Verfügungsrecht über den Boden (noch mit Ausnahme des Flurzwanges).

Der Dreissigjährige Krieg[9]

Der Dreissigjährige Krieg, 1618—1648, war für die Landwirtschaft, auch im Oberaargau, ein *mächtiger Förderer.* Die Heere der protestantischen und katholischen Kriegführenden konnten sich aus dem verwüsteten Deutschland nicht mehr verproviantieren. Ihre Händler kauften in der Schweiz alles Brauchbare zu hohen Preisen zusammen. Die Preise für landwirtschaftliche Produkte stiegen in die Höhe, z. B. das Mass Kernen von 15 auf 22 Batzen, also eine Steigerung um fast 50 Prozent. Wegen dem von der Obrigkeit gebremsten Reislaufen hatten die Bauern genügend und billige Arbeitskräfte. Sie konnten deshalb die *Hochkonjunktur gut ausnutzen.* Das produzierte Getreide nahm seinen Weg statt in die obrigkeitlichen Kornhäuser nach Deutschland. Verbote und Höchstpreise nützten nichts. In diesen «goldenen Zeiten» holten natürlich die Bauern aus dem Boden heraus, soviel wie irgend möglich war. Das war eben die Förderung der Landwirtschaft.

Als der Friede geschlossen wurde, war der Rückschlag unvermeidlich. Dass einige Jahre später, 1653, die Oberaargauer Bauern im Bauernkrieg sehr aktiv mitmachten, ist ein Beweis dafür, dass sie unzufrieden waren, eben, weil die guten Zeiten nun vorbei waren.

Die Aufhebung des Flurzwanges

Die Aufhebung des Flurzwanges um 1750 war für unsere Bauern so etwas, wie die französische Revolution für Europa: Ein Aufbruch zum Aufstieg; tausendjährige Fesseln wurden abgeworfen: «Freie Bahn dem Tüchtigen.»

Welches waren die Gründe für diese Umwälzung?

1. Die Bevölkerung des Kantons Bern war, besonders nach starkem Bremsen der Reisläuferei durch die Obrigkeit, so angestiegen, dass sie mit dem bisherigen Feldsystem (alte Dreizelgenwirtschaft) nicht mehr ernährt werden konnte. Es mussten also *mehr Lebensmittel* produziert werden; die Landwirtschaft musste *intensiver* werden. Für eine intensive Landwirtschaft fehlte aber (wie seit Jahrhunderten) der nötige *Dünger.* Kunstdünger

kannte man damals noch nicht. Um mehr Dünger produzieren zu können, musste *mehr Vieh* gehalten werden, um dieses ernähren zu können, war *mehr Viehfutter* (Gras und Heu) nötig.

2. Die *Kartoffel* war eingetroffen und erwies sich als wertvolles Mittel, mehr Menschen ernähren zu können. Diese Kultur musste in die Fruchtfolge eingegliedert werden.

3. Diese Zeit litt unter einer starken *Geldentwertung.* Die Bodenzinse waren aber fixiert, blieben also gleich. Alle Verbesserungen verblieben deshalb beim Bauer. Das musste ihn zur Mehrproduktion anspornen.[10]

Mit der alten Dreizelgenwirtschaft liess sich nicht weiterkommen.

Alle diese Fragen beschäftigten auch die Obrigkeit. Die Vennerkammer, die Landesökonomiekommission und die soeben gegründete Oekonomische Gesellschaft erörterten theoretisch, wie man diese Probleme lösen könne. Aber bevor diese Instanzen zu einem Schluss kamen, *handelten* die Oberaargauer Bauern: sie hoben kurzerhand den Flurzwang auf.

Aber *was* nun zu machen sei, wusste niemand. Also probierte man (schon damals galt offenbar: «Probieren geht über studieren»).

Aus den folgenden Jahren sind folgende Fruchtfolgen gemeldet[11]:

a) 3 bis 4 Jahre Getreide, dann gleich lang Gras (Aarwangen);
b) 1 Jahr Getreide, dann Gras, dann Brache (Madiswil);
c) 5 Jahre Getreide, dann 5 Jahre Gras (Wynau);
d) 2 Jahre Korn, dann 2 Jahre Hafer, dann 3 bis 4 Jahre Gras (Ursenbach);
e) 4 bis 6 Jahre Getreide, dann Gras (Langenthal).

Der Getreidebau geht also zurück, Viehhaltung, Milch und Milchprodukte gewinnen an Bedeutung.

Mit der Aufhebung des Flurzwanges ist der wichtigste Schritt für eine neuzeitliche Landwirtschaft getan. Dieser Schritt wurde, wie wir gesehen haben, zuerst bei den Oberaargauer Bauern getan. Sie setzten sich damit an die Spitze, nicht nur der schweizerischen, sondern der europäischen Bauern überhaupt.

Förderung der Landwirtschaft «von oben» und «von aussen»
a) «von oben»

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann die bernische *Obrigkeit* sich besonders intensiv mit den Bauern zu befassen. Sie hatte dazu allen

Grund. Man hat damals den Wert eines gesunden und leistungsfähigen. Bauernstandes sozusagen neu entdeckt.

Die *Vennerkammer,* etwa zu vergleichen mit der heutigen Finanzdirektion, studierte die *rechtlichen und volkswirtschaftlichen Probleme* des Bauernstandes. So erörterte sie z. B. die *Allmendaufteilung* und ihre Auswirkungen auf die verschiedenen Bevölkerungsteile. Ferner beschäftigte sie sich mit der *Güterzerstückelung,* die sie befürwortete, immerhin kam sie zum Schluss, unter 6 Jucharten sollte diese nicht gehen, da kleinere Betriebe nicht mehr eine Familie ernähren können.

1764 wurde eine *Landesökonomie-Kommission* geschaffen. Diese befasste sich u. a. mit der Förderung der Tierhaltung und stellte fest, dass im Oberaargau viele geringwertige «Baslerkühe» (aus dem Elsass und dem Schwarzwald) gehalten wurden. Sie empfahl, die Rinder nicht zu jung zu decken, bessere Zuchtstiere zu halten und bei allen Züchtungsmassnahmen verständige Bauern und Viehzüchter zu Rate zu ziehen. Aus dem zuletzt erwähnten Rat ist zu ersehen, dass die Bauern auch schon etwas wussten und konnten. 1780 wurde die erste Viehversicherungskasse gegründet. Seit 1784 wurden jährlich Viehzählungen durchgeführt.

Dann kam noch eine *Pferdezuchtkommission* dazu. Auf ihr Anraten hin wurden Hengste aus Deutschland, Dänemark und England eingeführt und auf die Landesteile verteilt. Stuten durften nur bei diesen Hengsten gedeckt werden. Mit dem Erfolg waren aber die Bauern nicht zufrieden. Schon seit 1765 wurden Hengste, später auch Stuten und Fohlen, prämiiert.

Der *Sanitätsrat,* etwa vergleichbar mit der heutigen Sanitätsdirektion, befasste sich auch mit den *Tierseuchen,* und es gelang ihm oft, durch Absperrmassnahmen das Bernbiet seuchenfrei zu halten, auch wenn ringsum Viehseuchen auftraten.

1759 trat die *Oekonomische Gesellschaft* auf den Plan.[12] Sie war eine Vereinigung wohlmeinender Patrizier, die durch Wort, Schrift und Mustergüter den landwirtschaftlichen Fortschritt ins Bernervolk zu bringen suchten. Sie befassten sich besonders mit *betriebswirtschaftlichen und technischen Problemen* der Landwirtschaft, so mit der *Aufhebung des allgemeinen Weideganges* auf der Brache und nach der Ernte, ferner mit *Kunstwiesenbau* und *Stallfütterung,* Auch den ersten «Kunstdüngern» (Gips und Mergel) wandten sie ihr Interesse zu, ebenso dem neuen Kartoffelbau, den landwirtschaftlichen Maschinen und der Milchverwertung. Sie beschafften auch fremdes Saatgut für Kunstwiesen. Als festgestellt wurde, dass nun der Ge-

treidebau stark zurückging und die grossen, schönen Kornhäuser in Aarwangen, Herzogenbuchsee und Wiedlisbach halb leer blieben, gaben sie auch Ratschläge, um den Getreidebau wieder auf die Höhe zu bringen (was wohl mehr im Interesse der Obrigkeit, als der Bauern war).

Sicher haben die Herren von der Oekonomischen Gesellschaft unsern Bauern manchen guten Dienst geleistet, aber J. R. Meyer[13] hat wohl recht, wenn er schreibt, dass ihr Leitsatz gewesen sei: «Alles für das Volk, aber nicht durch das Volk.» Die Oekonomische Gesellschaft war da, um den Bauern zu helfen, sie zu betreuen; die Bauern waren da, um sich helfen zu lassen.

Diese zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte unsern Bauern eine neue Blütezeit, was noch viele schöne, währschafte Bauernhäuser aus dieser Zeit im Oberaargau beweisen.

b) «von aussen»

Als ein mächtiger Förderer unserer Landwirtschaft erwies sich die *französische Revolution,* indem ihr zufolge nach dem Untergang des alten Berns die *Grundlasten aufgehoben* wurden; Getreidezehnten und Bodenzinse verschwanden. Damit war die Bahn zur *völlig freien Entwicklung* offen.

Die neuen Regierungen seit 1798 konnten sich nicht mehr stark um die Bauern kümmern; sie hatten andere Sorgen, und die Oekonomische Gesellschaft hatte ihre Tätigkeit eingestellt. Aber das Streben nach Fortschritt blieb bei den Bauern lebendig. Wenn «von oben» keine Anregungen mehr kamen, so bezog man sie «von aussen». Vor mir liegt ein Buch, das in einem oberaargauischen Bauernhaus gefunden wurde. Es trägt folgenden Titel:

Nüzliches
A l l e r l e y
für
Haus- und Feldökonomie
von
J. C. W. Rehm,
Königl. Preuss. Polizeidirektorn in Wassertrüdingen
Cannstadt,
bey J. J. Baumann 1808

Daraus sei hier das 14. Kapitel wiedergegeben:

«Mittel gegen den Brand bei Waizen

In den Schriften der bewährtesten Oekonomen findet man mit guten Gründen aufgeführt, dass der Brand im Waizen, so auch in anderm Getreide, von unreifem und schlechtem Saamen entstehe. Und dieser Meynung muss ich, durch die Erfahrung überzeugt, vollkommen beytreten. Seit 10 Jahren habe ich recht reifen Waizen zum Saamen genommen, und denselben auf dem Boden unter dem Dache, gegen die Mittagseite, dünne ausgebreitet, und täglich einmal umgewendet, vollends recht dürre werden lassen, damit die, etwa mituntergelaufenen, unreifen und schlechten Körner, die zwar aufgehen, aber unmöglich gute Frucht tragen können, vollends austrocknen und zum Aufgehen untauglich werden mussten. Seit dieser Zeit habe ich auch keinen Brand mehr im Waizen gehabt. Vorausgesezt nun, dass der Brand von unreifen, und schlechten Körnern herrühret, kann man sagen: man thut nicht wohl, wenn man den Waizen auf frischgepflügtes Land säet, und doch keinen Saamen hat, auf dessen Güte man sich verlassen kann; denn alsdann gehen die schlechten Körner sogleich auf, ihre Pflanzen aber können mit der Zeit nicht recht fortkommen, und bringen daher auch keine guten Körner, sondern — Brand. Säet man hingegen auf ein Land, das 8 bis 14 Tage gepflügt, und hernach durch Luft und Sonne völlig ausgetrocknet worden ist, so sterben, wenn nicht ein Regen kommt, viele schlechten Körner, die nur Brand geben würden, noch im Boden ab. Stellt sich aber gleich nach der Saat ein Regen ein, so hilft das Vorherpflügen wenig, oder gar nichts. — Das Vorherpflügen kann um Bartholomäi, oder erst im September, geschehen, je nachdem man den Waizen früher oder später säen will. Den Meinigen säe ich meistens erst in der Mitte des Septembers, zu zeiten noch später. — Ich habe ihn manchmal untergepflügt, manchmal auf 8 bis 14 Tage vorher gepflügtem Lande, und auch in die frische Furche eingeeggt, so wie es nämlich die übrige mit dem Geschirr zu verrichtende Arbeit hat zugeben wollen; und ich kann mit Wahrheit versichern, dass ich nie einen Unterschied gespürt, und, wie schon gesagt, in 10 Jahren, selbst Anno 1794, da in der hiesigen Markung Brand allgemein, und so stark war, dass man auf manchem Acker den Saamen nicht wieder bekam, keinen Brand unter dem Waizen gehabt habe!»

Auch *«Der hinkend Bot»*, die «Brattig» der Bauern, vermittelte landwirtschaftlich Neues aus dem Ausland. Dem Jahrgang 1826 entnehmen wir:

Kantonale Landwirtschaftliche Schule Waldhof, Langenthal
Aufnahme: Valentin Binggeli, Langenthal

«Nützliche Eingrasung

Die neuern Landwirthe säen jetzt gern Wiken zum Eingrasen, je nach den Umständen auch mit Haber oder Gerste oder beiden vermischt; theils weil der Klee, wenn er auf denselben Aeckern zu schnell hinter einander und zu oft wieder kommt, nicht mehr so gut gerathet, doch kann man sich dagegen helfen, wenn man tiefer pflügt, oder raue Erde darauf führt; theils weil zwischen dem ersten und zweiten Kleeschnitt etwas anderes vorhanden sein muss, wenn man nicht entweder den ersten allzualt werden, oder den andern zu jung angreifen will. Gleiche Weite wirft ein Wiken oder Paschiacker grün zu verfüttern ungefehr so viel ab, als ein Kleeacker und kann ebenfalls mit Gyps gedüngt werden. Mäht man die Wiken, ehe sie in Blumen steigen, so kann man sie hernach noch einmahl mähen und sie geben treffliches Milchfutter, aber für die Pferde soll es besser seyn, sie stehen zu lassen, bis der Same bald zeitigen will; der Ertrag ist denn ungefehr eben so stark, als wenn sie zweymal geschnitten werden. In gemistetem Boden werden sie freylich schöner, saugen ihn aber nicht aus, und man kann auf dieselben hin eine gute Kornerndt erwarten. Damit man diese Grasung noch spät im Herbst geniesse, säet man einen Theil spät bis in den Heumonat hinaus. Hat man aber frühe gesäet, so kann man hernach Repps, Winterlewat, entweder auf das folgende Jahr stehen lassen, oder frühe zur Grasung benutzen und hernach Sommergewächs folgen lassen, oder auch noch Heidekorn (Buchweizen) in die Stoppeln säen, das man denn wohl herangewachsen zu Düngung der Wintersaat unterpflügt. (Also schon Gründüngung.) Je nachdem die Jahreszeit mehr oder weniger vorgerückt ist, auch Rüben; in England zuweilen Roggen, der dann im Frühjahr zuerst zu früher Grasung benutzt wird und hernach in Aehren treibt und seinen Kornertrag gibt.»

Aus dem letzten Satz ist ersichtlich, dass dem Ratgeber Erfahrungen aus dem landwirtschaftlich fortschrittlichen England bekannt waren, die er nun auch den bernischen Landwirten vermitteln will.

Die Pionierarbeit praktischer Bauern

Von etwa 1810 an fördern nun Bauern selbst die Landwirtschaft durch Musterbetriebe. Im Oberaargau scheint besonders *Jakob Allemann in Gänsbrunnen* seine Spuren hinterlassen zu haben.

Die Landwirtschaft fördernde Organisationen

Seit ca. 1830 waren die Bauern politisch und sozial mündig geworden und nahmen nun ihr Geschick selber in die Hand. Es entstanden von Bauern gegründete Vereine und Genossenschaften zur Förderung der Landwirtschaft. Dieses Gebiet ist so gross, dass es in diesem Rahmen nicht behandelt werden kann. Es soll in einem spätem Jahrgang des Jahrbuches gesondert beleuchtet werden.

Die landwirtschaftliche Schule Waldhof und ihre Vorläufer

Im Jahr 1860 wurde die landwirtschaftliche Schule Rütti bei Zollikofen gegründet. Von Anfang an besuchten sie auch junge Landwirte aus dem Oberaargau. Als der Andrang auf der Rütti zu gross wurde, errichtete die Schule 1905 die *Filiale Langenthal.* Hier wurden die 35 bis 38 Schüler nur im ersten Semester unterrichtet, während sie das zweite Semester auf der Rütti absolvierten. Als 1913 die landwirtschaftliche Schule Schwand bei Münsingen den Unterricht aufnahm, wurde die Filiale Langenthal wieder geschlossen.

Nach dem ersten Weltkrieg war an beiden genannten bernischen Schulen wiederum Platzmangel, weshalb 1919 das *Provisorium der landwirtschaftlichen Schule Langenthal in Gutenburg* eröffnet wurde. Die Schule war zweisemestrig und dauerte bis 1923.

Die *landwirtschaftliche Schule Waldhof* öffnete im Herbst 1923 ihre Tore. Sie unterrichtet in drei Klassen. Der Lehrplan sieht vor:

1. Semester: Deutsch, Rechnen, Geometrie und Feldmessen, Physik, Geräte- und Maschinenkunde, anorganische Chemie, Bakteriologie, Botanik, Pflanzenkrankheiten,Bodenkunde,Düngerlehre,Meliorationswesen,Gemüsebau, Obstbau, Bau und Leben der Haustiere, Allgemeine Tierzucht, Zoologie, Baukunde, Betriebslehre.

2. Semester: Deutsch, Rechnen, Physik, Maschinenkunde, organische Chemie, spezieller Pflanzenbau, Saatgutlehre, Genossenschaftswesen, Obstverwertung, Waldbau, spezielle Tierzucht, Fütterungslehre, Milchwirtschaft, Gesundheitslehre der Haustiere, Alp- und Weidewirtschaft, Buchhaltung, Betriebslehre, Rechtslehre, Handfertigkeitsunterricht.

Im Sommer und nun auch im Winter wird eine *Haushaltungsschule* geführt. Der Stundenplan weist folgende Fächer auf: Deutsch, Kochen, Handarbeiten, Weben, Kleiderreinigen, Waschen, Glätten, Brotbacken, Gartenbau, Ernährungslehre, Hühnerhaltung, Schweinehaltung, Milchwirtschaft, Gesund-

heitslehre, Haushaltungskunde, Berufskunde, Betriebslehre, Buchhaltung, Rechtslehre.

Für Töchter, die das Bäuerinnenlehrjahr absolviert haben, wird ein dreimonatiger *Ergänzungskurs* durchgeführt. Es wird in den nachstehenden Fächern unterrichtet: Deutsch, Kochen, Handarbeiten, Waschen, Glätten, Nahrungsmittellehre, Brotbacken, Krankenpflege, Gartenbau, Hühnerhaltung, Schweinehaltung, Milchwirtschaft, Haushaltungskunde, Berufskunde, Buchhaltung.

Vom Waldhof aus wird auch die *Betriebsberatung* für den Oberaargau auf allen Sektoren der Landwirtschaft durchgeführt. Der *Gutsbetrieb* der Schule dient der Landwirtschaft durch *Anbauversuche* und *Besichtigungen*. Es werden auch *Vorkurse, Lehrlingsprüfungen, Berufsprüfungen, Meisterprüfungen und Bäuerinnenprüfungen* am Waldhof durchgeführt.

Die *Vereine der Ehemaligen* der drei Schulen führen periodisch weiterbildende Kurse, Vorträge und Exkursionen durch und haben ein gemeinsames *Vereinsblatt*, das auch weiterbildende Aufsätze enthält.

Die Lehrerschaft der Schule wirkt im ganzen Landesteil durch *Vorträge, Kurse und Flurbegehungen.*

Die landwirtschaftliche Fortbildungsschule im Oberaargau

Der Fortbildungsschulverband der Aemter Aarwangen und Wangen konstituierte sich 1946 als zweiter derartiger Verband im Kanton Bern. In den vorwiegend landwirtschaftlichen Gemeinden wurde die allgemeine obligatorische Fortbildungsschule in eine landwirtschaftliche umgewandelt. Oft sind mehrere Gemeinden an einer solchen Schule beteiligt. Heute bestehen in unserem Gebiet in folgenden Gemeinden solche Klassen:

Amt Aarwangen: Aarwangen, Gondiswil, Madiswil, Melchnau, Rohrbach, Thunstetten, Ursenbach.

Amt Wangen: Grasswil, Herzogenbuchsee, Niederbipp, Ochlenberg, Wangen a. A.

Amt Trachselwald: Dürrenroth, Eriswil, Huttwil, Walterswil, Wyssachen.

Der Unterricht erstreckt sich über drei Jahre. Neben den allgemeinen Fächern, die von Lehrern erteilt werden, gibt ein Ingenieur-Agronom in folgenden landwirtschaftlichen Gebieten Unterricht:

1. Jahr: Bodenkunde und Düngerlehre (Bodeneigenschaften, Bodenbearbeitung, Düngung).

2. Jahr: Pflanzenbau (Futter-, Getreide- und Hackfruchtbau, Erntemethoden).
3. Jahr: Tierhaltung (Bau und Leben der Haustiere, Züchtung, Fütterung, Milchwirtschaft).

Anschliessend an den Unterricht im Winter werden im Sommer Demonstrationen, Flurbegehungen und Exkursionen durchgeführt.

Die landwirtschaftliche Fortbildungsschule hat den grossen Vorteil, dass sie obligatorisch ist, also auch diejenigen jungen Bauern erfasst, welche die landwirtschaftliche Schule nicht besuchen können, wie z. B. viele Kleinbauern.

Die «Wanderlehrer» dienen der Landwirtschaft ausserdem auch durch Vorträge, Kurse, Flurbegehungen, pflanzenbauliche Versuche, Mithilfe bei Prüfungen und andern Veranstaltungen.

Dieser geschichtliche Abriss vom Aufstieg unserer oberaargauischen Landwirtschaft ist nicht vollständig, weil das grosse Gebiet der Selbsthilfeorganisationen fehlt. Aber auch so lässt sich erkennen, dass «etwas gegangen ist». Auch heute sind unsere Bauern, trotz der Dienstbotennot, gewillt und in der Lage, den Boden zeitgemäss zu bebauen. W. Bieri

Benützte Quellen

[1] Repetitorium der Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 1, Die jüngere Steinzeit, Zürich 1955.

[2] Repetitorium der Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 2, Die Bronzezeit, Zürich 1956; Heft 3, Die Eisenzeit, Zürich 1957.

[3] O. Tschumi, Urgeschichte des Kantons Bern, Bern 1953.

[4] F. Staehelin, Die Schweiz in römischer Zeit, Basel 1948.

[5] K. Geiser, Rohrbach, Eine Herrschaft der Abtei St. Gallen im Oberaargau, Bern 1925.

[6] K. Zollinger, Das Wasserrecht der Langeten, Bern 1906.

[7] J. R. Meyer, Schoren, Langenthal 1948.

[8] W. Bieri, Vom Urtyp des Berner Bauernhauses, Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde, Jahrgang 1956.

[9] H. Wahlen und E. Jaggi, Der Schweizerische Bauernkrieg 1653, Bern 1952.

[10] R. Feller, Geschichte Berns II, Bern 1953.

[11] K. Geiser, Studien über die bernische Landwirtschaft im 18. Jahrhundert, Landwirtschaftliches Jahrbuch der Schweiz, Jahrgang 1895.

[12] C. Bäschlin, Die Blütezeit der ökonomischen Gesellschaft in Bern, Laupen 1917.

[13] J. R. Meyer, Die Saat des Jakob Käser, Langenthal 1937.

DER URSPRUNG DES WAPPENS VON STADT UND AMTSBEZIRK WANGEN AN DER AARE

Das Wappen von Wangen an der Aare weist zwei blaue gekreuzte Schlüssel auf silbernem Grund auf. Sein erstes Auftreten fällt ins ausgehende 14. Jahrhundert. Blättern wir also um fast 600 Jahre in unserer Geschichte zurück und sehen wir, wie es damals im Oberaargau aussah!

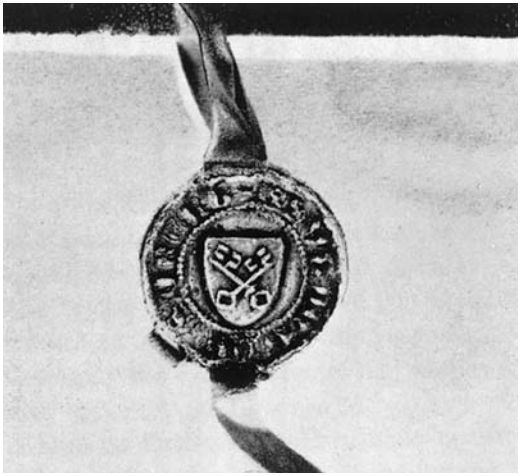
Die Grafen von Neukyburg waren ein geldbedürftiges Geschlecht, das seiner verflossenen glänzenden Tage gedachte und sich mit der harten Wirklichkeit nicht abfinden konnte. So ging ihnen denn Herrschaft um Herrschaft, Stadt um Stadt an die gewandten Edelknechte und Freiherren der Landgrafschaft «Burgunden» verloren. Unter diesen ragte besonders das Haus Grünenberg hervor, welches verstand, sich im Oberaargau einen geschlossenen und abgerundeten Güterkomplex zu schaffen. Am 13. Februar 1372 erwarb sich Margaretha von Kien, die Gattin Petermanns V. von Grünenberg, vom letzten Grafen von Neuenburg-Nidau die Stadt Wangen, den Hof zu Herzogenbuchsee und die beiden zugehörigen Gerichte, d. h. fast das ganze heutige Amt Wangen südlich der Aare. Den Vogt, der für die Wahrung der gegenseitigen Rechte der beiden Herren, des Pfandschuldners nämlich und des Pfandgläubigers, besorgt zu sein hatte, treffen wir am 1. Juli 1372: Hug von Seberg, Schultheiss zu Buchse. Als Schultheiss von Herzogenbuchsee war er Vorsteher des dortigen Landgerichtes über die Orte Ober- und Niederönz, Wanzwil, Röthenbach und Heimenhausen. Mitte April 1374 begegnet uns Hug von Seberg als Vogt zu Wangen mit Kompetenzen über die Dörfer Walliswil, Wangenried und Teile des heute solothurnischen Wasseramtes. Die nächsten beiden Erwähnungen gehören ins Jahr 1378; am 23. Juni verpfändete Gräfin Anna die Vogtei auf dem Hof zu Herzogenbuchsee, welcher den Kiburgern als kümmerlicher Rest ihrer frühern Rechte geblieben war, an Frau Verena von Hallwil, Ehefrau des Ritters Grimm von Grünenberg. Als achter und letzter Bürge zeichnet Hug von Seberg, Vogt zu Wangen. Am folgenden Tag kam Huttwil in den Ausverkauf. Dieselbe Gräfin Anna lieh es ihrem Oheim, Ritter Johann Grimm IL von Grünenberg, für 400 Gulden. «Und sunderlich zu einer besserunge dises

pfandes so setzen wir in das selbe pfand Hug Seberg, schultheissen zu Buchse.» Als vierter Zeuge tritt derselbe Seberg, Vogt zu Wangen, auf. —

Als Lehensmann der Grafen von Kiburg und Neuenburg sowie der Ritter von Grünenberg übte er nun die Herrschaft über die drei alten oberaargauischen Orte Wangen, Herzogenbuchsee und Huttwil aus. — Der Hof zu Buchse und der dortige Kirchensatz, ferner die Kirchen zu Seberg und Huttwil gehörten seit 1106 dem neugegründeten zähringischen Hauskloster Sankt Peter im Schwarzwald. Diese Benediktinerabtei war dem Apostel Petrus geweiht und führte im Wappen dessen gekreuzte Himmelsschlüssel. Am 17. Dezember 1380 führt nun auch der Vogt zu Wangen, Hug von Seberg, die beiden Schlüssel in seinem Siegel mit der Umschrift S. Hugonis de Seberg. Dass dieses Siegel demjenigen des Klosters nachgebildet wurde, dürfte ohne Zweifel sein. Wo Hugo aber dieses Bild angenommen hat, in Seeberg, Herzogenbuchsee oder Huttwil, das können wir nicht entscheiden. Jedenfalls hat die Stadt und Herrschaft Wangen von diesem Siegel ihr Wappen hergeleitet, welches um 1480 auf den Fähnlein erscheint. Die Farben sind durch die Wappenscheiben des 16. Jahrhunderts einwandfrei bezeugt. Huttwil aber führt seit jeher seine Schlüssel silbern auf blauem Grund.

Am äussern Torbogen des Zeitglockenturms in Wangen befindet sich ein Wappenrelief, das auch eine frühe Darstellung des Wangener Wappens aufweist. Von den bisherigen Chronisten wurde das Relief auf die Zeit des Uebergangs an Bern, 1407, datiert. Es dürfte aber — nach dem Urteil der Kunsthistoriker — erst im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts von einem provinziellen Steinmetz geschaffen worden sein. Der stolze Berner Bär, geschmückt mit der Reichskrone, hält plastisch mit seinen Pranken zwei Berner Wappenschilder, welche schützend Wangens Schlüssel flankieren.

In den beiden letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts lässt sich im Städtchen Wangen das Bestehen eines Gasthauses «Zum Schlüssel» nachweisen, dessen Standort jedoch nicht bekannt ist. — Laut den Burgermeister-Rechnungen wurden die im Zeitglockenturm aufbewahrten Feuereimer bereits im 16. Jahrhundert mit dem Stadtwappen bemalt. Ein eigenes Siegel aber besass die Burgerschaft Wangen weder im Mittelalter noch in der Neuzeit. Der Landvogt auf dem Schloss gab eben stets den Ton an, und für grosse Freiheiten und Privilegien war kein Raum. Karl H. Flatt



Siegel des Hug von Seeberg, Vogt zu Wangen, an einer Verkaufsurkunde vom 17. Dezember 1380, gefertigt vor Gericht zu Niederbipp

Aufnahme: Staatsarchiv Bern

Wappenrelief über dem äussern Torbogen des Zeitglockens, Wangen-Bern und Bär mit Reichskrone. Provinzielle Steinmetzarbeit, um 1490/1500

Aufnahme: Photopress Zürich

DIE REGENERATION VON 1830/31 IM KANTON BERN

Unter den Staatsumwälzungen nimmt die Wiederherstellung der Demokratie im Kanton Bern eine einzigartige Stellung ein. Sie erfolgte weder durch eine organisierte Massenerhebung noch durch einen Staatsstreich. Wohl gärte es mancherorts wie in Burgdorf und im Oberland bedenklich, wohl wiederholten sich im Seeland die Vorkommnisse von 1798 mit Tumult, Aufruhr und Errichtung von Freiheitsbäumen und wurden sogar in einigen Landesgegenden Vorbereitungen für einen Marsch nach der Hauptstadt getroffen. Aber es blieb bei Drohungen, und zu Blutvergiessen kam es nirgends. Als dann gar am 6. Dezember 1830 der Grosse Rat eine besondere Standeskommission einsetzte mit dem Auftrag, die Gemeinden zur Einreichung der Volksbegehren einzuladen, legte sich die Erregung mehr und mehr. Die Entwicklung vollzog sich in gesetzlichen Bahnen und endete nicht mit einem Sturz der bestehenden Regierung, sondern mit ihrem wehmütigen Abschied vom nachsömmerlichen Glanz des Patriziats.

Ein grosser Teil des Bernbiets war überhaupt von dem leidenschaftlichen Meinungskampf wenig berührt worden, sondern zeigte Ruhe und gelassene Teilnahmslosigkeit. Das zeigte schon der Volkstag vom 10. Januar 1831 in Münsingen. Im Vergleich mit der solothurnischen Volksversammlung in Balsthal mit 3000 und der zürcherischen in Uster mit 10 000 Teilnehmern war der Aufmarsch von 1200—1500 Mannen aus unserm volkreichen Kanton recht bescheiden. Zudem war es, um mit Edgar Bonjour zu reden, ein Harst von politisch Geweckten, von «Notabeln», einer Elite. An den Idealen der Aufklärung entflammte sich eben hauptsächlich die gesellschaftliche Oberschicht. Von den politischen Rechten und Freiheiten, wie sie die Initianten und Wortführer der liberalen Bewegung predigten, hatte der einfache Mann aus dem Volke bloss eine verschwommene Vorstellung. Was er ersehnte, war die Befreiung von seinen drückenden Lasten. Für verfassungsrechtliche Probleme und staatspolitische Dinge hatte er wenig Verständnis. Das traf vor allem für den Oberaargau zu.

Als darum Karl Schenk in seinem Manifest 18 Forderungen formulierte, um den Volkswünschen eine einheitliche Richtung zu geben, fanden sie hier

nicht den erwarteten Widerhall. Nur wenige Gemeinden, darunter Langenthal, Wangen und Herzogenbuchsee, hielten sich an das aufgestellte Programm oder brachten gar wichtige Ergänzungen an. Viele andere schrieben eine mehr oder weniger beschränkte Zahl der Forderungen einfach ab und ersetzten die übrigen durch Anregungen und Vorschläge, die nicht grundsätzlicher Art waren, sondern mehr den lokalen Bedürfnissen entsprangen oder erst einer späteren gesetzlichen Ordnung vorbehalten bleiben mussten. 21 Gemeinden äusserten sich überhaupt nicht dazu, einige mit einer die Obrigkeit ehrenden Begründung. So schrieb *Madiswil*: «Betreffend die Staatsverfassung werden keinerlei Begehren gestellt, da dies ein Gegenstand von sehr hoher Wichtigkeit ist und weil er eine gründlichere Erwägung und Untersuchung erfordert, als sich eine schlichte Landgemeinde zutrauen kann»; und Fraubrunnen: «Wir vertrauen zu sehr auf Hochdero Weisheit, Klugheit und landesväterlichen Absichten, als dass wir Euer Gnaden mit Vorschlägen über das zur Erreichung dieses Zweckes notwendige Verfahren beschwerlich fallen wollen.»

Eine erhebliche Zahl von Ortschaften nehmen den Anlass wahr, die Regierung ihrer Zufriedenheit, Treue und Ergebenheit zu versichern. Da alle Zuschriften an die Standeskommission, oftmals nach gründlicher Beratung durch Ausgeschossene, an den gut besuchten Gemeindeversammlungen durchgesprochen und immer einhellig oder mit überwältigender Mehrheit der Bürger genehmigt wurden, erhellen sie eindeutiger, als es die parteigefärbten Berichte, Broschüren, Zeitungen und Reden aus dieser Zeit vermögen, die Stimmung des Volkes und seine Einstellung zur Obrigkeit und zum Patriziat. Hierfür mögen die folgenden Stellen einiger Eingaben zeugen:

Niederbipp: «Die Gemeinde darf sich nicht ohne Grund rühmen, in politischer Hinsicht unter allen Regenten eine der stillsten gewesen zu sein. Dessen dürfen wir uns auf die Zeugnisse aller und jeder Oberamtmänner berufen, welche schon vor 1798 auf dem Schloss Bipp und seither auf dem Schloss Wangen die Präfektur der Hohen Regierung ausgeübt. Auch in den heutigen sehr unruhigen Zeiten blieb unsere Gemeinde ruhig und wartet mit vollstem Vertrauen die Beschlüsse des Grossen Rates ab.»

Ursenbach: «Die Gemeinde anerkennt die Weisheit, Güte und Gerechtigkeit unserer Hohen Regierung und namentlich auch Hochderselben seit einer Reihe von Jahren gehabten Stellvertreter und Hochderoselben landesväterlichen Absichten, das Wohl des Landes zu fördern. Die hiesige Gemeinde machte es sich zur Pflicht, bei der mehr und mehr ausser- und inner-

halb unseres Vaterlandes sich äussernden unruhigen Bewegungen, Volksversammlungen, u. s. w. die Ruhe und gesetzliche Ordnung zu handhaben und darüber zu wachen, dass man jeder direkten oder indirekten Teilnahme an allen und jeden unerlaubten Schritten dieser Art fremd bleibe, was bisher der Fall war und hoffentlich ferner sein wird.»

Jegenstorf, Münchringen, Zuzwil und Iffwil erklären in gemeinsamer Eingabe: «In diesen Gemeinden war keinerlei Unruhe. Sie nahmen nicht Teil an den politischen Bewegungen, waren frei von Nachahmungssucht, gaben keinen Aufwiegelungen Gehör, sondern fühlten sich vielmehr verpflichtet, Euer Hohen Gnaden Treue und Wahrheit zu leisten... Wir vertrauen zu sehr auf Hochdero Weisheit, Klugheit und landesväterlichen Absichten, als dass wir Euer Gnaden mit Vorschlägen über das zur Erreichung dieses Zweckes notwendige Verfahren beschwerlich fallen wollen.»

Eine fast wörtlich gleichlautende Fassung enthalten die Ergebenheitserklärungen von *Mülchi, Etzelkofen, Bangerten und Scheunen*.

Rohrbach: «Glücklich unter einer weisen, wohltätigen Regierung, vertrauen wir uns gerne weiterhin einer Hohen Regierung an, die bisher weise und wohltätig ein ergebenes Volk regierte ...»

Aehnlich lautende Bekenntnisse der Ergebenheit und Treue gegenüber der bestehenden Obrigkeit lesen wir auch in den Eingaben von Wangenried, Bettenhausen, Wynau, Schoren, Thunstetten, Madiswil, Urtenen, Zielebach und Büren zum Hof.

Alle diese Kundgebungen offenbaren zugleich das Bemühen, den leisesten Verdacht irgendwelcher schwankender oder gar aufrührerischer Gesinnung unter der Bevölkerung der betreffenden Orte zum vornherein zu zerstreuen. Das gleiche Bestreben zeigen andere Gemeinden, indem sie ausführen, warum sie sich überhaupt erkühnen, ihre Begehren zu äussern: «um die Zufriedenheit im ganzen Lande herzustellen, um die entzweiten Gemüter zu beruhigen und das Vertrauen zwischen Regierung und Volk herzustellen, damit die Eidgenossenschaft vereinigt und Blutvergiessen verhindert werden möchte, um dem allgemeinen Besten zu dienen und zur Befestigung der Eintracht beizutragen», u. a. m. Dabei betonen einige ausdrücklich, dass sie sich von keinerlei Privatinteressen oder gar Anstiftungen leiten lassen. Am ausführlichsten legt Langenthal seine Gründe dar: «Gerne sehen die Kantonsangehörigen diesen ebenso weisen als gerechten Beschluss (betreffend Entgegennahme der Volkswünsche) als einen Beweis der Achtung und des Zutrauens an, welchen dasjenige Volk verdient, das in so aufgeregten und stür-

mischen Zeiten seine Ruhe bewahrt und von dem Gesetzgeber die Eröffnung des Weges friedlich erwartet, während nicht nur im Ausland, sondern auch in so vielen Kantonen der Eidgenossenschaft durch mehr oder minder gewaltsame Auftritte die von dem Volk gewünschten Verfassungsänderungen herbeigeführt worden sind … Heilige Pflicht ist es eines jeden Staatsbürgers und jeder Korporation, freimütig und mit alleiniger Hinsicht auf das gemeinsame Staatswohl diejenigen Wünsche auszusprechen, deren Erfüllung unserm Vaterlande Achtung und Festigkeit, gegenseitiges Vertrauen im Innern und Liebe und Anhänglichkeit zwischen Regierung und Volk begründen und erhalten können.»

Neben den Ortschaften, die trotz der Zufriedenheit mit dem bisherigen Zustand und der Obrigkeit die Wünschbarkeit einer Verfassungsänderung äusserten, gab es auch solche, die die Beibehaltung der bestehenden Regierungsform vorzogen und jegliche Staatserneuerung ablehnten. *Lotzwil* hob in seiner Zuschrift an die Standeskommission hervor: «Mit überwiegender Mehrheit von 69 gegen 9 Votanten beschloss am Donnerstag, den 23. Dezember, die versammelte Gemeinde mit grosser Feierlichkeit, der bisher bestandenen Regierungsform und folglich der jetzigen rechtmässigen Obrigkeit getreu zu bleiben und von derselben nicht abzustehen, sondern derselben wie bis anhin mit Gut und Blut zugetan zu sein. Man wollte von keiner andern Verfassung etwas wissen, eingedenk der unheilvollen und traurigen Folgen, die uns vor 30 Jahren eine rein demokratische Verfassung (Helvetik) gebracht hat.»

Obersteckholz fügt der Beteuerung der fernem Anhänglichkeit und Treue bei: «Die Gemeinde wird auch fernerhin helfen, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und zu wachen, dass sie jeder direkten oder indirekten Teilnahme an allen unerlaubten Schritten dieser Art fern bleibe, was bisher durchaus der Fall war. Weit davon entfernt, die Auflösung unserer gegenwärtigen Landesregierung und eine neue Konstituierung derselben anzubegehren, oder nach einer eigentlichen Volksregierung lüstern zu sein, oder unter einer ganz neuen Verfassung ein besonderes Glück und Heil zu erwarten, ist man hier vielmehr überzeugt, dass, um gut regiert zu werden, es mehr auf den Geist und die persönlichen Eigenschaften der Regierenden als auf die Regierungsform ankommt.»

Münchenbuchsee, Mülchi, Etzelkofen, Bangerten und *Scheunen* versichern: «Glaube man ja nicht, dass es irgend einem Individuum der Gemeinde erwünscht wäre, die Führung eines Pfluges gegen das wichtige und sorgenschwere, grosse Kenntnisse und Erfahrungen erfordernde Geschäft des

Regierens zu vertauschen», und wollen damit wohl ihre Abneigung gegen ein Bauernregiment andeuten. *Melchnau* und *Busswil* erklären lakonisch: «Wir dringen nicht auf eine Staatsumwälzung, sondern auf Erleichterung der Lasten und Beschwerden», und geben damit den Hoffnungen und Erwartungen der grossen Mehrheit des oberaargauischen Volkes treffend Ausdruck.

Wenn man anhand der Protokolle die Verhandlungen des Verfassungsrates und der vorberatenden Kommission verfolgt und liest, welch freudige Zustimmung die Vorschläge Emanuel Fellenbergs betreffend die Hebung der Volksbildung bei den liberalen Mitgliedern dieser Behörden und namentlich in der Presse fanden, so könnte man auf den Gedanken kommen, dass das ganze Volk von einem wahren Begeisterungstaumel für seine Ideen und für die Schulprobleme erfasst worden sei. Davon ist aber in den eingereichten Volkswünschen aus unserm Gebiet wenig oder nichts zu spüren. Im Oberaargau interessierten sich nur drei Gemeinden für diese Fragen: *Zauggenried*, welches das Gemeindeschulwesen als sein besonderes Anliegen bezeichnet, *Wynau*, welche Ortschaft vermehrte Aufwendungen für die Schulen verlangt, und *Langenthal* mit der Forderung «durchgreifender Massregeln zur Verbesserung des Schulunterrichts».

Viel mehr als die Schulbildung lag vielen die Sorge für die Hebung der Sittlichkeit und die Vertiefung des christlichen Glaubens am Herzen. Den diesbezüglichen Mahnungen von Wangenried, Ober- und Niederbipp, Rohrbach, Wynau u. a. gab *Thunstetten* am eindringlichsten Ausdruck: «Besonders ist der Gemeinde die Wahrung der Lehre Jesu wichtig. Die heilige Pflicht ist, dafür zu sorgen, dass die Religion dem Volke heilig sei und dass dem Sonntag die Achtung eines Bet- und Busstages zu geben sei.» Als bösestes Uebel verurteilen diese Gemeinden die lärmenden Spiele wie Kegelwerfen und vor allem die Tanzvergnügen an den Sonntagen. «Jeder Menschenfreund weiss, welch tötendes Fieber gegen alles Gute diese Sitte verbreitet, besonders bei der Jugend Verachtung gegen die stillen Freuden des Christentums herbeiführt, und ein ernster Beobachter muss die Wahrheit einsehen, dass die Tanzsonntage vieles zu Rohheit und Ausgelassenheit des Volkes beitragen», lautet die allgemeine Klage.

Aus derartigen Aeusserungen spricht deutlich die Besorgnis über das Schwinden der Wohlanständigkeit, der Ehrfurcht, der Moralität und Religiosität, jene Furcht, die sich inner- und ausserhalb des Kantons in den kommenden Jahren immer mehr steigerte und die Zerwürfnisse zwischen Liberalen und Konservativen verschärfen half.

Ueberblickt man die bisher angeführten Volkswünsche in einer Gesamtschau, so drängt sich einem die Tatsache auf, dass im allgemeinen die verfassungsrechtlichen und staatspolitischen Ideen und Gegenstände wenig Interesse erweckten und dass die grosse Mehrheit der Bevölkerung mit dem patrizischen Regiment zufrieden war. Unter den 63 Eingaben von Gemeinden und den 13 Zuschriften von Privaten findet sich eine einzige, die unverblümt sowohl die bestehende Konstitution als auch die Geschlechterherrschaft einer scharfen Kritik unterwirft, indem sie darlegt: «Die Regierung muss selber einsehen, das die bisherige Staatsverfassung nicht länger bestehen kann, sondern einer wesentlichen Verbesserung bedarf. Denn durch sie sind dem Volke seine natürlichen Rechte und Freiheiten entzogen worden. Der Geist der Verfassung, war es, der sie untergrub... Soll wahre Vaterlandsliebe, Edelsinn und Schweizerheldenmut wieder gestärkt werden, so muss darum das Volk seine natürlichen und jedem Schweizer angebornen Rechte wieder erhalten, und alle angemassten Familienrechte und daherigen Herrschaften müssen aufhören, weil eine solche Herrschaft keineswegs um des Volkes willen, sondern um ihrer selbst und um ihres eigen Vorteils willen sich erhoben.»

Doch vermag dieses einzige Beispiel das eindeutige Bild nicht zu trüben, um so weniger, als auch der Entscheid über das Verfassungswerk bewies, dass das Volk weder politisch interessiert noch reif war und sich durch die Propaganda in seiner gefühlsmässigen Würdigung des Patriziats und der Obrigkeit nicht beirren liess. Allerdings fiel das Resultat mit 27 802 annehmenden gegen 2153 ablehnenden Stimmen eindeutig zugunsten der Vorlage aus. Im Amt Wangen zählte man bloss 3, im Amt Fraubrunnen 6 und im Amt Aarwangen 106 Nein, von denen über die Hälfte Lotzwil allein aufbrachte. Aber der Umstand, dass über zwei Drittel der Bürger sich der Stimmabgabe enthielt, liess den liberalen Sieg doch in einem etwas gedämpften Lichte erscheinen.

Den Erfolg verdankten die Liberalen den Versprechungen auf *wirtschaftlichem Gebiet*. Hiermit entsprachen sie den Erwartungen und Hoffnungen, die der einfache Mann in die Erneuerung setzte, und weckten so im Volke die drängenden Wünsche und Begehren, die es bis anhin in ehrfürchtiger Scheu verschwiegen hatte und die es erst nach ergangener Aufforderung zu äussern wagte. Die wichtigsten und an Zahl den meisten Eingaben gemeinsamen betreffen: die Abstellung der Missbräuche in der Forstverwaltung und die gerechtere Verteilung der Holznutzung, die Aenderung des Tellen-

gesetzes, die Abschaffung des Ehrschatzes, die Uebernahme des Unterhalts der Strassen durch den Staat und die Aufhebung aller Frondienste, die Aenderung des Maternitätsgesetzes und die Herabsetzung der Tarife und Gebühren.

Klaghaft über obrigkeitliche Eingriffe in die Rechte der Anteilhaber an Wäldern sind vor allem einige Gemeinden aus dem Bipperamt und dem Amt Aarwangen; aber auch Bätterkinden, Utzenstorf, Zielebach und Schalunen bringen Klagen vor. Sie beschweren sich darüber, dass ihre Rechte, die sie vor 1798 besessen, verkürzt oder ihnen ganz genommen worden seien. Früher hätten sie über ihren Waldanteil nach Belieben verfügen und darin nach Bedarf holzen dürfen. Das habe aber unter der Restauration aufgehört. «Seit einiger Zeit», erklärt Bannwil und fasst damit alle Beschwerdepunkte zusammen, «sandte die Forstkommission jeweilen einen Forstbeamten zur Beaufsichtigung der Waldung, der dann oft die nicht ganz zweckmässigen Stellen zur Holzversteigerung anwies und überhaupt die Administration des Waldes leitete. Ueber die Holzausgaben musste die Gemeinde förmlich Rechnung ablegen und darin die Waldung als eine «obrigkeitliche» anerkennen und benennen. Endlich erlaubte sich die Forstkommission, namentlich in den neueren Zeiten, mehr und mehr Holzanweisungen auf diese Waldungen, deren Lieferung ihr gar nicht obliegt. Alles das sind Missbräuche, welche bis zum Jahr 1798 niemals stattgefunden. Es wird ehrerbietig um Abschaffung derselben angetragen und geboten, dass inbezug auf Verwaltung und Benutzung des Längwaldes (im Oberamt Wangen) der Stand der Dinge werden möchte, wie er bis zum Jahre 1798 bestanden hat.»

Die Telle war eine Grundsteuer, die ein Eigentümer pro Jahr an die Gemeinde, in der sein Grundbesitz lag, entrichten musste und wurde pro mille vom Katasterwert und per Juchart berechnet. Diese Abgabe zahlte aber der Staat von seinen Waldungen nicht. Er konnte sich dabei auf das alte Herkommen berufen, welches Allmenden und Waldungen von dieser Abgabepflicht befreit hatte. Dies bedeutete für manche Gemeinden einen bedeutenden Einnahmeausfall und brachte solche, die auf ihrem Gebiet bloss Staatswald hatten, wie Obersteckholz, in eine Notlage. Allgemein empfand man den Tell-Entzug durch den Staat als unzeitgemäss und darum als Unrecht.

Vermehrte Unzufriedenheit schaffte der Erlass eines neuen Gesetzes, das für die Teile ein Maximum festsetzte und die Gemeinden verhielt, bei der jeweiligen Festsetzung des Tell-Satzes die Bewilligung der Regierung einzuholen. Eine Eingabe nannte diese Vorschrift eine Bevogtung. Einmütig ver-

langte man die Abschaffung oder doch Abänderung des Tell-Gesetzes in den beanstandeten Teilen.

Als drückende Last empfand man ferner den *Ehrschatz.* Er war ursprünglich eine Abgabe, die bei der Besitzänderung einer zehntpflichtigen Liegenschaft vom frischen Eigentümer als Ersatz für den verlustig gegangenen Zehnten zu entrichten war, und hatte sich durch alle Zeitläufe hindurch bis in die Restaurationsperiode hinein erhalten. Nun wurde die Abgabepflicht aber auch auf die Gebäulichkeiten ausgedehnt und zu alledem noch erschwert durch die Verordnung vom 14. Februar 1828, nach welcher die jeweilige Schätzung durch auswärtige Schätzer vorgenommen werden musste statt wie früher durch vereidigte, mit den Lokalverhältnissen vertraute Gerichtssässen. Die Bezahlung der dergestalt erhöhten Handänderungssteuer in Verbindung mit den Stipulationsgebühren war nicht nur eine grosse Belastung, sondern erschwerte, wie die Eingaben erklären, auch den Liegenschaftshandel und verursachten eine Entwertung des Grundbesitzes. Die Begehren von Ursenbach, Wangen, Wangenried, Walliswil-Wangen, Oberbipp, Wiedlisbach, Thörigen, Attiswil, Wolfisberg, Aarwangen, Bannwil, Roggwil und Untersteckholz drangen deshalb auf Abschaffung der Handänderungsgebühr.

Der einmütige Wunsch aller an die Aare angrenzenden Gemeinden war die Uebernahme der Landstrassen durch den Staat. Gleichzeitig sollen auch alle Frondienstpflichten wie die Fuhrungen und Holzlieferungen an Brücken und obrigkeitlichen Gebäude nebst den damit verbundenen übrigen Leistungen abgeschafft werden. Wer bedenkt, welche gewaltigen Aufwendungen die Instandhaltung der vielen Brücken und Uferverbauungen vor der Juragewässerkorrektion von 1883 infolge der häufigen Hochwasser der Aare erheischten, der begreift das dringende Begehren dieser Ortschaften um Befreiung von einer Fron, die als schwerer Druck durch Jahrhunderte auf ihnen gelastet hatte.

Grund zu schwerer Unzufriedenheit gab das *Maternitätsgesetz*. Im Wunsch für dessen Abänderung war der ganze Oberaargau einig. Wir begnügen uns aber zusammenfassend nur die Eingaben von *Lotzwil und Ursenbach* mitzuteilen, weil sie sämtliche Klagepunkte enthalten, die auch von den andern Gemeinden vorgebracht wurden.

Laut ihren Ausführungen sprach das Maternitätsgesetz die unehelichen Kinder in jedem Falle der Mutter zu. Die Folge war, dass sie der Gemeinde zufielen und zu ihrer Verarmung führten. Dabei kam der Vater, der oft ein verführerischer Wüstling war, fast ohne Strafe davon, wenn er unvermög-

lich war. Der Gemeinde Rohrbach z. B. wurden von 1820 bis 1830 total 64 uneheliche Kinder aufgehalst, und Rütschelen hatte allein 1829 9 solche aufnehmen müssen. Nach dem Erläuterungsschreiben des Obergerichts zum Gesetz von 1821 konnte man sich bloss für den Unterhaltsbeitrag an die vertretende Gemeinde des Beklagten halten, nicht aber für die Entschädigung an das Armengut der belasteten Muttergemeinde und nicht für die übrigen Leistungen, für welche man sich an den Beklagten selbst halten musste. Diese gingen aber in den meisten Fällen verloren, weil er entwich oder zahlungsunfähig geworden war. Die öffentliche Meinung lehnte sich hauptsächlich gegen das Gesetz auf, weil den Verführer keine härtere Strafe traf.

Neben den Beanstandungen der Eingriffe in die genossenschaftlichen und örtlichen Rechtsverhältnisse und den Forderungen, welche die Befreiung der Gemeinden von Auflagen und Dienstleistungen an den Staat anstrebten, enthielt die überwiegende Mehrzahl der Eingaben Wünsche und Begehren, die den *einzelnen Bürger* von den verteuernden Unkosten entlasten sollten, welche die Handhabung des Bau-, Vormundschafts- und des Hypothekarwesens, die Verordnungen über den Handels- und Marktverkehr und die Verwaltungs- und Gerichtspraxis verursachten. Sie werden oft in einem herben Tone vorgebracht und bestätigen die Richtigkeit der Auffassung, die Johann Gaiser von Lotzwil in seinem persönlichen Schreiben an die Standeskommission mitteilte: «Man hört überall weniger Beschwerden über die Hohe Regierung selbst als gegen bestehende Einrichtungen fast aller Behörden auf dem Lande.» Die allgemeine Unzufriedenheit macht sich besonders Luft in den Klagen über die «verderblichen» Tarife der Fürsprecher, Notare, Rechtsagenten und Prokuratoren und über die Stempel- und Amtsschreibereigebühren. «Sie sind um so drückender», schreibt die Gemeinde Ursenbach, «weil man nach den neuen Gesetzen je länger je mehr an diese (die Rechtskundigen) gebunden ist. Ohne ihre Beiziehung läuft man Gefahr, Fehler zu machen und Schaden zu leiden. Das zeigt sich besonders bei den sogenannten Benefici Inventari und den Geltstagen. Durch die Gebühren wird das an sich geringe Vermögen geschwächt. Bei den Geltstagen wird oft ein an sich noch ordentliches Vermögen rein aufgezehrt, so dass der Gläubiger und auch der Weibergutsanspruch das leere Nachsehen hat ... Dazu kommt, dass bei Vogtsrechnungen jeweilen die Nebendoppel nicht mehr vom Verfasser der Rechnung gemacht werden müssen, ferner, dass bei der Inventur von Vermögensnachlässen sowie bei öffentlichen Steigerungen, so gering in beiden Fällen das Vermögen sein mag, ein Notar zugezogen werden muss, was die Kosten stark vermehrt.»

Lotzwil verlangt ebenfalls die Herabsetzung der Tarife, «welche den mittellosen Klassen zur niederdrückenden Last fallen und den armen, verdienstlosen oder von Schulden bedrängten und mit einer zahlreichen Familie belasteten Hausvater noch tiefer hinabdrücken, ihm Not und Kummer noch grösser machen und vielleicht manchen sonst nützlichen und ruhigen Bürger zum Vaganten machen und an den Bettelstab bringen, ohne dass dem Staat oder dem Volke dadurch Vorteil zufällt. Warum erregen diese Gesetze allgemein Unzufriedenheit?

Weil diese Anordnungen grösstenteils den mittleren und geringeren Klassen beschwerlich fallen;

weil die in den Amtsschreibereien unter diesen Rubriken bezogenen Gebühren als Lasten angesehen werden, von denen man ehedem nicht das mindeste wusste;

weil die meisten der Verrichtungen, namentlich die Inventarien, von den Vorgesetzten jedes Orts früher selbst und unentgeltlich gemacht wurden;

weil aber auf die angeführte Weise bloss die Amtsschreiber begünstigt werden auf Kosten eines oft geringen Vermögens und auf eine Art, die dem öffentlichen Wohl so wenig als dem Staat selbst einen Nutzen bringt.»

Busswil schliesst seine Ausführungen mit dem Satz: «Alles (Verwaltungs- und Gerichtspraxis) ist nach und nach so eingerichtet, dass die Fürsprecher, Agenten und Amtsnotaren durchaus in völligem Wohlstand leben können wie der fürnehmste Herr», und Rohrbach mahnt: «Soll die Mittelklasse nicht ganz zur Verarmung kommen und damit der Wohlstand nicht gänzlich hinabsinken, so muss dies besonders berücksichtigt werden.»

Ausser den Volkswünschen, die einer grösseren Zahl von Eingaben gemeinsam sind, wurde eine noch vielfältigere Menge vereinzelter Begehren geäussert, die wir nur der Vollständigkeit halber anführen:

Wahl von Juristen in das Appellationsgericht und als Gerichtspräsidenten der Amtsbezirke, Verminderung der Zahl der Regierungsräte und der Kommissionen, Einführung billiger Taggelder für die Grossräte, Herabsetzung der Beamtenbesoldungen, Ordensverbot für alle zivilen und militärischen Beamten, Abänderung der Chorgerichtssatzungen, strenge Justizpflege in Hinsicht auf die untern Behörden, strenge Massregeln gegen schlechte Haushalter und Verschwender, Abschaffung der Militärdispensgebühren für Bresthafte und Untaugliche, Einführung einer Vermögenssteuer, Schaffung von Friedensrichterämtern mit genauer Umschreibung der Kompetenzen, Anerkennung der alten Rechtsamen, Aufhebung des Gesetzes

über die Bedachung der Häuser mit Schiefer oder Ziegeln und der Verordnung betreffend die Wucherstiere, Beschränkung des Garnisonsdienstes in der Stadt auf die Rekrutenausbildung, Verbilligung des Salzpreises, Zollfreiheit für alle Waren, freier Verkauf für alle gepflanzten Produkte und alle gebrannten Wasser, Abstellung der Amtsschützenprämien, Herabsetzung der Getränkeabgaben, Aufhebung der Patentgebühren im Handels- und Marktverkehr.

Man sieht daraus, dass es den Liberalen mit der Erzwingung der Einholung der Volkswünsche gelang, besonders auf dem wirtschaftlichen Gebiete die Gemeinden und die Bevölkerung für ihre Sache zu mobilisieren. Zugleich versetzten sie sich aber damit in die Lage von Goethes Zauberlehrling und konnten mit ihm ausrufen: Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los. Denn wie sollte es möglich sein, mit einem Schlage zu schaffen, was nur in langsamem Wachstum reifen kann?

Zwar fehlte es der neuen Regierung nicht an gutem Willen. Dazu besassen die Liberalen in der neuen gesetzgebenden Behörde geradezu unbeschränkten Einfluss. Von den 240 Grossräten gehörten nur 20 den alten Geschlechtern an, nachdem von den 38 gewählten Patriziern 18 die Wahl ausgeschlagen hatten. Im Oberaargau lehnte Karl Zeerleder das anvertraute Mandat ab, während Oberst von Herrenschwand sich für Schwarzenburg entschied. Nach den erfolgten Ersatzwahlen ergab sich für unsere drei Aemter folgende Vertretung:

Amt Wangen: Ratsherr Karl von Lerber von Bern; Dr. med. J. R. Gugelmann, Attiswil; Jakob Roth-Rikli, Wangen a. A.; Johann Mühlemann, Gemeindeschreiber, Bittwil; Johann Born, Negoziant, Herzogenbuchsee; Samuel Güdel, Prokurator, Sumiswald; Wilhelm Bögli, Seeberg; Rudolf Schaad, Färber, Schwarzhäusern, nach der Demission 1833 ersetzt durch Abraham Friedrich Rikli, Wangen a. A.

Amt Aarwangen: Johann Egger, Gemeindeammann, Aarwangen; Johann Ulrich Leibundgut, Gerichtspräsident, Aarwangen; Jakob Buchmüller, Regierungsstatthalter, von Lotzwil; Felix Gygax, Weibel, Thunstetten; Johann Jakob Ryser, Murgenthal; Samuel Obrist, Aarwangen; Andreas Jufer, Rechtsagent, Kleindietwil; Jakob Lanz, Wirt, Madiswil; Friedrich Geiser, Kreuzwirt, Langenthal; Niklaus Bützberger, Weibel, Bleienbach.

Fraubrunnen: Niklaus Häberli, Gerichtssäss, Münchenbuchsee; Johann Rudolf Steinhauer, Fraubrunnen; Emanuel von Fellenberg, Hofwil; Niklaus Niklaus, Zauggenried; Rudolf Ludwig Bosshart, Fraubrunnen.

Wer nun aber angesichts dieser Machtverteilung eine wirtschaftliche Entwicklung und eine baldige Behebung der drückenden Nöte erwartete, sah sich enttäuscht. Die Frage des Loskaufs der Zehnten und Bodenzinse und der Neuordnung der Rechtsamen löste einen hitzigen Kampf aus, der die Abspaltung des radikalen Flügels einleitete und einen jahrelangen Parteihader zur Folge hatte. Zwar kam das Gesetz über die Aufhebung der Zehnten nach hartem Ringen zustande. Doch wurde das Dekret dazu 1840 verworfen. Erst die Radikale Partei brachte diese Aufgabe zu einem befriedigenden Abschluss. Die Armenfrage endlich fand nach langwierigen Kommissionsberatungen und Aufstellung verschiedener Entwürfe erst durch die Armengesetzgebung von 1857/58 ihre Lösung.

Allerdings muss man dem Versagen mildernde Umstände zubilligen. Die Asylgewährung an ausländische Flüchtlinge, der Einfall Mazinis von der Waadt und Genf aus in Italien und der Steinhölzli-, Conseil- und Prinzenhandel führten zu schweren Konflikten mit den Nachbarmächten. Die Neuenburger- und Schwyzerwirren und die Trennungsversuche des Baselland von Baselstadt, der Aufruhr im katholischen Jura, die Verschärfung der Gegensätze zwischen den eidgenössischen Ständen, das Ringen um die Revision der Bundesverfassung und die Bestrebungen, die freisinnigen Kantone zu einem Schutzbunde zusammenzuschliessen, woran namentlich Karl Schnell und seine Anhänger stark beteiligt waren, liessen die Behörden nie zu Atem kommen. Ueberdies bewirkte der Zweifrontenkampf der Liberalen gegen ihre alten Feinde, die Patrizier, und gleichzeitig gegen ihre neuen Gegner, die Radikalen, dass selbst für die dringendsten innern Angelegenheiten kaum Zeit übrig blieb.

Es blieb darum fast alles beim alten, und alle, die von der Erneuerungsbewegung rasche Massnahmen zur Verwirklichung der in Aussicht gestellten materiellen, wirtschaftlichen und geistigen Vorteile erwartet hatten, standen vor einem Scherbenhaufen zertrümmerter Hoffnungen.

Der Bauer fristete auch weiterhin ein ziemlich kärgliches Dasein. Das Bargeld war in seinem Haushalt rar. Die Mehreinkünfte, die ihm die Talkäsereien und der Uebergang zur Milchwirtschaft ermöglicht hatten, schafften eigentlich vielerorts nur den Ausgleich für den durch den Rückgang des Hanf- und Flachsbaus verursachten Ausfall. Zudem fehlte es an einer rationellen Bodenbewirtschaftung. Die Garantierung der Freiheit der Niederlassung und von Handel und Gewerbe wirkte sich mehr zum Schaden als zum Nutzen des Handwerker- und Gewerbestandes aus. Es wurde kein Befähigungsaus-

weis mehr gefordert. Das Pfuschertum und die gewissenlose, ungehemmte Konkurrenz schossen ins Kraut, und die vollständige Verlotterung des Lehrlingswesens förderte den Mangel an einem tüchtigen beruflichen Nachwuchs. Industrien bestanden im Amt Wangen nur in Wangen a. A. und in Herzogenbuchsee. Aber die Pferdehaarspinnerei Roth und die Rotfärberei des Friedrich Abraham Rikli standen noch im Anfang der fabriktechnischen Entwicklung, und die wenigen Blusenfabriken und die Seidenbandweberei Moser in Herzogenbuchsee beschäftigten zur Hauptsache Heimarbeiter. Das industriereichere Langenthal, das durchs ganze 18. Jahrhundert hindurch ein Zentrum der Leinwandfabrikation und des Leinwandhandels gebildet und sich eines ansehnlichen Marktverkehrs erfreut hatte, litt auch anfangs der dreissiger Jahre noch unter der nach der Aufhebung der Kontinentalsperre eingetretenen Ueberschwemmung unseres Kontinents mit Baumwollprodukten und verzeichnete im Vergleich zu früheren Zeiten eine fühlbare Abnahme der Zolleinnahmen und des Warenabsatzes.

Durchgreifende Fortschritte zeigten sich eigentlich bloss im Schulwesen. Am 1. Oktober 1835 trat das Primarschulgesetz in Kraft. Es schuf eine einheitliche Organisation, eine wirksame Aufsicht und verfügte eine zeitgemässe Neugestaltung des Unterrichts mit Einführung neuer Fächer, namentlich des Knabenturnens und der Handarbeit für Mädchen und förderte als Krönung der Bestrebungen die Ausbildung der Lehrer.

Aber alle diese Reformen entsprachen noch lange nicht dem in hochtönenden Reden angekündigten Programm, welches die Volksschule in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stellte und als «wichtigsten Zweig des gesamten Staatswesens erklärte, der allein imstande sei, das Sinken des Gemeinwesens zu verhindern». Als man an die Verwirklichung gehen wollte, fehlten die Mittel. Für die Kosten hatten die Einwohnergemeinden aufzukommen. Sie waren aber nur spärlich mit Schulgütern ausgestattet, denn im Gemeindegesetz wurden die reichen Besitzungen an Wäldern, Wiesen und Aeckern den Burgergemeinden zuerkannt. Der Amtsrichter Christian Obrecht von Wiedlisbach beantragte die Erhebung einer Erbschaftssteuer zugunsten der Schulgüter. Sein Vorschlag wurde aber abgelehnt, ebenso sein zweiter Antrag, dass jeder Staatsbeamte 1% seines Einkommens an den Schulfond zu entrichten habe. Das Opfer der schlimmen Finanzlage waren die Lehrer. Sie fristeten auch weiterhin ärmlich das Los, wie es Gotthelf in den «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» darstellt.

Auch mit dem Mittelschulwesen ging es nur langsam vorwärts. Die bei-

den ersten bernischen Sekundarschulen wurden im November 1833 in Kleindietwil und Langenthal eröffnet. Doch war ihre Errichtung schon vor 1830 durch aufgeklärte Männer angebahnt und vorbereitet worden. Ihnen folgte 1835 Herzogenbuchsee. Alle weiteren Sekundarschulgründungen in unserem Gebiete fallen in eine viel spätere Zeit: 1860 Wiedlisbach, 1878 Wangen a. A. und 1899 Niederbipp. Wenn trotz solcher bedauerlicher Zustände mancherortsdieVolksschulendurchorganisatorischeMassnahmen,wieTeilung der Schulklassen und Schulstufen und Ausbau der Fächer, schöne Fortschritte zeitigten, so war dies hauptsächlich Schulfreunden der betreffenden Orte und dem beruflichenIdealismus bedeutender Lehrerpersönlichkeiten zu verdanken.

Eine allgemeine, wenn auch langsame wirtschaftliche Belebung kündigte sich im letzten Viertel des Jahrhunderts an. Die lange ersehnte Entwicklung setzte aber erst kräftiger ein um die Jahrhundertwende. Sie erfuhr in den kommenden Jahrzehnten allmählich eine Beschleunigung und gestaltete den vor 130 Jahren noch mehrheitlich bäuerlichen Oberaargau in bezug auf die berufliche, soziale und geistige Bevölkerungsschichtung und die Lebenshaltung, die Vielheit der Betätigungsmöglichkeiten, die verbesserten Arbeitsbedingungen und den fortschrittlichen Ausbau aller Institutionen, die der allgemeinen Wohlfahrt dienen, zu einem der wirtschaftlich ausgeglichensten und auf allen Lebensbezirken regsamsten Landesteil des Bernbiets. Robert Studer

Benützte Literatur

a) *ungedruckte (Staatsarchiv Bern):*
Grossratsprotokolle der Regenerationszeit.
Protokolle des Verfassungsrates und der Verfassungskommission.
Manuale des Regierungsrates.
Die Eingaben der Volkswünsche von Gemeinden und Privaten aus den Aemtern Wangen, Aarwangen und Fraubrunnen.

b) *gedruckte:*
Appenzellerzeitung und Burgdorfer Volksfreund (Jahrgänge der dreissiger Jahre).
Chronik der Familie Rikli, Band 3.
E. Rothen: Die bernische Presse und die Schweizerische Politik 1828/30.
Fr. Häfeli: Die Appenzellerzeitung und die Schweiz. Politik.
A. Jaggi: Geschichte der letzten 100 Jahre.
Ed. Bonjour: Die Wiederherstellung der Volksherrschaft im Kanton Bern.
Otto Graf: Die Schulgesetzgebung im Kanton Bern.
Hans Freudiger: Die politisch-wirtschaftliche Entwicklung des Amtes Bipp.
Kasser und Studer: Denkschrift der Ersparniskasse Wangen, 2. Teil.
Walter Wegmüller: Die industrielle Entwicklung Langenthals.

OBERAARGAU IN MEINEM GEDENKEN

Anmerkung

Karl Alfons Meyer (geb. 1883) hat seine Jugend in Wiedlisbach und Solothurn verbracht, wo sein Vater Staatsschreiber und Staatsarchivar war. An der ETH in Zürich studierte er Forstwissenschaften und hat später an der Eidgenössischen forstlichen Versuchsanstalt eine Stelle bekleidet. Die Naturwissenschaften sind es denn auch, die als Ausgangspunkt seines schriftstellerischen Schaffen bezeichnet werden können; doch ist es nicht die Form der akademisch-wissenschaftlichen Darstellung, die ihm das letzte Ziel bedeutet — obwohl auch eine Reihe forstwissenschaftlicher Arbeiten aus seiner Feder erschienen sind — sondern eine allseitige Vertiefung in die unendliche Mannigfaltigkeit des Lebens und der Natur., Denn dieser Forstwissenschafter hat auch literarische und geschichtliche Studien getrieben, und ein Zufall ist es nicht, dass auch das Gebiet der Musik ihn fesselt und zu publizistischer Arbeit geführt hat. Mögen es scheinbar entgegengesetzte Geistesgebiete sein, so einigen sie sich doch im Talent dieses Autors, dem Naturbetrachtungen und naturkundliches Wissen zugleich poetisch empfundenes Welterleben und Vertiefung in das geistige Wesen des Menschen ist.

So traten in den Mittelpunkt seines schriftstellerischen Schaffens jene Skizzen naturbetrachtend-poetischer Art, deren schönste in dem jetzt erschienenen Bande «Von Frau Haselin zu Freund Hein» gesammelt sind. Von Kilchberg (ZH) aus, wo Karl Alfons Meyer heute lebt, hat er sie für die «Neue Zürcher Zeitung» geschrieben und sich bei einer grossen Lesergemeinde bekannt gemacht. Vom Regierungsrat des Kantons Zürich wurde ihm ein literarischer Preis zuerkannt für sein Wirken, «das in heute selten gewordener Art die verschiedensten Bildungsbezirke zu gegenseitiger Erhellung zusammenzufügen weiss und Wert und Ehre unserer Sprache sorgsam hütet».

*

Wie gerne lesen wir jedes Wort, das Cuno Amiet seiner Wahl- und Schaffensheimat Oschwand widmet! Wie freuen wir uns der Schilderung Carl Spittelers von seiner ersten, kindlichen Fahrt durch die Clus und den Streifen bernischen Gebietes nach Solothurn! Schon das Wort «Kanton Bern» wirkte spannend und aufregend auf ihn: «Es wurde einem zumute, als ob man einen unbekannten Weltteil entdeckte.» Und dann erst der Gesamteindruck, den er von Solothurn davontrug, zeitlebens: «Eine Märchenstadt mit goldenen Dächern. Ich bin seither noch oft in Solothurn gewesen und habe jedesmal festgestellt, dass in Solothurn die Dächer aus Ziegeln bestehen und nicht aus Gold. Allein das hilft mir wenig; immer wieder werden die Dächer golden, immer von neuem muss mein Verstand mühsam das Gold abschaben, damit ich Solothurn in Gedanken so sehe, wie es wirklich ist, und nicht so, wie es im Herzen des Kindes nachleuchtete. Ja, im Herzen. Denn nicht bloss zur goldenen Märchenstadt wurde mir Solothurn, sondern auch zur Sehnsuchtsstadt. Wie oft ist mir Solothurn nachher in seligen Träumen erschienen! Als jungem Mann in Russland träumte mir nie von meiner Heimat Liestal, oft dagegen von Solothurn.» Auch der dortige Dialekt hat Spitteler immer heimatlicher angemutet als jeder andere der Schweiz.

Noch manche grosse und viele geringere Geister suchten von je Gutes und Liebes über diese Landschaft festzuhalten. Es kann unbescheiden erscheinen, wenn auch ich einige Züge beisteuern möchte. Was mich dazu wohl ein wenig berechtigt, ist ausser meiner tiefen Neigung für Land und Leute das Bewusstsein, einer der allerältesten Lebenden zu sein, der die Gegend noch erlebt hat, wie sie vor mehr als zwei Generationen erschien. Da ich im Bipperamt geboren wurde und dort die fernsten Jugendjahre erlebte, Heimatorte aber Solothurn und das jenseits der Schmiedenmatt gelegene Dörfchen im Balsthaler Tal waren, ferner zahlreiche Verwandtschaften, Verbindungen und Berührungen bestanden, auch Verschiedenheiten der Konfession und der Dialekte, war die Anregung zu zahllosen Beobachtungen gegeben. Wer hat noch das weithin schimmernde gewaltige Firnfeld des Alteis gesehen? Am 11. September 1895 hat ein Gletscherbruch es teilweise zerstört; noch erinnere ich mich gut, wie aufgeregt mein Vater am 12. September auf den grossen Schatten zeigte.

Doch was wäre denn «Oberaargau»? — Für mich handelt es sich hier und heute gewiss um keinen politischen Begriff. Nicht etwa nur deshalb, weil er sich im Verlauf der Jahrhunderte stark gewandelt und seine Grenzen mehrmals verschoben hat. Reichte doch zur Römerzeit, lange vor der

Gründung Berns, die regio Ararensis vom heutigen Thun bis zur Mündung der Aare! Später umfasste die Grafschaft Oberaargau das Gebiet vom Thunersee bis zur Murg (Murgenthal). Vom 15. Jahrhundert an verstand dann Bern darunter die Gegenden von der Emme bis zur Wigger. Als dann der selbständige Kanton Aargau entstand, hiessen nur noch die weiter oben an der Aare liegenden bernischen Amtsbezirke Aarwangen, Wangen und ein Teil der Aemter Burgdorf und Fraubrunnen «Oberaargau». Darf ich ganz offen sprechen? — Alle diese Verschiebungen, bald Vergrösserungen, bald Verkleinerungen mögen gewiss geschichtlich, politisch, verwaltungs- und steuertechnisch sehr wichtig sein — aber im Grunde meines Herzens lassen sie mich kühl. Denn für mich war und ist und bleibt «Oberaargau» ein heimatliches Kleinod meines Gefühls. Möge ein Beamter mich verachten und ein Föderalist Zeter schreien — ich schäme mich gar nicht, nein! Ich freue mich und bin stolz darauf, dass zu meinem «Oberaargau» nicht nur von vorneherein das ganze Bipperamt, das Einzugsgebiet der Langeten, das Emmental, Trachselwald, Huttwil, Büren a. A. gehören, sondern auch die luzernische Gegend beim Kloster St. Urban und vor allem die ganze solothurnische Wasseramtei Bucheggberg-Kriegstetten, die ebenfalls solothurnischen Amteien Lebern, Balsthal-Tal- und Gäu und sogar noch Olten-Gösgen. All das bleibt über Kantonsgrenzen hinaus für mich eben Oberaargau und fast — Urheimat. «Oberaargau» erweckt einen bestimmten Landschaftseindruck, gerade wie etwa «Oberland», «Seeland», «Buchsgau», «Schwarzbubenland», «Seerücken» im Thurgau, «La Béroche» am Neuenburger See, «La Côte» im Waadtland, die sich alle nicht nach politischen Bezirken richten. Es gäbe ja auch ein solothurnisches Emmental. Und die Bewohner des Landes, das mir hier als «Oberaargau» gilt, das sind eben die Leute, von denen das Lied singt: «Die vor Aemme, die vor Aare, stark und frei i Not und G'fahre».

Einst habe ich — es war 1938 nach der Abstimmung über das Eidg. Strafgesetz — zum Bundesfeieraufsatz der «Neuen Zürcher Zeitung» die Ueberschrift gewählt: Aussicht auf die Schweiz vom Weissenstein. Dieser Titel ist seither oft angewandt und auch zum Poststempel geworden. Es mag unbescheiden sein, daran zu erinnern; aber ich gestehe, dass ich stolz darauf bin, auf liebste, älteste Heimateindrücke aufmerksam gemacht und sie in einem zum Slogan gewordenen Wort festgehalten zu haben. Wenn ich mir heute daran zu erinnern erlaube, gelte es als Abchiedsgruss an den Weissenstein, die Röthi, Solothurn, das Bipperamt, den Oberaargau — und an ein ganzes Leben.

Wie ich heute den «Oberaargau» sehen will, so hatte einst jene Betrachtung die Absicht, über Kantonsgrenzen hinaus das allgemein Schweizerische zu betonen. Es war mir Freude und innerste Beruhigung, dass man vom Weissenstein und den noch umfassendere Aussicht bietenden Gipfeln Röthifluh und Hasenmatte nicht nur, besser als irgendwo sonst, fast unser ganzes Vaterland zu überblicken vermag, sondern dass auch die Kantone friedlich ineinander übergingen. Es gab keine Grenzen zwischen Bern und Solothurn, man sah nicht, wo Bern mit den Kantonen Luzern, Aargau, Obwalden, Wallis, Freiburg, Neuenburg zu verschmelzen begann. Politisch, militärisch, konfessionell schien mir Einigkeit notwendig. Wohl aber — und da begann über das eidgenössische Bewusstsein hinaus die engere, sprachlich-kulturelle Heimatliebe — erkannte man vor allem in warmer Nähe auch die Landschaft, die für Spitteler eine Jugendliebe blieb, für Jeremias Gotthelf und Josef Reinhart aber Leben bedeutete. Jeden Flecken Erde ihrer Schilderungen überblicken wir hier. Das Galmis und die ganze Heimat Reinharts schmiegen sich ja an die Röthi. Aber auch alle Dorfschaften und Höfe Gotthelfs, die wirklichen wie die erdachten, da liegen sie unter uns; fast spüren wir den Hauch frischgepflügten Bodens aus seinem Emmental heraufdampfen. Nicht nur Murten, Utzenstorf, Lützelflüh, Koppigen, das Grauholz sehen wir; auch Erdöpfelkofen, Brönzwyl, Frevligen, Liebiwyl, Lümliswyl, Lättikofen, Gäuchli-, Züsi-, Zinggi-, Küechli- und Gytiwyl müssen da ganz in der Nähe sein, und wahrhaftig! Dort sind ja die Ankenballe, der Hunghafen, das Blitzloch, die Vehfreude, der Nidleboden, der Zyberlihooger, d'Glungge, d'Gnepfi, da die Säublume, der Knubel, Bärhegen, die Dornhalde und der Kirchstalden, der Tschaggeneigraben, und dort guckt auch das Dörfchen Niegenug hervor. Den ganzen Schauplatz des Lebens und Sterbens der seltsamen Magd Elsi übersehen wir. (Deren Verwandtschaft mit der von französischen Husaren getöteten Grenchnerin Maria Schürer scheint Gotthelfs Biographen entgangen zu sein.) Aber auch Kellers Seldwyla taucht auf und Konrad Ferdinand Meyers Mythikon. Dort ist ein Türmchen, hier ein Spitzchen. Von Röthi und Hasenmatt ist auch die Aussicht nach Norden frei, auf Schwarz- und Wasgenwald und sogar ein Stücklein Rhein jenseits der fünf Juraketten. — Ich bin überzeugt, dass jeder, der bei klarem Wetter von der Röthi aus die Schweiz überblickt, gar nicht anders kann als sie zu lieben.

Nochmals fällt mir der strahlende Alteis vor dem 11. September 1895 ein. Welch ungeheurer technischer und wirtschaftlicher Wandel vollzog sich seither! Von Kriegen und politischen Umgestaltungen zu schweigen, sollte

Enthauptung der heiligen Katharine. Ausschnitt aus den vorreformatorischen Fresken in der Katharinen-Kapelle Wiedlisbach

man auch beobachtet haben, wie z. B. Land- und Alpwirtschaft sich entwickelten, wie das Forstwesen sich umstellte, welche Tiere man nicht mehr sieht, wieviele Pflanzen verschwanden, welche neu eingeführt wurden. Da vermögen manchmal geringe Einzelheiten selbst aus einem ganz unbedeutenden, längst vergessenen Leben die eine oder andere Frage zu erhellen. Und die Menschen — wie sich selbst — lernt man nur aus persönlichen Erinnerungen kennen.

Nur in wenigen Stichworten seien einige Andeutungen gegeben.

Dort, wo viel später die Anstalt Dettenbühl erbaut wurde, hatten meine Eltern einst einen prächtigen Kirschbaum gemietet, für 5 Franken; er war mit gewiss etwa 120 Kilo herrlicher schwarzer Früchte vollbeladen; freilich mussten wir sie selbst pflücken, wobei meine muntere, sehr rüstige Tante in grosse Gefahr geriet, da die Leiter sich umkehrte, als sie im Gipfel des Baumes auf einen Ast hinaustrat. Mit ihr wanderte ich im Spätherbst oft über den Nebel hinauf nach Hellköpfli und Schmiedenmatt; wir sammelten die erst nach Frösten reifen Berberitzen (Erbselen, Sauerdorn), aus denen sich ein sehr feiner Sirup bereiten liess. Doch längst ist jetzt der damals noch so häufige Strauch ausgerottet, seitdem man erkannte, dass er Zwischenwirt für den Pilz des Getreiderostes ist. In der Laube der Wirtschaft Begert in Farneren bewunderte ich ein mächtiges ausgestopftes Wildschwein, das der Wirt selbst in der «Bettlerchuchi» erlegt hatte. Dort kam man dann auf die Schmiedenmatt, auf deren Weiden ich noch Enzianwurzeln ausgraben sah, wo jetzt die Oberaargauische Viehzuchtgenossenschaft ein Gebäude errichtet hat und Pferde und Rinder sommert; damals konnte ich überall frei herumstreifen, jetzt zwingt Stacheldraht zum Gehen auf neuangelegten Strassen. Das Rüttelhorn ist durch gewaltige Leitungsmasten seiner Urtümlichkeit beraubt. — Während im Mittelland in meiner Jugend sich die Abkehr von den um 1850 gepflanzten reinen Rottannenwäldern anbahnte, zeigte der Jurahang noch den vorherrschenden Laubwald. Dort gab es 1889 eine fabelhaft reiche Buchelmast, wie sie vielleicht in einem Jahrhundert nur einmal vorkommt. Die ganze Bevölkerung des Bipperamts zog hinaus in den Wald und breitete Leintücher und Blachen unter die Bäume, deren Aeste beim geringsten Schütteln Tausende der süssen, ölhaltigen Buchnüsschen herabstreuten.

Viel später durfte ich jene Wälder und Weiden unter Führung des Lehrers Leuenberger durchstreifen. Welch herrliche, seltene Pflanzen fanden wir! Noch waren Ravellen- und Lehnfluh vor der Klus keine «Reservate»; wie freute mich ein Stück der Iberis saxatilis, die in der Schweiz einzig auf

der Ravellen vorkommt. Auch heute kennt der Oberaargau vortreffliche Botaniker, gern denke ich etwa an Oberförster Peter Meyer in Langenthal, einen begabten Schüler des berühmten Pflanzensoziologen Braun-Blanquet. Einem andern dortigen Oberförster, Amsler, verdankt man einen sehr ansprechenden Gedichtband.

Doch auch noch ganz andere Anregungen schulde ich dem Namen Leuenberger. Der Sohn jenes Lehrers, der ersten Klavierunterricht von meiner Mutter erhalten hatte, wurde ein hervorragender Orgelspieler. Sein allererstes Konzert, dem wir alle beiwohnten, gab er in der Kirche von Herzogenbuchsee. Es war der früheste künstlerische Eindruck, den ich empfing; was aber dem Knaben damals noch mehr auffiel, war die grosse Zuhörerschaft von Pfarrern beider Konfessionen, die nachher mit Familie Leuenberger und der unsrigen das Konzert besprachen. Doch ich vergesse ein noch früheres Erlebnis: Im Wiedlisbacher Kornhaus sah ich als Fünfjähriger die erste Theateraufführung meines Lebens; jedenfalls war ich mitgenommen worden, weil meine Eltern sie besuchen mussten und mich nicht allein im Schulhaus zurücklassen konnten. Von wem das Stück war und wie es hiess, habe ich nie gewusst; ich erinnere mich nur einer nächtigen Kerkerszene, da eine Frau ihren angeketteten, in Lumpen gehüllten, von einem erbärmlichen Strohsack aufspringenden Mann aufsuchte; was sie sprachen, verstand ich nicht, aber ein schauerlicher Eindruck haftete tief in mir. Auch eine nächtliche, aber herrliche Erinnerung verdanke ich der Tochter des damaligen Posthalters; sie war mit uns befreundet, schon weil unser nächster Verwandter der Postdirektor von Solothurn war, der die gelben, mit Pferden bespannten Wagen täglich ins Bipperamt sandte und den Postillonen immer Grüsse an meine Mutter und oft Geschenke für mich mitgab. Ida Ingold, so hiess die Posthalterstochter, lehrte mich kindliche Spiele und Künste und zeigte mir eines Abends im Brunnen schwimmende blaue Flämmchen — ein Märchen für mich! Doch auch anderes musste ich als Kind hören und sehen; manches wirkte verhängnisvoll jahrzehntelang nach. Sollten da psychoanalytische Keime für weit spätere Begeisterungen schlummern? Ein weiter Weg vom Kornhaus bis zu meiner Liebe für das Gesamtkunstwerk Richard Wagners!

Es war mir übrigens möglich, nachzuweisen, dass eine Ahnfrau der Gräfin de Flavigny, späteren Madame d'Agoult, eine «patricienne de Soleure» war, Elisabeth Guldimann. Marie d'Agoult aber ist die Mutter Cosimas, der hochbedeutenden zweiten Frau Wagners. Dessen Sohn hat mit seiner Gattin

daraufhin Solothurn und das Bipperamt besucht. Ich hatte ihm auch von den beiden Bildern im «Schlüssel» zu Wiedlisbach erzählt; die Geschichte von Hans Roth aus Rumisberg und der vereitelten Mordnacht von Solothurn gefiel ihm so gut, dass er sie fast wörtlich in seinem Musikdrama «Der Kobold» verwendete, wenn er auch statt den Rumisberger Roth eine Heldin Verena die einen bösen Plan enthüllenden Worte sprechen lässt. Den landesüblichen Namen Verena wählte Siegfried Wagner auch absichtlich, und er gab ihn auch seiner jüngeren Tochter.

Wenn ich mir erlaubte, ein Gedenken an die Familie eines der grössten Geister in Dichtung und Musik einzuflechten, dachte ich auch an den Langenthaler Johann David Mumenthaler, der einst dem um 1800 weit mehr als Goethe und Schiller beliebten Dichter Jean Paul (Friedrich Richter) nach Bayreuth (!) begeisterte Briefe und überdies Oberaargauer Käselaibe sandte. Nach Fritz Wyss hätte auch Goethe Wiedlisbach besucht... Wenn Wyss die Wandmalereien in der ehemaligen St.-Katharinen-Kapelle erwähnt, schreibt er: «Anno 1880 wurden in ihrem Innern Reparaturen vorgenommen, wobei man auf alte Fresken stiess ...» Wer dieser «man» war, weiss ausser mir niemand mehr. Nur die Chronik des Amtes Bipp von J. Leuenberger wusste es noch, denn sie schrieb 1904: «Im Jahre 1880 wurden unter der abfallenden Tünche vereinzelte Partien dieser Malereien entdeckt und durch Herrn Sekundarlehrer Alfons Meyer zu Wiedlisbach teilweise blossgelegt. Herr Franz Anton Zetter, ein bekannter Altertums- und Kunstkenner in Solothurn, von Herrn Meyer hievon benachrichtigt, machte Herrn Prof. Dr. Rahn in Zürich von dieser Erscheinung Mitteilung ...» «Wurden entdeckt» — ja, weil eben mein Vater ahnte, die Kapelle sei während der Reformation einem Bildersturm zum Opfer gefallen. Er beklopfte mit seinem Taschenmesser die Wände, bis ein blauer Schimmer durchschien und ihn zur Blosslegung der Gemälde anspornte. Als Sohn darf ich wohl an ein von allen andern vergessenes Verdienst meines längst verstorbenen Vaters erinnern.

Gern hätte ich nun noch einige selbst in Akten gefundene Einzelheiten erwähnt. Doch der Raum lässt es nicht zu. Ich verweise auf Glurs Roggwyler-Chronik und auf die geschichtlichen Arbeiten von Freudiger und Tschumi. Zwischen alten, manchmal fast unleserlichen Urkunden liegt oft noch Streusand in winzigen golden-glänzenden Splitterchen; doch verzichten wir auf ihren Abbau: er wäre noch aussichtsloser als einst die Goldwäschereien an der Emme. Es wäre aber undankbar, wenn nicht noch Herr J. R. Meyer in Langenthai genannt würde, der sich als Lehrer und durch geschichtliche und

archivalische Arbeiten sehr verdient gemacht hat. Von ihm stammen folgende ergreifende Strophen:

Dr usdienet Taglöhner

Ha nid vil z säge, ha nie vil gseit.
Ha eis gleert: träge — ha eisder treit.

Schtei treit zum Mure, Pflaschter und Träm,
Härd treit bim Pure — bruchsch mi — i chäm!

Leeri ächt grueje ? Gly scho — wär weis?
Träge und grueje — sächs Schue töif ischt eis.

Ich wäre froh und ruhig, wenn ich auf so edel-entsagende Weise vom lieben Oberaargau, ja auch vom Leben Abschied nehmen könnte.

Karl Alfons Meyer

In jeder Minute beginnen auf der Erde Tausende neuer Lebensläufe und ebensoviele versinken. Die meisten bleiben für die Menschheit völlig gleichgültig. Aber jeder Einzelne, so gänzlich unbedeutend er sein mag, ist unbescheiden genug, die paar Jahrzehnte seines Lebens für sich festhalten zu wollen. Es ist auch in allen ordentlichen Staaten Brauch, kirchliche und zivile Angaben schon für jedes Kind aufzuzeichnen. Leiden und Freuden aber und ein innerliches, mehr oder minder ausgefülltes Leben sind nicht zu erfassen. — Ich halte nur wenige äussere Daten fest, ohne einen zu Steckbrief brauchbaren «lückenlosen» Lebenslauf zu beabsichtigen.

Meyer, Karl Alfons; geboren 27. März 1883 in Wiedlisbach, Kt. Bern; Heimatorte: Solothurn und Herbetswil, Bez. Balsthal, Kt. Solothurn. In Wiedlisbach 1. und 3. Primarschulklasse (2. übersprungen, da ich schon sehr gut lesen konnte); 1891 Umzug nach Solothurn, wo mein Vater schliesslich die Aufgaben von Staatsschreiber und Staatsarchivar erfüllte. Literar-Gymnasium in Solothurn. Studium der Forstwissenschaften an der Eidg. Techn. Hochschule, damals noch Polytechnikum genannt; nur theoretischer Abschluss, keine Praxis. Sprachliche und literarische Studien an der Universität (damals Akademie) Neuchâtel. 1908 Ruf an die Eidg. forstliche Versuchsanstalt zur Vorbereitung und späteren Leitung der internationalen forstwissenschaftlichen Bibliographie als «Lebensstellung» — aber im Leben nie erreicht, da schon der erste Weltkrieg alles zerstörte; daher jahrzehntelang Arbeiten, die ein Bürofräulein besser besorgt hätte. Doch seelische Erholung durch forstgeschichtliche Arbeiten, die seit 1929 dank den bisherigen Präsidenten des Schweizerischen Schulrates und den

Direktoren der Versuchsanstalt nebenbei ermöglicht wurden. Noch heute, sieben Jahre nach der Pensionierung, kann ich an einer forstgeschichtlich-pflanzengeographischen Aufgabe arbeiten.

Nebenbei fortwährende Beschäftigung mit Literatur und Geschichte, auch Naturwissenschaften, aber ohne Neigung für technische Fragen. In den dreissiger Jahren Besprechungen der Wagner-Festspiele in Bayreuth und Zürich. In den ersten Kriegsjahren Vorträge für Schweizerkolonien in Deutschland. 1946 Tod einer Tochter an den Folgen eines Absturzes. Angabe meines Todestages heute nicht möglich; man entschuldige die Unvollständigkeiten.

Veröffentlicht: «Geschichtliches von den Eichen in der Schweiz». In «Mitteilungen der Schweiz. Anstalt für das forstliche Versuchswesen», XVI. Bd., 2. Heft, 1931. Verlag Beer & Co., Zürich. In den gleichen «Mitteilungen» erschienen später: «Holzartenwechsel und frühere Verbreitung der Eiche in der Westschweiz»: Kt. Neuenburg, XX, 1, 1937; Berner Jura, XX, 2, 1938; Kantone Freiburg und Waadt, XXI, 2 und XXII, 1, 1940 und 1941. Dann: «Frühere Verbreitung der Holzarten und einstige Waldgrenze im Kanton Wallis», 4 Hefte, 1950, 1951, 1952 und 1955. «Sprachliche und literarische Bemerkungen zum Problem Drehwuchs», Bd. XXVI, 1, 1949.

In Zeitschriften und Zeitungen erschienen sehr zahlreiche Aufsätze, von denen als Beispiel, umfangreichere und für mich persönlich wichtige etwa erwähnt seien: «Leitmotive in der Dichtung» (Bayreuther Blätter, 1917), «Von Siegfrieds Tod zur Götterdämmerung» (Bayreuther Festspiel Jahrbuch 1936) usw. In den «Schweizer Monatsheften» z. B.: «Ueber Kultur und Literatur der Schweiz vor hundert Jahren», 1948; «Moskau in uns selbst», 1954.

«Hobby»: Finden von Frauenschuh, Trauermantel, Hirschkäfer. Sammeln von «Leitmotiven» in Dichtung und Musik.

«Weitere Pläne»: Vollendung einer forstgeschichtlich-pflanzengeographischen Aufgabe im Gebiet Napf - Aare - Emme - Suhr. Zehn Abhandlungen und achtzig Aufsätze aus verschiedenen Gebieten. Gewinnen der Einsicht in die Unausführbarkeit dieser Pläne und volles Verstehen des Satzes von Petrarka: Si quis, toto die currens, pervenit ad vesperam, satis est. —

JEREMIAS GOTTHELF UND HERZOGENBUCHSEE

Gerne wollen wir es Albert Bitzius glauben, dass die Jahre in Buchsi zu den schönsten und glücklichsten seines Lebens gehörten. Denn als er schon zehn volle Jahre in Lützelflüh lebte, schrieb er im Gedenken an die Buchsizeit seinem Freund Joseph Burkhalter im Fluhacker: «Ich denke gar oft an dieses Bänkli vor Eurem Haus und möchte gar zu gerne zuweilen darauf sitzen. Ich bin hier im ganzen genommen sehr einsam. Es hat niemand Zeit, sich mit mir abzugeben, und wenn man schon die Arbeit sein lässt, wenn ich komme, so sieht man doch gar zu oft den Kummer, dass jetzt etwas im Hinterlig bleibe. Es ist aber recht gut, dass ich ferne von der Zerstreuung bin. Der liebe Gott versucht halt eine Radikalkur an mir. Obschon ich lieber sitze als vor 15 Jahren und ziemlich daran gewöhnt bin, so liebe ich doch das freie Leben noch mehr …» Und diese Freiheit hatte der junge Bitzius bei uns. Ungehemmt von väterlichen Ermahnungen noch Familiensorgen genoss er sie in vollen Zügen.

Wollen wir aber Jeremias Gotthelf für die Zeit seiner Vikariatsjahre in Herzogenbuchsee recht verstehen, dann dürfen wir den für ihn so bedeutenden Zeitabschnitt von 1824 bis 1829 nicht ohne jegliche Beziehung aus seinem Leben herausgreifen. Erst aus der Schau über sein ganzes Wirken vermögen wir die Bedeutung dieses Vikariates zu erkennen, denn neben Utzenstorf und Bern gehört diese Buchsizeit so recht zu Gotthelfs Lehr- und Wanderjahren, in denen sich schon mit aller Deutlichkeit die wesentlichen Züge seiner Kämpfernatur offenbaren, und in der wir den späteren Volksschriftsteller wohl zu erkennen vermögen.

Ein kampferfülltes Leben

Gotthelfs Leben fällt in die unruhigste Zeit der Schweizergeschichte. Kampf umtobte schon seine Wiege, Kampf und Ringen füllten alle seine Jahre, und als hartumstrittene Persönlichkeit ist er im Jahre 1854 dahingegangen. Seit namhafte Vertreter der Literatur auf die Bedeutung seines Schaffens hingewiesen haben, sind seine Werke erst in weitesten Kreisen be-

kannt geworden. Eine Grundwelle gotthelfscher Anerkennung haben in neuester Zeit auch die Radiobearbeitungen von Ernst Balzli und die Verfilmung seiner Werke ausgelöst. Aber Gotthelf war lange nicht allen Leuten genehm, und es ist bezeichnend, was uns noch vor ein paar Jahren bei der Rückfrage über ein literarisches Dokument ein bedeutender Jurist mitten aus dem gotthelfschen Emmental schrieb: «... Da unsere Ur-Emmentaler leider Gotthelf nicht sehr lieben, weil er ihnen nach ihrem Dafürhalten allzusehr hinter die Vorhänge geguckt und sie auf die Hühneraugen getschalpet hat, reden und schreiben sie möglichst wenig über ihn ... Zu unserer Zeit hat man uns bis zur Matura unterschlagen, dass bei uns in der Schweiz ein Meyer, Keller und ein Gotthelf lebten. Dafür hat man uns die deutschen Klassiker, an deren Wesen die Teutonen nicht genesen sind, eingetrichtert, dass uns Hören und Sehen und damit auch die Freude verging. Ich habe immer einen Band Gotthelf auf meinem Nachttischli, und meine Frau muss mir oft das Kopfchüssi unter dem Bernerschädel wegziehen, damit ich mich endlich von meinem lieben Bitzius verabschiede.»

Am 4. Oktober 1797 im Pfarrhaus zu Murten geboren, erlebte er schon ein Jahr später den Einbruch der Franzosen und als Fünfjähriger die Plünderung Murtens durch zügellose Oesterreicher Truppen, die auch die Pfarrei nicht verschonten. Ihnen soll er, so erzählt seine Schwester, drohend die Fäustchen entgegengehalten haben, ein Zug, der ihm zeitlebens eigen sein sollte. Er blieb ein unentwegter Kämpfer für Recht und Gerechtigkeit, und was er einmal als Recht ansah, da blieb er unbeirrbar und hartköpfig dabei und hieb in Wort und Schrift rücksichtslos drein, ohne an die eigene Gefährdung zu denken. In den vierziger Jahren schreibt er darüber in einem Brief: «Es ist mir nicht bloss das Schaffen Bedürfnis, sondern zu schreien in die Welt hinein, zu wecken die Schläfer, den Blinden den Star zu stechen.» Wo es dreinzuhauen galt — das Recht war jedoch nicht immer auf seiner Seite — da zögerte er nicht, mit den schimpflichsten Ausdrücken loszuziehen, die er freilich von andern ebenso prompt wieder einstecken musste. Das war, wir dürfen es füglich so sagen, der Dämon im Genie Gotthelfs. Was Wunder, wenn er sich damit in allen Lagern Feinde die Fülle heraufbeschwor und man lange über den finstern Schatten, die sich um ihn zusammengezogen, das Licht nicht sah und nicht sehen wollte, das dennoch über seinem Werke strahlt.

Es ist durchaus natürlich, dass es der Distanz bedurfte von all dem kleinlichen und vielfach zeitbedingten Gezänk, um den wahren Schriftsteller zu erkennen, und dass deshalb zuerst Deutschland ihn entdeckte, bis ein Gott-

fried Keller auf seine überragenden Dichtergaben aufmerksam machte und ihn ohne Vorbehalt unter die grössten epischen Erzähler der Weltliteratur einreihte. Ich glaube, dass heute sowohl Gotthelf wie seine Widersacher gegen die bis zu den höchsten Behörden hinauf sogar Ausdrücke fielen wie «Lumpenpack, Lügner und Betrüger, unnütz Gesindel, Landesverräter, Schelme und Spitzbuben», diese Entgleisungen bedauern müssten, denn sie haben hüben und drüben nur unnütz Geschirr zerschlagen.

Auf ein Schreiben des Erziehungsdepartementes, wo der «beleidigende Ton» und «die Sprache», die er bisweilen führe «in seinem amtlichen Verkehr» beanstandet wurden, hat er entschlossen geantwortet: «Damit man nicht etwa glaube, ich hätte nicht bedacht, was ich da bemerkt, so will ich aufrichtig bekennen, dass ich einen Augenblick anstund, meiner Ueberzeugung Worte zu geben, aber dann siegte meine alte Gewohnheit, wahr zu sein statt höflich, wo beides sich nicht miteinander vereinen lässt.» Allerdings kosteten ihn neue anmassende Eingaben die Stelle eines Schulkommissärs, indem die Regierung ihn 1845 demonstrativ des Amtes enthob. In einem sehr höflichen, aber ironischen Schreiben dankt Gotthelf für die Mitteilung, dass man ihn nach der grossen geleisteten Arbeit entlasse und ihm damit die Zeit frei mache für ganz anderes Tun. Und wirklich, nun begann er seine Bücher zu schreiben.

Vergessen wir bei alledem nicht, dass wir damals mitten in der Zeit der Verfassungskämpfe standen, der Manifeste der Gebrüder Schnell aus Burgdorf und der Volksversammlung auf der Bärenmatte zu Münsingen, geschürt durch die Juli-Revolution in Frankreich. Das Patriziat musste der jungen Demokratie endgültig den Platz räumen, die ihrerseits unter Neuhaus und Stämpfli zum extremen Radikalismus hinüberwechselte. Aber wiederum nur durch diesen konnte der heutige Bundesstaat geschaffen werden, ein halber Einsatz hätte das gegen die Widerstände der damaligen Zeit niemals zustande gebracht. Es kamen die unruhigen Jahre des Sonderbundskrieges und der nicht unblutigen Freischarenzüge, die Jesuitenfrage erregte die Gemüter, und schliesslich vermochte nur noch der Sonderbundskrieg diese wüsten Wirren zu lösen. Und da mitten hineingestellt war Gotthelf mit einer Kraftnatur ohnegleichen und ausgestattet mit überdurchschnittlichen Gaben des Geistes und der Feder.

All dieses Menschliche und allzu Menschliche versank in die Gruft und die aufwühlenden Händel seiner Zeit, in der Gotthelf sich nie ganz zurecht fand, verebbten. Auch in seinen Büchern fehlt es leider hier und dort an Aus-

fällen nicht. Aber wie treffend und kraftvoll hat er dagegen so viele Seiten seiner Werke gestaltet und Menschen gezeichnet, die ihresgleichen nicht haben in der ganzen Literatur. Und schliesslich, wem konnte er es recht machen? Auch Gotthelf hat erlebt, was jeder, der auf exponierten Posten gestellt ist, dass von der Parteien Gunst und Hass vermischt er in recht unterschiedlichem Urteil steht. In einem Brief von 1842 an Amtsrichter Burkhalter gesteht er: «In einem Zürcherblatt werde ich zu den Stündelern gezählt und mir stündelerische Tendenzen beigemessen. Was sagen Sie dazu? Auf der andern Seite schiltet der ‚Basler Bote' mich unchristlich und warnt die Leute vor meinen Büchern. Wem treff ich's recht?»

Es muss Gotthelf zugute gehalten werden, dass er da, wo er verletzt hatte, fast immer wieder die Hand bot zum Einlenken, was von vielen seiner Gegner nicht gesagt werden kann. Ein eindrückliches Beispiel dafür ist seine Auseinandersetzung mit Fellenberg, dessen er nach dem Tode trotz allem, was vorgefallen, mit prachtvollen Worten gedenkt.

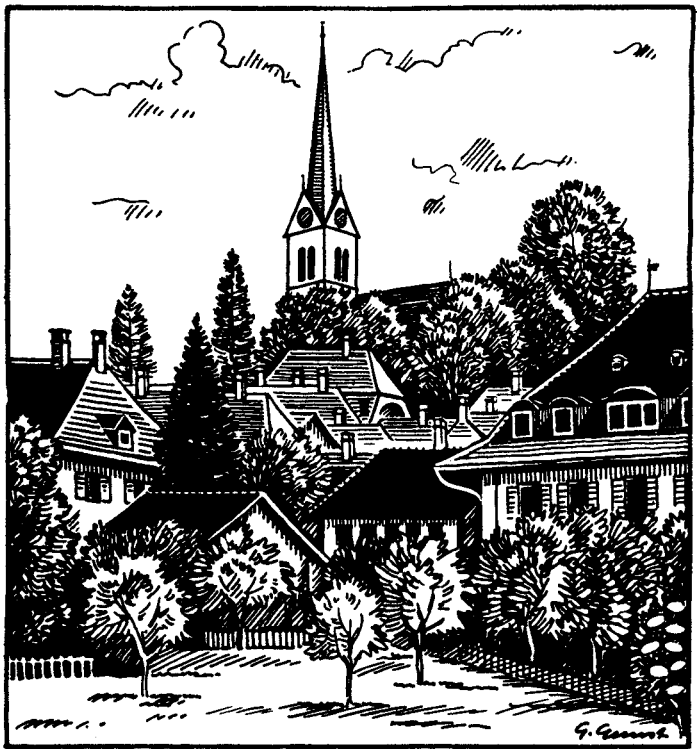
Als Murten in der Zeit der Mediation 1803 an den Kanton Freiburg überging, zog Vater Bitzius in die grosse Landpfarrei Utzenstorf. Hier verbrachte Albert frohe Bubenjahre, während ihn sein Vater für den Eintritt ins Gymnasium Bern vorbereitete. Es folgen dann die Studien in Bern und seine Ausbildung zum Pfarrer. Vom Jahre 1820 bis 1824 entwickelte er als Vikar seines Vaters in Utzenstorf eine rege Tätigkeit, die allenthalben hohe Anerkennung erfuhr. Sein besonderes Anliegen war schon hier neben dem Armendienst das noch sehr im Argen liegende Schulwesen. Die Gemeinde gedenkt seiner noch heute in Dankbarkeit. Zur Weiterbildung an der Universität Göttingen liess er sich für das Jahr 1821 beurlauben. Er kehrte gerne wieder in sein Vikariat zurück. Am 9. Februar 1824 kam unerwartet der Tod des Vaters. Sein grösster Wunsch, dessen Nachfolger zu werden, wurde ihm durch das damalige Kirchengesetz versagt, das eine feste Anstellung erst nach fünfjährigem Vikariat erlaubte. Am 9. Mai hielt Bitzius daselbst die letzte Predigt. Sein Studienfreund Ludwig Fankhauser, bisher Vikar in Herzogenbuchsee, wurde in Utzenstorf als Pfarrer eingesetzt, während er dessen Stellung in unserem Buchsi zu übernehmen hatte. Trotz dem wehmütigen Abschied aus dem grossen Dorf an der unteren Emme begann nun für Albert Bitzius, wie er später mehrmals bekannt hat, die erfreulichste Zeit seines Lebens. Sie sollte volle fünf Jahre dauern und fand 1829, wie wir noch hören werden, ein durchaus nicht freiwilliges Ende. Nach kurzer Aushilfe an der Heiliggeistkirche in Bern trat Bitzius am Neujahrstag 1831 sein neues Amt

als Vikar in Lützelflüh an. Zwei Jahre später, als Pfarrer Fasnacht im Alter von über 90 Jahren starb, bekam Gotthelf die Pfarrstelle in Lützelflüh. Ein Jahr darauf verheiratete er sich mit Henriette Elisabeth Zeender aus Bern, einer Enkelin seines Amtsvorgängers. Es war im Dezember 1836, als Bitzius mit dem «Bauernspiegel» das erstemal als Schriftsteller vor das Volk trat. Das Buch, welches er mit ungeheurem Schaffensdrang in wenigen Wochen zusammengeschrieben hatte, trug den Titel «Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf, von ihm selbst geschrieben». Dieser freigewählte Dichtername sollte ihm bleiben und ist heute in die Literatur eingegangen. Ein Mahner und Prophet ist Gotthelf in allen seinen Werken, und immer wieder kämpft er in erster Linie für die Armen und Hintangesetzten, so wahr ihm «Gott helfe». In 18 Jahren schrieb er ein unglaublich umfangreiches Werk: 26 grosse Bände voll, ohne die Briefe, Predigten und Reden mitzuzählen. Was sich durch Jahre in ihm machtvoll aufgestaut hatte, das brach unaufhaltsam durch. «So kam ich zum Schreiben ohne alle Vorbereitung und ohne daran zu denken, eigentlich Schriftsteller zu werden, Volksschriftsteller», sagt er. Mit dem übergrossen Mass an Arbeit und im steten Kampf mit dem Zeitgeist, worüber er einmal schrieb, er «führe ein Doppelleben, ein heiteres Privatleben und daneben ein ob der Schlechtigkeit und dem Leiden dieser Welt zorn- und gramerfülltes», hat Gotthelf allzufrüh seine Kräfte aufgezehrt. Ein Kuraufenthalt von 1853 brachte für Herz und Hals nur geringe Linderung, und nach kurzer Krankheit versagte das müde Herz in der Morgenfrühe des 22. Oktober 1854 endgültig seinen Dienst. Das Bernervolk hatte, ohne es zu wissen, einen grossen Schriftsteller und Volkserzieher verloren. Auf den Gedenkstein in Lützelflüh hat die Nachwelt geschrieben:

«Wer wahrhaftig ist, der saget frei, was recht ist;
Und ein wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich.»

Als Vikar in Buchsi

Hier amtierte Gotthelf für den damals kränklichen Ortsgeistlichen, Pfarrer Bernhard Hemmann, der von 1811 bis 1847 in Herzogenbuchsee wirkte. Dabei hatte der Vikar weithin freie Hand in allen Amtsgeschäften, die er anscheinend fast durchwegs selbst führte. Die Kirchhöri Buchsi zählte damals in den noch heute dazu gehörenden 14 Gemeinden schon über 5000 Einwohner. Das gab bei der Weitläufigkeit unseres Gebietes für einen Seelsor-



Pfarrhaus und Kirche zu Herzogenbuchsee

ger reichlich Arbeit, auch wenn in fünf Gemeinden ein sogenannter Helfer dem Pfarrer zur Seite stand. Aber gerade diese Arbeit in der weiten Landschaft war Bitzius hoch willkommen, stand er damit doch in unmittelbarem Kontakt mit Land und Leuten.

Am 23. Mai 1824 hielt der neue Vikar in unserer Kirche die Antrittspredigt. Wir zitieren daraus: «Euch zu Jesus zu führen soll mein Bestreben sein; denn seine Diener sind wir und sollen sein Wort verkündigen, bis dass er kommt und seine Rechte verteidigen wird. Dies werde ich auch tun, niemand fürchtend als Gott, dem ich Rechenschaft abzulegen habe, unerschrocken seinen Willen verkünden, gleichgültig, ob es wohl oder übel geht, die Wahrheit an geheiligter Stätte offenbaren ohne Ansehen der Person, mutig dem Unrecht die Stirne bieten, die Unschuld schützen, der Gewalt entgegentreten, dem Schwachen ein Helfer sein. Denn ich schäme mich des Evangeliums Christi nicht: es ist eine Kraft, selig zu machen, alle die daran glauben.» So führte sich voller Zuversicht Albert Bitzius in unserer Gemeinde ein, und was er sich hier als Aufgabe gestellt, das hat er getreulich gehalten sein Leben lang. Als Vikar hatte er tatsächlich ein recht umfangreiches Arbeitspensum zu erfüllen. Fast jeden Sonntag war er es, der die Kanzel bestieg, und an Festtagen hatte er gar zweimal den Gottesdienst zu übernehmen. Meistens waren seine Predigten, so erzählt man sich, am Samstag noch nicht beisammen. Dann stand er des Sonntags früh auf und machte «einen Kehr», wie er sich selber ausdrückt, über Niederönz, Oberönz und Bettenhausen und setzte sich da seine Predigt zurecht. Zur Winterszeit soll er diesen Kehr am Samstagabend getan haben. Von sich selber sagt er, dass er kein guter Prädikant gewesen, das Sprechorgan wollte nicht hinreichen, und sein gutturales «R» wirkte sich störend aus, so dass er nicht immer gut verstanden wurde.

Von Interesse für uns sind die Visitationsberichte aus jener Zeit. Diese mussten auf Grund einer Verordnung des bernischen Kirchenkonvents jährlich eingereicht werden. Sämtliche fünf Berichte dieser Zeit wurden von Albert Bitzius verfasst. Jedes Jahr fand nämlich in allen Kirchgemeinden eine sogenannte Visitation statt; heute würden wir sie als Inspektion bezeichnen. Diese bestand in einer vierfachen Aufgabe: Der amtierende Geistliche hatte über den sittlich-religiösen Stand der Gemeinde, über die Schulen, die Kirchenfreundlichkeit und den Lebenswandel der Beamten einen Bericht zu erstatten. Am Tag der Visitation war eine Predigt zu halten und Kinderlehre zu erteilen. Anschliessend hatten die Vorgesetzten und männlichen Kirchen-

gänger über die Amtsführung ihres Seelsorgers das Urteil abzugeben. All dies erfolgte auf Grund eines einheitlich festgelegten Frageschemas, das der Visitator unterbreitete. Es ist dabei zu bemerken, dass solche Formeln niemals in den Schädel eines Bitzius hineinpassen wollten, und dass er dieses Schema in vielen seiner Berichte gehörig durchbrach, selbst dann noch, als er vom Kirchenkonvent deswegen gerügt worden war. Ein Beispiel dafür ist der Bericht über das Reformationsjahr 1828, wo er sich lange Zeit in höchst eigenen Gedanken ergeht. Da dieser zu umfangreich ist, sei hier als Beispiel immerhin Bitzius› erster Bericht aufgeführt:

«Visitationsbericht des Pfarramt Herzogenbuchsee (1825)

Gottesdienstlichkeit und Sitten

Beyde mögen nicht viel ausgezeichnetes haben. Eine bedeutende Anzahl von Gemeindegliedern kömmt gar nicht zur Kirche. Von den andern kommen die einen nur, wenn sie ein neues Stück Kleid erhalten, andere, wenn besondere Verrichtungen sie ins Hauptort treiben; die dritten, weil es der Brauch ist, dem lieben Gott einige mal im Jahre die Ehre eines Besuchs zu gönnen, so der Höflichkeit wegen, um die Bekanntschaft, die vielleicht zur Zeit der Noth nützlich werden könnte, nicht ganz erkalten zu lassen; und der kleinste Theil mag hergebracht werden aus religiösem Bedürfniss. Es ist aber nicht ihre Schuld, dass die meisten nicht bessere Beweggründe haben.

In den Sitten mag hier wohl keine besondere Eigenthümlichkeit gefunden werden, als dass seit einer Reihe von Jahren sich fast alle Jahre einer und vorzüglich aus Herzogenbuchsee selbst zu Tode trinkt.

Neben dieser alten vaterländischen Sitte wächst eine andere auf, noch trauriger in ihren Folgen, es ist die, uneheliche Kinder als etwas gewöhnliches zu betrachten, wozu die Menge derselben führt. Hier sind in diesem Jahr schon acht uneheliche Kinder getauft worden und keine kleinere Menge mag wohl noch unterwegs seyn. Doch dies mag in allen wohlhabenden Gemeinden Sitte seyn oder doch werden.

Schulen. Ueber diese mögen auch alle besondern Bemerkungen überflüssig seyn; wenn man nämlich weiss, dass eine Schulmeister-Besoldung, die nicht die Hälfte einer Landjäger-Besoldung beträgt, sehr erklecklich gefunden wird, so kann man schon a priori auf den Werth, der auf die Schulen gesetzt wird, auf ihren inneren Zustand, auf die Achtung, welche die Eltern vor dem Schulmeister und für die Schule haben, schliessen.

Vorgesetzte. Was diese betrifft, so sind sie auch weder im Bösen noch im Guten ausgezeichnet vor anderen. Wohl giebt es, die man nie in der Kirche sieht, desto mehr aber im Wirtshause. Und auch an heiligen Sonntagen nicht auf die anständigste Weise, die dagegen nie im Schulhaus gewesen sind, ausser am Examen. Allein da dieses aller Orten seyn wird und Klagen dem Uebel nicht steuern würden, so ists am Besten, man füge sich in Gedult, suche nicht beständig ausser sich fruchtlose Hülfe und vergesse darob das eigne Wirken, sondern man mache selbst das Mögliche, fürs übrige lasse man dann Gott sorgen.

Herzogenbuchsee, den 19. May 1825. Pfarramt Herzogenbuchsee.»

Im Jubiläumsjahr der bernischen Reformation von 1828 hatte die Regierung angekündigt, es kämen wie 100 Jahre zuvor an den Feiertagen vom 31. Mai und 1. Juni silberne Gedenktaler zur Verteilung. Es ist wahr, Gotthelf hatte von der Reformation, die er immer wieder erneuert wissen wollte, eine sehr ernste Vorstellung, und dennoch sind wir erstaunt, mit welcher Entschiedenheit er schon als Vikar zu dieser kantonalen Verordnung Stellung genommen. Mit heiligem Eifer lehnt er sich dagegen auf, unbekümmert darum, dass er sich damit in schroffen Gegensatz zu den allgemeinen Ansichten stellt. Er hätte das Geld, welches dafür verausgabt werden sollte, lieber für Anliegen verwendet, die ihm als weit dringender erschienen. «Wo sind die früheren Münzen hingekommen?» so ruft er aus. «Hat je einer eine solche in den Händen der Landleute gesehen? Sie sind dahin gekommen, wo die neuen auch hinkommen würden, zu den Gürtlern, die sie zu Haften und Göllerkettelein verarbeiten. Soll uns das vorige Jahrhundert ein Muster sein mit seiner steifen Förmlichkeit, seinem engen Dogmatismus und seiner erlahmten Regsamkeit?» Er hegt die Hoffnung, dass die Regierung auf ihren Beschluss zurückkommen werde und schlägt die Herausgabe von Kupfertalern vor. «Dadurch gewinnt man ein Dreifaches. Sie bleiben in des Empfängers Händen, ihre innere Wertlosigkeit sichert vor Veräussern. Man kann sie wegen ihrer Wohlfeilheit allen Schulkindern mitgeben; somit wird Unzufriedenheit auf dem Lande verhütet und Streit unter den Kindern einer Familie. Man bestimme sie einer gemeinnützigen Stiftung, etwa zur Bildung tüchtiger Schulmeister oder zur Unterstützung armer Gemeinden in ihren Schulangelegenheiten; dann ist sie wohl angewandt und trägt Zinsen die Fülle. Jeder Edelgesinnte, sei er Ratsherr oder Vorgesetzter, wird gerne auf das silberne Stücklein verzichten zum Wohle des Vaterlandes. Da möchte ich

alle im Herzen Reformierte innig anflehen, alle Kräfte aufzubieten, uns doch würdiger zu zeigen, zu verhüten, dass nicht Schamröte unsere Wangen bedeckt, wenn wir während dem Münzenausteilen denken müssen, die verklärten Geister Zwinglis und Luthers sehen dem kindischen Spiele zu und schämen sich ihrer entarteten Enkel». In einer Rechtfertigung hierzu schreibt er weiter in einer Art, die ihn mit aller Deutlichkeit charakterisiert: «Steht es nicht jedem Bürger frei, eine solche Ansicht der hohen Regierung vorzulegen, ja, ist es nicht besonders uns Geistlichen ihre Pflicht, frei zu bekennen, was wir als Recht glauben ? Verderben der Trägheit, die immer erst will aufgefordert sein, ehe sie etwas tut! Wer die Wahrheit glaubt zu wissen und sagt sie nicht, dem gebührt Verachtung.» Diesem Aufruf allerdings, wie gut er im Grunde gemeint war und welch edle Ziele er damit verfolgte, vermochte Bitzius kein Gehör zu verschaffen. Die Reformationsfeiern gingen in vorgesehenem Rahmen vorüber, und die meisten Geistlichen fanden in ihren Berichten höchst anerkennende Worte dafür.

Es kommt für den Gotthelf-Kenner etwas unerwartet, dass selbst die Gründung eines Töchternchors in Buchsi auf die Initiative Gotthelfs zurückgeht, der sonst wahrlich für die Tonkunst nicht viel übrig hatte. Er wusste aber um deren Reichtum und Wert für das menschliche Gemüt und bedauert in einer Briefstelle, dass er leider «steinerne Ohren» habe. Wenn er in unserem Dorf dennoch diesen Sängerchor anstrebte, so ging es ihm gleichzeitig um die Bildung eines geselligen und geistigen Zentrums, aus dem mit der Zeit eine musikalisch-literarische Gesellschaft hätte werden sollen. Der launigen und humorvollen Ansprache an die Sängerinnen entnehmen wir folgende Stelle, die uns zugleich ein köstliches Bild gibt vom lebenslustigen Bitzius der zwanziger Jahre: «So möchte ich auch der Gesellschaft beitreten; allein ich tauge weder als Lehrer noch als Sänger, denn da hat mich die Natur gar zu stiefmütterlich bedacht. Wenn ihr nun Geduld mit mir haben wollt, so will ich sie auch zu verdienen suchen. Ist etwas krumm, so will ich es grad zu machen suchen, will Notenblätter halten, Lichter putzen und alles mögliche. Hat jemand ein Leid, so soll er es mir klagen, entweder will ich dem Leid ein Ende machen oder mit ihm klagen, kurz, ich möchte es allen recht zu machen suchen, wenn dies einem Menschen möglich wäre, sobald ihr nur Geduld mit mir habt.» Dieser Töchterchor muss später wieder eingegangen sein.

Auf die Buchsijahre gehen auch die ersten literarischen Versuche zurück, die man als Manuskripte im Nachlass gefunden hat. Freilich dachte Gotthelf

noch bei weitem nicht daran, ein Geschichtenschreiber zu werden, doch ersehen wir daraus, wie der Gestaltungsdrang sich bereits vereinzelt Luft zu machen versucht. Man vermutet, dass diese Schriften im Freundeskreis oder in Pfarrversammlungen vorgelesen oder dort diskutiert wurden. Darunter befindet sich die ergötzliche Studie «Gedanken über die Schwierigkeiten der Eheschliessung für einen Pfarrer», die immerhin schon von der trefflichen Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis Gotthelfs zeugt. Dann ist ein vielseitiges Manuskript vorhanden, das ohne Zweifel auf das Gedenkjahr der Berner Reformation von 1828 zurückzuführen ist. Es ist überschrieben: «Gespräche zwischen Luther, Zwingli und Calvin im Himmel über die religiöse Gestaltung in der Welt seit ihrem Tode». Darin setzt sich Bitzius in leidenschaftlicher Sprache mit den landesüblichen Reformationsfeiern auseinander und zögert nicht, seinem verehrten und ihm als kämpferische Natur recht nahestehenden Luther Worte bitteren Spottes über das Getue der Menschen in den Mund zu legen: «O pfui des entnervten Geschlechtes, das wie Kinder schreit, aber nicht wie Männer spricht, wie Weiber zankt, aber nicht wie Männer kämpft, wie Mädchen den Schein sucht, statt das Wahre zu wollen, wie Greise klagt, statt wie Männer der Not abzuhelfen, das mit dem Teufel liebäugelt, während es zu Gott betet, das windbeutelt mit gottlosen Ideen und insgeheim vor Gespenstern zittert.»

Es ist bekannt, dass Gotthelf sich je und je mit Eifer der Schule angenommen hat, von der er hoffte, sie vor allem vermöchte durch bessere Bildung der drückenden Armennot zu steuern und durch geschicktere Erziehung der Kinder wäre das Volk zu Menschenwürde und echter Gläubigkeit zurückzuführen. Sein grosses Vorbild war darin Pestalozzi, der Helfer von Stans und Armenvater vom Neuhof. Dessen Wort von der Menschenbildung war ihm Leitstern für all sein Tun und Dichten: «Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich, als durch Erziehung, als durch Bildung zur Menschlichkeit, als durch Menschenbildung.» Nun bot sich ihm von Herzogenbuchsee aus im Jahre 1826 die Gelegenheit, den greisen Pestalozzi persönlich kennenzulernen. An der Jahresversammlung der Helvetischen Gesellschaft hielt dieser am 26. April in Langenthal seine letzte öffentliche Rede. Man verstand ihn nicht mehr so gut, den 80-jährigen Pestalozzi, die Rede floss nur mühsam, aber in zu Herzen gehenden Worten entwarf er noch einmal die Grundgedanken seiner so selbstlos vorgelebten Erziehungslehre von der Liebe, der Güte und vom Dienst an den Mitmenschen. Ergriffen vom Vortrag und vom Lebenswerk dieses grossen

Menschenfreundes kehrte Albert Bitzius nach Buchsi zurück. In die Präsenzliste soll sich der Vikar eingetragen haben mit V. D. M., was bedeutet «Verbi Divini Minister» und heissen will «Diener des göttlichen Wortes».

Mit doppelter Hingabe setzt sich Gotthelf nunmehr in Buchsi und seiner Umgebung für die Schulen ein. Namentlich mit der Volksschulstufe war es damals noch arg bestellt, und Gotthelf wie Pestalozzi sahen in der Förderung von Bildung und Erziehung in Elternhaus, Schule und Kirche die einzige Möglichkeit, um Armut und Elend wirksam und auf die Dauer zu begegnen. Das wundert uns eigentlich nicht, wenn wir bedenken, dass Gotthelf schon während seines Theologiestudiums volle anderthalb Jahre als Lehrer an der sogenannten «Grünen Schule» in Bern unterrichtet hatte, und wenn wir an seine späteren Werke denken, wo er uns als geborener Lehrmeister entgegentritt. Man weiss, dass er sich gleich zu Beginn des Vikariates redlich bemüht hat um den Schulhausbau in Inkwil. Er hielt daselbst die Aufrichterede, zu der das Manuskript heute noch vorhanden ist. Am 28. November 1824 erteilte er im neuen Schulhaus den ersten Kinderlehreunterricht. Wo es galt, einen kranken Lehrer zu vertreten, da springt er mit Freuden in die Lücke. Darum finden wir ihn mehrmals in der Schulstube von Lehrer Bögli in Buchsi allein das Zepter führend. Er hat uns davon berichtet: «Mir gefällt es unter meinen Buben recht wohl, sie sind mir liebe und recht wackere Kameraden. Ich halte dafür, dass in diesem Alter das Lernen nicht das Höchste sei, sondern die Entwicklung des Charakters und Bildung desselben, daher muntere ich sie in den Pausen zum Lärmen auf und mache selbst mit, was das Zeug zu halten vermag. Während den Stunden aber fordere ich strengste Ordnung.» Einige zitieren zwar diese Stelle für Utzenstorf und andere beziehen sie auf die von ihm gegründete und mit grosser Hingabe betreute Armenanstalt von Trachselwald. Wie dem auch sei, bezeichnend ist sie doch für Gotthelfs Einstellung zu Schule und Jugend. Allein, sein allzu grosser Eifer für die Sache der Schule sollte ihm gerade für die Buchsizeit zum Verhängnis werden. Aber, so müssen wir fragen, wo hätte Gotthelf, wo er etwas als recht erkannt, sich nicht mit dem Gewicht seiner ganzen Persönlichkeit dafür eingesetzt? Immer wieder trat er mit Vorschlägen vor die Behörden für die Reform und Verbesserung der Schule, und wenn nichts ging, zögerte er nicht, denselben ihre Lauigkeit vorzuwerfen. Nach seiner Meinung sollte der Katechismus, den er für den rein kirchlichen Unterricht wohl gelten liess, in der Schulstube durch eine Kinderbibel mit sittlich-religiösen Erzählungen ersetzt werden. Es mühte ihn, dass dieses fromme Lehrbuch von den Kleinsten zum Buchstabie-

ren, von den mittleren Klassen als Lesebuch und von den älteren Schülern, denen es längst schon verleidet war, als Memorierbuch verwendet wurde. Das war für ihn pietätloser Missbrauch dieser biblischen Texte.

Die Auseinandersetzung mit Oberamtmann Effinger

Es liegt durchaus in der Natur und Persönlichkeit Gotthelfs begründet, dass er schon während seiner Pfarrhelferstelle in Buchsi hier und dort dermassen zusammenstiess, dass Scherben zurückblieben. Hatte er einmal etwas als recht erkannt, so verfolgte er diesen Gegenstand mit unabdingbarer Beharrlichkeit. Dabei gab es keinen Kompromiss, auch gegenüber Vorgesetzten und Behörden nicht. Aus dieser Einstellung heraus geschah es, dass es zwischen dem eigenwilligen Vikar und Oberamtmann Effinger zu so heftigen Auseinandersetzungen kam, dass es Bitzius schliesslich die Stelle kostete. Rudolf Emanuel von Effinger amtete von 1821 bis 1831 als Vertreter der bernischen Regierung im Schloss zu Wangen. Er wird als wohlmeinender Landesvater geschildert und nahm sich tatsächlich der bedrängten Untertanen in allen Kümmernissen liebevoll an. Er war übrigens 1824 Gründer und erster Präsident der Ersparniskasse Wangen. Auch Effinger war von einer grundsätzlichen Reform des Schulwesens überzeugt und trat für eine bessere Volksbildung, bessere Entlöhnung der Lehrer und eine Aufteilung der Klassen ein, gab es doch noch Schulklassen, in denen 200 Schulkinder unterrichtet wurden. Eben war er an der Ausarbeitung einer vorläufigen Schulreform im Amt Wangen. Albert Bitzius vertrat im wesentlichen eigentlich fast dieselbe Auffassung mit Bezug auf die Schulen, doch vermochte der junge Feuerkopf auch hier nicht zu warten, bis seine zahlreichen Eingaben und Anträge geprüft und neue Projekte gereift waren. So kennen wir ein Schreiben aus dem Jahre 1829, das er in Umgehung des Dienstweges direkt an das Erziehungsdepartement einreichte. Darin verwendete er sich für eine Unterstützung an den wegen Krankheit in bedrängten Verhältnissen lebenden Lehrer Bögli aus Buchsi. Wie warm er auch für seinen Schützling eintrat, so musste die Regierung doch dabei den Eindruck bekommen, der Oberamtmann in Wangen vernachlässige seine Pflichten. Bitzius betrachtete sich halt selber als in erster Linie berufener Sachverwalter der Schule und hat in diesem Zusammenhang seinem Onkel Samuel Studer geschrieben: «Sie wissen wohl, werter Onkel, dass Schulen mein Steckenpferd sind, dem Herrn Effinger seins sind die Strassen; wo ich etwas den Schulen Erspriessliches zu tun

gesehen, habe ich nicht Mühe und Arbeit geschont, auch vor keinem Menschen mich gefürchtet.»

Als Gotthelf vernimmt, dass im Schulplan Effinger die Loslösung von Bollodingen aus der Schulgemeinschaft Ober- und Niederönz vorgesehen sei, was heute längst der Fall ist, da bezieht er entschieden Stellung dagegen. Diese Aufteilung hätte zur Folge, dass die Klassen in Oberönz kleiner würden und damit auch die Entschädigung des von ihm sehr geschätzten Lehrers Steiger, dessen ohnehin magerer Lohn schon bisher nirgends hingelangt hatte. Gotthelf setzte sich nun in Wort und Schrift mit Hartnäckigkeit für seine Auffassung ein, wobei in seinen Darstellungen Effinger recht schlechte Figur macht. Die Regierung kann diesem bemühenden Streit nicht länger zusehen und eröffnete ihm am 3. Mai 1829 die Abberufung aus Herzogenbuchsee. Es müssen dieser Affäre bestimmt schon andere Zwischenfälle vorausgegangen sein. Aber nun schien das Mass voll zu sein. Die Nachricht traf Bitzius wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel. In Briefen hat er seinem Unmut Ausdruck verliehen. «Es ist lächerlich, wie die Herren in Trab sich setzen, wenn ein armer Teufel zu hudeln ist.» Und an anderer Stelle lesen wir: «Wo ich Freude hatte an der Arbeit, muss ich weg und auf eine Art, welche das Schmerzliche des Scheidens noch vermehrt.»

Wir glauben ihm, dass der Abschied weh tat, denn das Wirken in unserer Gegend war für den angehenden Schriftsteller zu einem reichen und kostbaren Erleben geworden. Wie oft noch gedachte er später wehen Herzens der «patriarchalischen Höfe» unserer Landschaft, besonders auch derer der Buchsiberge mit ihrer «sprichwörtlichen Gastfreundschaft» und den leutseligen Menschen, der Wanderungen durch dunkle Wälder zu den hellen Seen und all der Freunde, welche er da zurückgelassen. Und ob er später wollte oder nicht, so traten bei der Niederschrift seiner Werke die weiten Landschaften «in den Dörfern draussen» wieder vor seine Seele und gaben ihnen den äusseren Rahmen. So tragen denn seine Erzählungen «Der Besuch», «Die Käserei in der Vehfreude», «Oberamtmann und Amtsrichter» deutlich das Gesicht unserer Gegend.

Damit das Bild Gotthelfs in seiner Buchsizeit doch einigermassen abgerundet erscheine, haben wir noch von der so jung verstorbenen Pfarrerstochter *Marie Sophie Hemmann* zu berichten. Es war die Tochter von Gotthelfs Prinzipal. Sie galt als sehr empfindsam und war von zarter, oft kränklicher Natur. Als nun der junge Bitzius ins Pfarrhaus kam, soll sich das Mädchen gar bald in den wackeren Vikar verliebt haben, ohne dass dieser, so wird zum

mindesten beteuert, die Liebe erwidert habe. Die Tochter litt nun so sehr darunter, dass ihre Anfälligkeit zunahm, und im Jahre 1832 — es war die Zeit, als Gotthelf sich mit Henriette Zeender verlobte — starb sie dahin. Das Bedauern über den frühen Tod der liebenswürdigen Tochter war allgemein. Die Pfarrersfamilie und mit ihr viele andere hielten Bitzius lange Zeit für nicht unschuldig an dem frühen Tod des Mädchens. Was daran sein mag, das ist nicht mehr zu ergründen, denn diese Berichte beruhen meines Wissens nur auf mündlicher Ueberlieferung.

Es sei ferner noch erwähnt, dass Bitzius auch auf dem stattlichen Gutshof der «Scheidegg» bisweilen zu Gast war, wo er sich gerne mit dem jungen, tüchtigen Geschäftsmann Samuel Friedrich Moser, dem Vater der Frau Amelie Moser, besprach. Ein paar Briefe erinnern noch an diese Bekanntschaft.

Zwei Anekdoten

Dass Gotthelf gerne mit seinem Pferd ausritt und lange auch ein leidenschaftlicher Jägersmann war, ist unter der Bevölkerung noch allgemein bekannt. Davon werden in unserer Gegend noch einige lustige Begebenheiten erzählt, von denen wir die zwei besten dem Leser nicht vorenthalten wollen. Es muss allerdings gesagt werden, dass man sie, etwas variiert, gelegentlich auch in Utzenstorf und Lützelflüh zu Gehör bekommt.

Unterbrochene Entenjagd

Es war an einem Freitag. Da Gotthelf wusste, dass an diesem Morgen keine Kirchgänger zu erwarten wären, konnte er sich an dem strahlenden Jagdtag nicht enthalten, sein Weidmannsheil zu versuchen. Heute galt es der Entenjagd, und so sehen wir wenig später den Vikar zusammengeduckt, mit angestemmten Beinen, eingezogenem Kopf und die Doppelflinte im Anschlag in einem grossen Zuber mitten im Inkwilersee herumtreiben. Da tönen auf einmal über den Oenzberg her die Kirchenglocken von Herzogenbuchsee. Landvogt Effinger von Wangen, mit dem er nicht auf gutem Fuss stand, hatte sie läuten lassen, um dem unbotmässigen Vikar einen Streich zu spielen. Kurz entschlossen holt Bitzius beim nächsten Bauer einen Dragonergaul und reitet Buchsi zu. Bald ist er umgezogen und in der Kirche, wo er die Predigt hält mit dem Text: «Wenn der Hausvater wüsste, wann der Dieb kommt, so würde er wachen.» Von da an liess der Landvogt nie mehr läuten.

Bitzius ist nicht verlegen

Eines Tages war Bitzius mit einigen Bauern in der Gegend des Aeschisees auf der Jagd. Schussbereit hielt er die Flinte in der Hand, als die Hunde abbrachen und die Fährte verloren. Da ein schöner Tag war, ging der Vikar für ein paar Minuten zum nahen See hinüber und lehnte unterdessen die Flinte an einen Baum. Die Jagdgefährten, aufgelegt, dem Bitzi einen Streich zu spielen, schraubten den Feuerstein weg und hefteten ein Stück Käsrinde an seine Stelle. Da setzte das Gekläff der Hunde von neuem ein, und in ein paar Sprüngen war der Vikar wieder am Waldrand in Stellung. Er merkte aber, dass an seiner Flinte etwas gegangen war, entfernte unbeachtet die Käserinde und schraubte einen Ersatzstein auf. Da brach auch schon der Hase aus dem Dickicht. Der Schuss krachte und Bitzius stiess fröhlich ins Horn. Bevor er jedoch zu den andern Jägern ging, setzte er rasch die Käserinde wieder auf. Diese sahen, dass sie immer noch aufgesteckt war und schauten einander verdutzt an: «Ei, Bitzi hat einen Käserauft als Zündstein aufgesetzt!» hänselten sie ihn, immer noch nicht begreifend, wie der hatte schiessen können. Darauf hatte der Vikar gewartet und schlagfertig entgegnete er: «Jawohl, meine Herren, das ist ein Rauft von dem harten Käse, den die Bauern ihren Knechten vorsetzen, und damit kann man so gut Feuer schlagen wie auf dem besten Feuerstein.»

Freundschaft mit Amtsrichter Burkhalter

Das Lebensbild Gotthelfs in seiner Buchsizeit wäre niemals vollständig, gedächten wir nicht der innigen Freundschaft, die ihn Zeit seines Lebens mit dem klugen Bauersmann vom benachbarten Fluhacker verbunden hat.

Im Umgang mit den Mitmenschen kam dem sonst so streitbaren Bitzius ein gar leutseliges Wesen sehr zustatten. Wo seine Augen etwas Schönes sahen, da verweilten sie mit Behagen, wo er aus dem Munde anderer Menschen etwas lernen konnte, da hatte er niemals Eile, wo es den Verschupften zu helfen galt, da war er immer zur Hand, und wo gar ein Unrecht geschah, da flammte hellauf sein Blitz und zündete wild gegen den Widersacher, ungeachtet, ob er dabei für seine eigene Person Schaden nähme. Gerne zog Gotthelf in freien Stunden durchs Dorf in die schöne Landschaft hinaus, in die Buchsiberge, zu den leuchtenden Seen hinüber, durch schattige Wälder oder ins grüne Oenztal hinein. Auf einem dieser Spaziergänge begegnete er drü-

ben im Fluhacker, wo die Talterrasse zum Oenzberg ansteigt, einem währschaften Bauersmann, der mit seltsamer Arbeit beschäftigt war. Die Männer kamen ins Gespräch. Es war Josef Burkhalter, der soeben im Begriff stand, nach sorgfältigen Plänen an seinem Hause eine Sonnenuhr zu errichten. Sie setzten sich aufs Bänkli vor dem blumengeschmückten Hause und waren bald in ein anregendes Gespräch vertieft. Aus dieser Begegnung sollte eine Freundschaft werden, die unzerbrüchlich dauerte bis ans Ende ihres Lebens. Gotthelf fühlte sich von dem klugen Bauersmann, der 10 Jahre älter war und ihn dereinst noch volle 12 Jahre überdauern sollte, unwiderstehlich angezogen. Im Umgang mit Büchern und Menschen hatte sich Burkhalter ein erstaunlich umfassendes Wissen angeeignet. Wiederholt haben ihn Freunde gebeten, sein Lebensbild aufzuzeichnen, was er schliesslich getan hat. Seine Nachkommen besitzen ein handgeschriebenes Heft von 34 Seiten, deren letzte das Datum trägt vom 14. Februar 1850. Es hat den Titel «Erinnerungen aus meinem früheren Leben, ein Vermächtnis für meine Enkel». Pfarrer Gottlieb Joss aus Herzogenbuchsee hat diese Schrift im Jahre 1897 bei Anlass des 100. Geburtstages von Gotthelf mitsamt den Briefen der beiden Männer erstmals veröffentlicht. Leider sind beide Bändchen längst vergriffen. Wir entnehmen diesem Lebensbild, dass der Vater Schuhmacher war zu Grasswil, dann lesen und notdürftig schreiben lernte, und wie er schliesslich angestellt wurde, «auf dem Seeberg» Schule zu halten. Später kam der Umzug nach Niederönz. Josef Burkhalter, welcher das jüngste war von sechs Kindern, setzte sich schon am Ende seiner Knabenjahre eifrig mit der pietistischen Lehre auseinander, dann anhand von Büchern eines Nachbarn mit der Mystik und baute sich schliesslich aus Glaube, Wissen und Beobachtung der Natur ein eigenes Weltbild auf. Wir wissen, dass später die Begegnungen mit dem Vikar Bitzius sein Leben noch um vieles bereichert haben. Er schreibt einmal davon: «...als er noch in Herzogenbuchsee war, wo wir so manchen schönen Sommerabend auf dem Hübeli hinter meinem Haus unter den schattigen Buchen verplauderten, wobei wir die Aussicht auf die Emmentaler und Oberländer Berge genossen, oder wo wir in seinem Zimmer in Herzogenbuchsee ernste und heitere Gespräche führten, wobei er mir so manches lehrreiche Buch zu lesen lehnte...» Und weiter weiss Burkhalter seinen geistlichen Freund so trefflich zu charakterisieren, dass diese Worte heute in viele Literaturgeschichten Eingang gefunden haben: «Wenn er zwei oder dreimal in einem Hause war, so hatte er die ganze Haushaltung los bis ins Chuchigänterli und die sämtlichen Familienverhältnisse bis in die hintersten

Winkel. Er mischte sich in alle Angelegenheiten; er konnte mit einem Mädchen scherzen oder mit der Hausfrau über ihre Kabisplätze sprechen und handkehrum mit einem alten Manne ein sehr ernstes Gespräch führen. Er suchte jedem das zu sein, was er glaubte, dass es ihm am besten entspreche.»

Nach dem Umsturz von 1831, wo unser Kanton am 31. Juli die neue Verfassung bekam, da war aus dem Hintersäss Burkhalter längst ein hochgeachteter Mann geworden, dessen Urteil man schätzte und dessen Erfahrung man gerne zu Rate zog. Von Natur aus eher zu stiller Beschaulichkeit neigend, stellte er sich nur zögernd der Oeffentlichkeit zur Verfügung. Er hat einmal Gotthelf von seinem schönen Fluhacker geschrieben: «Im ganzen genommen herrscht im Fluhacker immer noch das stille, heimelige Familienleben, und immer froher bin ich, dass wir ein wenig von der übrigen Welt abgeschieden sind.» Allein, wo man seiner bedurfte, da leistete er ganze Arbeit. Als Präsident der Schulkommission leitete er von 1833 an «mit Lust und Liebe» den Bau des noch heute recht stattlichen Schulhauses der beiden Oenz. Er zieht in den Gemeinderat von Niederönz ein und wird bald darauf auch noch Präsident des Kirchgemeinderates von Herzogenbuchsee, wozu ihm Gotthelf auf launige Art gratuliert hat. Bis zum Loskauf der Zehntabgabe von 1846 hatte er das Amt eines Zehntschätzers inne. Im Jahre 1839 wird er ehrenvoll zum Amtsrichter gewählt, was er zeitlebens hoch eingeschätzt hat. Zwei Jahre später zieht er in den Grossen Rat ein, ist aber, von Haus aus sehr gemässigt und von ausgesprochener Toleranz, von dem Betrieb in Bern durchaus nicht befriedigt, was wir allerdings von unserem «Fluhackersepp», wie der Volksmund ihn kurzweg nannte, wohl verstehen; denn in diesen Jahren prallten Radikale, Gemässigte und Konservative fortwährend aufeinander, und am Horizont der Eidgenossenschaft zeichnete sich schon der kommende Bürgerkrieg ab.

Als Gotthelf Herzogenbuchsee verliess, da blieb das freundschaftliche Verhältnis zu Amtsrichter Burkhalter unentwegt bestehen. Bisweilen führte noch ein kurzer Besuch sie zusammen, dann aber sind es besonders die Briefe der beiden Männer, welche von ihrer gegenseitigen Wertschätzung zeugen. Und nicht nur das. Diese Briefe, in denen uns Gotthelf und sein weiser Bauersmann im Fluhacker so ganz persönlich und gleichsam hemdärmelig gegenübertreten, sind für die Gotthelf-Forschung eine wahre Fundgrube geworden. Es müssen deren viele gewesen sein. Was auf uns gekommen, ist leider unvollständig, aber doch noch bedeutend genug, um sie zu einem der aufschlussreichsten Dokumente der schweizerischen Literatur zu machen.

Von Burkhalter sind noch 20 Briefe in den Archiven, von Gotthelf deren 35, während im Fluhacker einmal ihrer 48 vorhanden gewesen sein sollen. In diesen Schreiben äussern die beiden Männer mit grösster Offenherzigkeit ihre Meinung zu den Geschehnissen des Alltags, zu der Politik, sprechen von ihren Familien, den Kindern, von den Schulen, vom Landbau und unterbreiten einander vertrauensvoll ihre persönlichen Anliegen. Sie gemahnen uns unwillkürlich an den köstlichen Briefwechsel zwischen Simon Gfeller und Otto von Greyerz, der 1957 veröffentlicht worden ist. Gotthelf schätzte den originellen Bauersmann so, dass er ihm später alle seine Werke zustellte und ihn um seine Meinung darüber bat. Dabei mochte er jeweilen fast nicht warten, bis die Antwort kam:

«An wohlehrwürdigen Herrn Alb. Bitzius
Pfarrer zu Lützelflüh

Niederönz, den 10. Juli 1843.

Wohlehrwürdiger Freund!

Es ist mir leid, dass es so lange anstehen musste, ehe ich Ihnen schreiben konnte! Als ich das Anne Bäbi erhielt, machte ich mich eben reisfertig für nach Bern, und als ich von Bern heimkam, musste ich auf den Gerstenzehnden.

Diese und andere Sachen hinderten mich, das Anne Bäbi zu lesen. Als es endlich gelesen war und ich im Begriff war, Ihnen zu schreiben, kam der David Schneider und sagte mir, er werde kürzlich nach Lützelflüh gehen, wenn ich allfällig mit ihm wolle; er könne mir aber den Tag nicht bestimmen, bis der Buchsemarkt vorbei seie. Gestern abends redeten wir nun ab, wenn keine besondern Hindernisse uns abhalten, so wollen wir künftigen Mittwoch zu Ihnen kommen.

Ich lebe nun zwischen Furcht und Hoffnung, Sie anzutreffen oder Ihnen vielleicht ungelegen zu kommen. Ich möchte Sie gar gerne wieder einmal sehen. Wenn Sie schon allfällig an der Arbeit sind, wieder einen Stein den Berg hinauf zu wälzen, das thut nichts, es giebt nur einen Ruhepunkt. Ueber das Anne Bäbi will ich Ihnen jetzt nicht viel sagen; wahrscheinlich hat es mir besser gefallen, als Sie glaubten. Ich finde Spass und Ernst so ziemlich am rechten Ort angebracht. Unser alte Walker Obrecht sagte mir, das ist mi Seel besser als hundert Predige, es het mer drü Mal d'Augen übertribe. Und jetzt muss ich aufhören, denn ich muss trotz dem struben Wetter um 9 Uhr in

Wangen sein. In der freudigen Hoffnung, mit Ihnen zu sprechen, grüsse recht herzlich! Josef Burkhalter.»

Und dem Brief vom 26. Oktober 1845 entnehmen wir die folgende bedeutende Stelle, wo Burkhalter sich zu Gotthelfs Werk «Der Geldstag» in einer Weise äussert, die dessen gesamte Schreibweise aufs trefflichste charakterisiert und bis auf unsere Tage Gültigkeit besitzt.

«Was Ihr Buch anbelangt, so danke ich vorerst recht verbindlich dafür. Ich habe es aufmerksam gelesen. Sie sind, wie gewohnt, tief in alle Verhältnisse eingegangen und haben sie treu geschildert. Allein so kurzweilig wie etliche frühere ist es nicht. Das ist aber sehr natürlich; denn der Stoff, der da behandelt wird, hat überhaupt nicht viel Anziehendes. Nur finde ich, was ich schon bei früheren bemerkt habe, es seien zuweilen Kleinigkeiten zu weit ausgesponnen und die moralischen Betrachtungen und Reflexionen seien zuweilen zu lang. Aeltere Leute mögen der Sache erwarten; aber den jüngern wird es gewöhnlich zu lang. Sie überspringen solches und damit haben Sie doch den bezweckten Nutzen nicht. Die Wirtschaft auf der Gnepfi haben Sie so trefflich geschildert, dass ich nicht umhin konnte, zuweilen Vergleichungen anzustellen.»

Diesem Briefwechsel verdanken die Biographen Gotthelfs auch dessen berühmten Bekenntnisbrief vom 27. Oktober 1840, in dem der Dichter mit allem Freimut sein Glaubensbekenntnis niederlegt. Schade, dass der Raum hier nicht hinreicht, ihn abzudrucken. Aber dafür sei ein anderer, der für Gotthelf ebenfalls sehr bezeichnend ist, unseren Lesern nicht vorenthalten:

«Dem wohlachtbaren Joseph Burkhalter,
im Fluhacker bei Niederönz.
Abzugeben zu Herzogenbuchsee.

Lützelflüh, den 26. Dez. 1838.

Lieber Freund!

Das geht ja verdammt vorwärts; kaum noch als Hintersäss mit dem H. angesehen, nun Kirchgemeinderatspräsident, der höchste Posten in der Gemeinde, freilich nicht der einträglichste! Es ist kurios, dass die Leute mehr nach Geld als nach Ehre begierig sind und Ehre ohne Geld ihnen vorkommt, wie eine Suppe ohne Salz, ein Voressen ohne Safferet, eine Pastete ohne Teig, eine Wurst ohne Fülli. Geld ist freilich auch eine gar schöne Sache und ich

wollte, ich hätte so viel Dublonen, als in die Theile Eures Schulhauses möchten, die gegenwärtig leer sind. Da wollte ich gewaltig spektakeln im Lande. Ich wollte gegenüber den jetzigen Regenten mich stellen und mal zum Spass versuchen, wer mehr Gewalt üben könnte, ob sie oder ich. Ich wollte ganze Aemter nach meiner Pfeife tanzen lassen wie Bären und ohne Stock. Indessen will ich abbrechen von diesem Kapitel, ehe der Mund mir gar zu wässerig wird. Wenn's schon bald Neujahr wird, so wird mir doch niemand solche Wünsche thun, und würde sie auch jemand thun, so würde sie doch niemand erfüllen wollen.

Mich freuts, dass ein junger Knecht bei Euch angestanden ist; der wird dem Grossätti nicht unwerth sein, und der Grossätti wird wohl selten eine leere Tasche heimbringen, wenn er Präsidentlis gemacht hat am Kirchgemeinderath. — Sind der alten Schulmeisterin Thränen trocken? Ich dachte ihr nicht zu weh zu thun; aber der dumme Redaktor setzte eine dumme Note hinzu, die eigentlich den Stachel enthielt.

Alle Gemeinden, die Schulhäuser gebaut haben, glaubten, es gehe auf sie, und mancher ist zweg gesprungen und hat einen Gegenartikel wollen machen lassen, und wenn man ihn dann fragte, was man eigentlich schreiben solle, so wusste er nicht was, als: He, gieb ihm ume ume, dem Donner, dass er ds angermal ds Mul zue b'het. Das aber wollte denn doch niemand versuchen.

Ich bin, seit ich bei Ihnen war, nicht müssig gewesen. Wahrscheinlich wird bald ein Gegenstück zu den fünf Mädchen erscheinen, wenn es mir jemand drucken will. Auch der zweite Theil vom Schulmeister wird in längstens einem Monat unter den Leuten sein und dann wird's Donnerwetter losgehen, wenn's auch nur erst Jenner sein wird. Mir ist's gleichgültig. Ausgehalten muss es einmal sein, und da ich überzeugt bin, das Buch werde alle Angriffe aushalten, warum sollte ich sie nicht aushalten? Bin ich doch mehr als das Buch.

Es ist merkwürdig, dass die Welt und nicht Ehrgeiz oder Fleiss mich zum Schriftsteller gemacht. Sie drückte so lange auf mich, bis sie Bücher mir aus dem Kopfe drückte, um sie ihr an die Köpfe zu werfen. Und da ich etwas grob werfe, so will sie das nicht leiden; das kann ihr eigentlich auch niemand übel nehmen. Indessen muss sie mir Platz machen, muss mich gelten lassen und zwar als keinen Esel, muss mir ein vernünftig Wort zu sprechen vergönnen, und wann und zu was ich will. Ist einmal dieses Recht erkämpft, so werde ich sicher manierlich werden und sanft wie ein achttägiges Lamm und zuckersüss wie eine Welschlandtochter auf dem Tanzboden.

Nun will ich das alte Jahr verdämmern und einen Tag nach dem andern vorüberrauschen lassen, hoffend, mit dem neuen Jahre komme neue Kraft zu neuer Arbeit. Jetzt will ich in's Wirtshaus hinauf, zwei Pasteten zu bestellen für's neue Jahr, eine für uns und eine für zwei alte Leutchen, die vielleicht ihr Lebtag keine gegessen oder nicht manche. Es wäre vernünftiger, ihnen etwas anderes zu geben; allein mir kömmt immer vor, einer Freude wisse die Vernunft nicht immer die rechte Schätzung zu machen.

Wir sind Gottlob alle wohl, meine Kleinen alle hellauf. Mein Bube wird kein dummer Kerl und ist nie um eine Ausrede verlegen, während das Mädchen mehr mit Fragen sich beschäftigt und das Dritte der beiden andern Affe ist.

Euch allen wünsche ein recht gut und glückhaft Neujahr, wünsche, dass der Müller weisses Mehl liefere zu den Weihnachtsringen, der Teig gut habe, der Ofen eben recht warm sei und Bäbi aufpasse, wenn's die rechte Zeit sei, einzuschiessen und herauszunehmen, und dass dann das Wohlgeratene lauter fröhliche Gemüther verspeisen möge.

Lebt wohl, vergesst mich nicht, auch nicht mit einem Brief.

Albert Bitzius.»

Gotthelf hat seinem Freund Burkhalter in mehreren seiner Werke ein bleibendes Denkmal gesetzt. So treffen wir im «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» den weltoffenen «schlichten Bauersmann in gelbem, halbleinenem Rock namens Sepp». Auch im wohlmeinenden Götti im Buch «Der Geldstag» tritt uns Burkhalters kluge und gütige Gestalt entgegen. Daneben haben bestimmt noch viele andere währschafte Bauerngestalten in Gotthelfs Werken den Amtsrichter Burkhalter zum Vorbild.

Auch Peter Rosegger, der bekannte Volksschriftsteller Oesterreichs, findet Worte herzlicher Würdigung, als er im Jahre 1898 Burkhalters Lebensbild und Briefe in die Hand bekommt. Er schreibt darüber in dem von ihm betreuten «Heimatgarten» folgendes: «... Dieser Burkhalter, der es aus einem armen ‚Hintersäss' (rechtloser Bürger) zum hohen Rath gebracht, war ein sehr interessanter Mann, ein Naturphilosoph von gediegener Art, dessen schlichte Briefe eine so einheitlich abgeklärte, eigenartige Weltanschauung offenbaren, wie sie heute gar nicht mehr zu finden ist. Wenn er z. B. schreibt, dass jeder Mensch sich das göttliche Wesen so vorstellen müsse, wie er es nach seiner innern Organisation vermöge, so dass man fast sagen könne, jeder habe seinen eigenen Gott, je nachdem er dessen Natur zu fassen vermag,

so ist das ein Ausspruch, der mich höher und wahrer dünkt, als alle dogmatischen Seelenreitereien aller Kirchen zusammen ...»

Die Nachricht von Gotthelfs Tod traf den alten Burkhalter schwer. Mit herzlichen Worten wendet er sich am 25. Oktober 1854 an dessen Witwe, der er durch das gemeinsame Andenken an den dahingegangenen Freund auch fürderhin treu verbunden blieb:

«Verehrte Freundin,

Soeben habe ich den inliegenden Brief erhalten, und da ich sah, dass eine Verwechslung stattgefunden hat, so sende Ihnen selbigen sogleich zurück, um den Irrtum gutmachen zu können.

Ich habe bereits in der Zeitung den Tod meines teuren, unvergesslichen Freundes gelesen, die Nachricht hat mich tief getroffen. Im achtundsechzigsten Jahr meines Alters stehe ich bald vereinzelt da, meine viel jüngeren Freunde gehen vor mir hinüber ins bessere Leben. Auch Ihre Lage kann ich mir vorstellen. Sie haben das schwerste erlitten, allein uns bleibt nichts anders übrig als uns in den Willen der Vorsehung zu fügen und uns mit der Hoffnung zu trösten, ihn bald jenseits wieder zu finden. Indessen werden auch Sie mir im Andenken bleiben. Ihr liebevoller Empfang, wenn ich meinen Freund besuchte, hat mir Sie unvergesslich gemacht. Ich bedaure nur, dass ich ihn nicht noch einmal besuchte, allein meine Kräfte schwinden, das Reisen wird mir beschwerlich.

Leben Sie wohl! Ich grüsse Sie und die Ihrigen recht herzlich und werde Sie stets in meinem Andenken behalten.

Ihr alter
J. Burkhalter, Amtsrichter.»

Es war nur ein kurzer Gang, den wir hier durch die Jahre machen konnten, da Albert Bitzius als Vikar in Herzogenbuchsee weilte. Im Gotthelf-Archiv der Stadtbibliothek Bern, in der Landesbibliothek, unter den Schriften des Staatsarchivs, bei den Kirchenakten und selbst unter den Dokumenten hiesiger Bürger ist noch manches vorhanden über Gotthelfs Buchsizeit. Und manchmal gelüstet einen darnach, all das einmal umfassend und lückenlos zu sammeln und davon zu berichten. Aber das würde den Rahmen dieses Aufsatzes bei weitem sprengen und muss einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Zur Erinnerung an das Wirken Gotthelfs wurde in Herzogenbuchsee eine Alignementsstrasse, die in den Hof des alten Pfarrhauses mündet, als Bitziusstrasse bezeichnet. Weiter unten im Dorf lädt im Hotel Bahnhof ein schmuckes Bitzius-Säli mit Wandgemälden aus Gotthelf-Erzählungen zu gepflegter Gastlichkeit und zum Verweilen ein. Es ist verdienstvoll, dass man damit der Zeit gedenkt, da Gotthelf bei uns gewirkt hat. Wer solche Anerkennung für den grossen Dichter zu bescheiden findet, der mag sich damit zufrieden geben, dass vielleicht einmal an der ehrwürdigen Dorfkirche, am Pfarrhaus oder an anderer passender Stelle eine schlichte Gedenktafel in aller Bescheidenheit dem Vorübergehenden verkünden wird:

«Hier wirkte vom 23. Mai 1824 bis zum 3. Mai 1829 Albert Bitzius als Vikar, der nachmalige Volksschriftsteller Jeremias Gotthelf.»

Werner Staub

Benutzte Quellen: Gotthelfs Werke; Gotthelfbiographien; Briefe aus Privatbesitz; mündliche Ueberlieferung. Insbesondere wurden verwendet: Manuel Carl: «Gotthelf Biographie von 1857». Bitzius Albert: «Briefe von Jeremias Gotthelf an Amtsrichter Burkhalter, 1897». Burkhalter Joseph: «Amtsrichter Burkhalter und seine Briefe an Jeremias Gotthelf, 1899». Hunziker Rudolf: «Aus Jeremias Gotthelfs Vikariatszeit, 1917». Rössle Wilhelm: «Jeremias Gotthelf als Volkserzieher, 1917». Hunziker Rudolf: «Der junge Gotthelf als Seelsorger, 1921». Hopf Walter: «Jeremias Gotthelf im Kreise seiner Amtsbrüder und als Pfarrer, 1927». Hunziker Rudolf: «Jeremias Gotthelf, 1927». Günther Werner: «Der ewige Gotthelf, 1934». Muschg Walter: «Jeremias Gotthelfs Persönlichkeit; Erinnerungen der Zeitgenossen, 1944».

EIN PAAR GEDICHTE VON WALTER FLÜCKIGER, OSCHWAND (1874—1928)

Lueg is Land

Der letschti Haber lit am Rein,
Der Summer flieht für hür,
E mildi Sunne strychlet ein,
Der Herbst steit vor der Tür.

d'Härdöpfelstude falle y,
d'Mistbirrlig zeichne ab
Und d'Hüeterglöggli lüte scho
Der Summerpracht is Grab.

Jetz sy die Garbe alli dinn,
Der Heustock macht si breit
Und wie ne Mantel bhäb und warm
Het s'Dach si drüber gleit.

Es spienzlet si im Sunneglanz
Mängs währschafts Burehus,
Luegt fründlig us em Hostertchranz
Und schnuppet Wohlsy us.

Es Taunerhüsli steit am Wald
Vertschuppet, schmal und bring,
s'lit Ufläs-Holz am Tennstor no,
Derby es Chüppeli Ching.

Wo ist acht s'Glück jetz meh daheim
Im grosse Hus? Im Ghütt?
Bi däm wo s'Chorn nom Chrättli schetzt?
Bi däm wos misst nom Mütt?

Frog nid! Gsehsch, so wie d'Sunne schynt
Und Räge fallt uf s'Land,
Flicht d'Chrankheit, s'Stärbe, um e Möntsch
Ganz s'glychlich Lydesband.

Hut lächlet s'Glück im chlyne Hus,
Morn schüttlet s'Leid der Rych,
De wächslets und geit Cheeri um
Und z'letscht wird jede glych.

Im Bieck

Der Bisluft strycht am Waldsaum no,
Het Fäcke us em Näbel gno
Und leit im Gheime über Nacht
Uf Bäum und Stude d'Winterpracht
    Vo Bieck.

Es jedes Grotzli steit im Schmuck,
Het ghöchet um ne tolle Ruck
Und jede Baum im ganze Holz
Treit s'wysse Chünigschrönli stolz
    Vo Bieck.

Bir Tanne hänkt er Tschottle a,
D'Weymuete muess es Hüübli ha
Und s'Buecheblatt e Chrälli-Chranz,
s'Farnchrut e Spitzli-Firlifanz
    Vo Bieck.

I sött dürs schmale Wägli y
Am Tannewäldli satt verby.
Do rüefe d'Estli: «Halt, gib Acht,
Häb Sorg zu üser Wintertracht,
    Zum Bieck.

Mir wüsses scho, sie wird vergoh,
Doch z'erst wott d'Sunne drüber cho;
Wott glänze, lüchte, wyt und breit
Uf üser Winterherrligkeit
    Im Bieck.»

Grösser weder s'Leid ist d'Liebi

Es blüeit uf üsem Todtehof
e Baum voll wyssi Rose,
s'si tusig Chnöpf und Blueme dra,
e ganzi Wulke hanget a
und hüllet s'Grab und s'Grabchrüz gly
is Sinnbild vo der Liebi y
mit tusig wysse Rose.

Mir träge uf e Todtehof
gar mängi gchnickti Rose.
Mir chöme lang im schwarze Chleid
und setze s'Chrüz, s'Sinnbild vom Leid.
Mir pflanze au mit linder Hand,
um d'Läri z'decke dert am Rand,
es Bäumeli mit Rose.

Doch nodisno verwandlet d'Zyt
der Schmärz und s'Leid i d'Liebi.
Gsehst, d'Läri wird vom Bluest verdeckt
und s'Chrüz vom Grüen und Wyss versteckt.
Wärs no so schwär, dys Chrüz und Los,
der Schmärz und s'Leid au riesegross —
no gwaltiger ist d'Liebi.

AUS DER TÄTIGKEIT DER HEIMATSCHUTZ-GRUPPE OBERAARGAU IM JAHRE 1957

Aarwangen: Eine lebhaft umstrittene Heimatschutzangelegenheit bot der *projektierte vergrösserte Konsumladen* in einem bestehenden Gebäude, von welchem der Südteil abgebrochen und durch einen modernen, hervorstehenden einstöckigen Baukörper ersetzt wurde. Unser Bauberater, Herr Architekt Kuhn, hat durch ein abgewogenes Gutachten an den Gemeinderat eine willkommene Klärung gebracht. Die Verbesserung der verbleibenden Westfassade und des Südgiebels hob er als grosses Entgegenkommen der Bauherrschaft hervor. Obschon der neue Anbau vom vorhandenen Hause ganz absticht, wirkt er doch nicht übertrieben modern, dank der massvollen Schaufenstergestaltung. Das ganze Bauvorhaben zeugt von einfühlendem Bestreben zu einer möglichst günstigen Lösung. — Der abgebrannte *Gasthof Zum wilden Mann* ist, durch den Gemeinschaftsgeist der Bürgerschaft, in alter bernischer Bauart neu erstellt worden. Zur Würdigung dieser Tat hat der Heimatschutz einen bescheidenen Beitrag an den von Herrn W. Soom entworfenen, edelgeformten Träger zum Aushängeschild gestiftet.

Graben-Berken: Nach einer Zusammenkunft in Graben mussten wir die kantonale Forstdirektion Bern zum Einschreiten veranlassen wegen der Gefährdung der unter den Schutz des Staates gestellten *Aareinsel Vogelraupfi.* Es geht um die Regulierung des Wasserlaufes zur Erhaltung eines Naturreservates für die Vögel.

Hellsau bei Seeberg: Das grosse, gutproportionierte Bauernhaus H. Bieri — unverkennbar ein früheres Herrenhaus — fällt auf durch seine markanten Solothurnsteinpartien (Sockel, Hauseingang, Fenstereinfassungen, Gurt über den Fenstern, Eckpfeiler). Damit diese Natursteine bei der Haus-Renovation fachgemäß überarbeitet werden konnten, hat der Heimatschutz seine Unterstützung geboten.

Herzogenbuchsee: Die Innenräume des alkoholfreien *Gasthauses und Gemeindehauses Zum Kreuz* müssen wegen veränderter Betriebsverhältnisse umgebaut und neu eingerichtet werden. Dabei bleibt aber der althergebrachte Charakter des prachtvollen Barockbaus gewahrt. Die hohen Baukosten nötigten die gemeinnützige Betriebsgesellschaft auch zu einem Notruf an uns;

zu unserer Freude konnten wir ihr einen Beitrag aus Seva-Geldern vermitteln. — Die überaus wichtigen *Ausgrabungen am Aeschisee* bewogen uns, den zuständigen Vereinen in Herzogenbuchsee unsere Mitwirkung zur Schaffung eines Freilandmuseums bzw. einer Pfahlbausiedlung anzubieten. — Ferner begrüssen wir die Planung eines Heimatmuseums, sei es im Kornhause oder in andern geeigneten Räumen. Das Kornhaus würde sich vortrefflich eignen zum Einbau der dort deponierten bemalten Decken aus dem alten Hotel Kreuz, Langenthal.

Huttwil: Wir freuen uns an der von uns befürworteten Erhaltung einer das Strassen- und Ortsbild zierenden Ulme. Einstweilen kann sie noch dem zunehmenden Verkehr trotzen.

Langenthal. In einer Einsprache gegen den *fünfgeschossigen Wohnblock* der Pensionskasse Wander AG an der schmalen Schulhausstrasse, ersuchten wir um Beschränkung auf vier Geschosse, ferner um grössern Bauabstand ab Trottoirrand. An drei Einigungsverhandlungen beharrte die Bauherrschaft auf der projektierten Höhe. Doch willigte sie schliesslich ein in grössern Abstand ab Fahrbahn von mindestens 8 m sowie passende Gestaltung der dort entstehenden Parkplätze, ebenso merkliche Verbesserungen der strassenseitigen Fassade.

Die Hallstattgrabhügel im Unterhard sind, als Zeugen vorchristlicher Zeiten, instand gestellt, bepflanzt und gekennzeichnet worden. Der Burgergemeinde gebührt grosser Dank für ihre Pietät.

Rohrbach: Bei der Renovation der Kirche sind unsere Wünsche für Erhaltung und Bearbeitung der Sandsteinpartien (Gurt bei der Dachuntersicht, Fenstereinfassungen, Lisenen) trotz erheblichen Mehrkosten erfüllt worden. Aus diesen Gründen hatte ein Beitragsgesuch an den Heimatschutz Erfolg. — Auf Begehren des Gemeinderates erteilte unser Bauberater zum Umbau der *alten Gemeindescheune* bei der Kirche wohldurchdachte Ratschläge, die von den Behörden und vom bauleitenden Architekten gut aufgenommen wurden.

Seeberg: Zu unserer grossen Genugtuung gelang *das Verkabeln* einer Hochspannungsleitung, damit das Vorgelände der altehrwürdigen Kirche frei bleibe. Angemessene Aufteilung der Kosten auf kantonale Baudirektion, Ortsbehörden und Heimatschutz! Ein sehr geschätzter Beitrag der Elektrizitätswerke Wynau AG diente zur Entlastung des Heimatschutzes.

Stauffenbachtäli bei Ochlenberg: Dort ist — in verkehrstechnischer Beziehung — eine ausgezeichnet gestaltete neuzeitliche Strasse dem Stauffen-

bach entlang entstanden. Der sich ehemals natürlich schlängelnde Bach, mit zierlichem gewölbtem Brücklein aus Natursteinen, anmutig belebt von Waldessaum, Bäumen und Sträuchern dem Ufer entlang, ist jetzt umgestaltet zu einem frei gelegten, geregelten Bachlauf in der Währung eines Kanals. Das frühere reizende Idyll einer unberührten Landschaft, ein urwüchsiges Stück Heimat, hat leider den Geboten der Technik und des Rationalismus weichen müssen.

Wangen an der Aare: Der kantonale und unser oberaargauischer Bauberater haben den Gemeindebehörden in einer lohnenden Aussprache massgebende Richtlinien zur Korrektion des Stadtbaches vorgetragen. — Ebenso überzeugend wirkten an einer spätem abendlichen Zusammenkunft die trefflichen Vorschläge unseres Bauberaters für die Auswahl der Strassenbeleuchtung im Stadtkern. — Die vom gesamten Vorstande besuchte 700-Jahr-Feier, mit dem glanzvollen Festzuge und dem eindrücklichen Festspiel, bleibt uns allen in schöner Erinnerung.

Wynau: Zur Restaurierung des grossen, einzigartigen *Pfarrhauses* mit angebauter mächtiger Scheune bot ein wertvolles Gutachten unseres Bauberaters nützliche Anleitung für die Bauarbeiten. Zum Glück ist die einsichtige Kirchgemeinde bereit, die baufällige Scheune in ihrem ursprünglichen Zustande zu erhalten. Würde sie abgerissen, wäre das übrigbleibende Pfarrhaus in seinen Proportionen entsetzlich entstellt. An die durch Heimatschutzbegehren entstehenden Mehrkosten leistet die Kantonalkasse einen Beitrag. — Die seinerzeit von uns gepflanzte Pappelreihe am Wynauer Stutz hat leider wegen der vorjährigen ausserordentlichen Kälte derart gelitten, dass die Bäume entfernt werden mussten. Sie hatten manches Jahr das Landschaftsbild herrlich belebt.

Allgemeines: Wegen notwendiger Kürzung des Berichtes können nur noch angedeutet werden: *das Jahresbott,* unter Bäumen in freier Natur in Rumisberg, mit anschliessender Ortsbegehung unter Führung des begnadeten Walter Soom, ferner durchgeführte *Heimatabende* in Herzogenbuchsee und Stauffenbach-Ochlenberg.

Mitgliederbestand auf Jahresschluss: 352. R. Pfister

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort (Dr. Robert Obrecht) 5

Von der Entstehung und dem Wandel des Begriffes Oberaargau (J. R. Meyer). . 7

Der mittelalterliche Dinghof Herzogenbuchsee (Dr. Hans Sigrist) 18

Das Reservat Lehnfluh (Dr. E. Bütikofer) 7

Von der ältesten schweizerischen Pferdehaarspinnerei (Helene Roth) 30

Aus der Urwelt des Oberaargaus (Dr. Friedrich Brönnimann) 41

Landschaft und Menschen im Oberaargau (Valentin Binggeli) 53

Das Unteremmental und seine Beziehungen zum Oberaargau (Dr. H. Schlunegger) 65

Der Oeschenbachzehnt (Otto Holenweg) 74

Lotzwil, sein Name und seine Kirche (Moritz Javet) 93

Ulrich Dürrenmatt 1849—1908 (Peter Dürrenmatt) 101

Felix Anderegg, ein Pionier der oberaargauischen und der schweizerischen Landwirtschaft 1834—1911 (Dr. Hans Freudiger) 107

Die Förderung der Landwirtschaft im Oberaargau im Laufe der Zeiten (W. Bieri). 120

Der Ursprung des Wappens von Stadt und Amtsbezirk Wangen an der Aare (Karl H. Flatt) 133

Die Regeneration von 1830/31 im Kanton Bern (Robert Studer). 135

Oberaargau in meinem Gedenken (Karl Alfons Meyer). 149

Jeremias Gotthelf und Herzogenbuchsee (Werner Staub) 158

Ein paar Gedichte von Walter Flückiger, Oschwand (1874—1928) 182

Aus der Tätigkeit der Heimatschutzgruppe Oberaargau im Jahre 1957 (Rudolf Pfister) 186

Jahrbuch des Oberaargaus 1958

Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde